Coblenz

unter

dem letzten Kurfürsten von Trier

Clemens Wenzeslaus

1768 bis 1794.

Von

Al. Dominicus,

Director des Königl. Gymnaſiums.

Com. Bibl. zu Neuwied

VIII 160

Gymnasium mit Realprg.
Schülerbücherei
Neuwied

B. 222

Mit einem Plane der Stadt aus dieſer Zeit.

Coblenz.

Verlag von J. Hölſcher.

1869.

95/10465 P-SOM

Rheinische Landesbibliothek
Koblenz

Vorwort.

Die folgenden Mittheilungen über Topographie, Culturzuſtände und Geſchichte der Stadt Coblenz ſind durch einen im Spätherbſt 1867 gehaltenen Vortrag veranlaßt worden. Die erſte Abtheilung desſelben, „Coblenz vor hundert Jahren," hat wenige Zuſätze erhalten, die zweite dagegen, „Coblenz unter Clemens W.," iſt gänzlich umgearbeitet und durch den aus dem hieſigen Archiv, den Magiſtratsprotokollen, verſchiedenen Correſpondenzen und anderen Litteralien gewonnenen Stoff ſehr erweitert worden. Natürlich ſind auch die bereits gedruckten Quellen, die gesta Trev. ed. Wyttenbach et Mueller, das Intelligenzblatt, die Geſetzſammlung von Scotti ꝛc., ebenſo die Werke von Marx, Perthes, Chr. von Stramberg ꝛc. benutzt; doch bin ich auch bei dieſen auf die urſprünglichen Quellen zurückgegangen und lege eine auf ſelbſtändiger Forſchung beruhende Arbeit vor. Mündliche Ueberlieferungen aus der kurf. Zeit beſtehen nur noch wenige; die franz. Revolution hat die Erinnerung an das Frühere vernichtet; die Bevölkerung iſt eine größtentheils andere geworden.

Haben ſolche Bilder von den Verhältniſſen einer einzelnen Stadt ihr nächſtes Intereſſe naturgemäß für die Bewohner derſelben, ſo enthalten ſie doch auch manches für die allgemeine Cultur und Geſchichte der Zeit Bedeutende; ich habe es deshalb auch nicht geſcheut, beſonders in den Abſchnitten über die Emigranten, die Preußen in Coblenz u. ff. da, wo die Wichtigkeit der Verhältniſſe es zu verlangen ſchien, über die engen Gränzen des ſtädtiſchen Weichbildes hinauszugehen und das in Coblenz Geſchehene im Zuſammenhang mit den großen Ereigniſſen der Zeit zu betrachten. Indem ich ſchließlich Allen meinen beſten Dank ausſpreche, die mich bei der Sammlung des Stoffs freundlich unterſtützt haben, bitte ich einige bei längerer Unterbrechung der Arbeit und des Drucks überſehene Ungleichheiten der Schreibweiſe und Darſtellung zu entſchuldigen. Bei den localen Angaben, für die ich die Jahre, von denen die Rede iſt, zu beachten erſuche, wird das beigegebene Kärtchen die Auffindung erleichtern.

Coblenz, Weihnachten 1868.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniss.

		Seite.
	Einleitung	1—3
1.	**Coblenz vor hundert Jahren**	3—38
	Begränzung durch Mauern und Thore . . .	4—8
	Straßen, Plätze, Häuser	8—13
	Bewohner im Allgemeinen	13—15
	und beſonders die Bürger und ihr Leben, dargeſtellt im Anſchluß an die Thätigkeit des Magiſtrats .	15—26
	Der Rathſtand und die Nobleſſe	26—32
	Die Verhältniſſe der Stände untereinander und zum Kurfürſten	32—38
2.	**Coblenz unter Clemens Wenzeslaus**	38—240
1.	Wahl und Regierungsantritt	38—49
2.	Locale Verhältniſſe	49—76
	a) Plätze und Straßen	49—57
	b) Der Reſidenzbau	57—68
	c) Folgen des Reſidenzbaues localer Art . .	68—76
3.	Das Leben der Bewohner und ihre Beſchäftigungen, beſonders die Gewerbe, der Handel, das Fabrikweſen	76—85
4.	Erholungen und Vergnügen	85—92
5.	Die Verwaltung der Stadt	93—102
6.	Mißſtände bei der ſtädtiſchen Verwaltung und Unruhen	102—110
7.	Die geiſtigen Intereſſen; zunächſt das Schulweſen .	110—127
8.	Das Leben am Hofe und der Einfluß desſelben auf Kunſt und Wiſſenſchaft	127—146
9.	Einwirkung der franzöſiſchen Revolution; das Treiben der Emigranten	147—173
10.	Die Preußen in Coblenz	173—182
11.	Schrecken im October 1792 und erſte Flucht des Kurfürſten	183—200
12.	Die Zeit während der Entfernung des Kurfürſten .	200—218
13.	Das letzte Jahr der kurtrieriſchen Herrſchaft in Coblenz	218—230
14.	Die Kataſtrophe und Schluß	230—240

Einleitung.

Was Göthe von den Menſchen ſagt: „Wer lebt, verliert, aber er gewinnt auch“, das gilt ebenſo von ihren Wohnſtätten; auch dieſe verlieren während ihres Beſtehens an ihrer äußeren Erſcheinung wie an innerer Eigenthümlichkeit, aber der Verluſt erſetzt ſich auch und verwandelt ſich häufig zum Gewinn. Tragen zu dieſem Wechſel gewöhnlich die geographiſche Lage und große politiſche Ereigniſſe, der verheerende Krieg wie der nährende Friede, das Meiſte bei, ſo wirkt doch häufig auch die Neigung und Einſicht eines Fürſten entſcheidend ein. Jeder Blick auf heutige große Reſidenzen lehrt dieſes. Coblenz iſt keine große Stadt und war früher noch viel kleiner; aber auch ſie hat ihre durch ähnliche Verhältniſſe bedingten Perioden des Wachsthums und der Verödung, des Gewinns und des Verluſtes. Hält man im Allgemeinen die Lage einer Stadt an zwei großen ſchiffbaren Flüſſen für beſonders günſtig, glaubt man, daß der durch ſolche Lage erleichterte und vermehrte Verkehr die Entwickelung fördern und den Umfang leicht ausdehnen müſſe, ſo ſteht dem die Thatſache entgegen, daß überhaupt keine wirklich großen Städte an der Mündung eines Stromes in einen anderen liegen, und daß nur da eine mäßige Größe erreicht wird, wo die eine Erweiterung allein geſtattende Landſeite nicht durch Befeſtigungen geſchloſſen iſt. Unſere Stadt iſt Feſtung, und die errichteten Mauern, Wälle und Gräben hinauszuverlegen, iſt koſtſpielig und deshalb trotz alles Bedürfniſſes ſchwer, wie

das die Verhandlungen der neueſten Zeit zeigen. Indeſſen ſchon dreimal hat Coblenz ſich über ſeine Ringmauern ausgedehnt; es wird es auch zum viertenmal thun müſſen. Aus der römiſchen Niederlaſſung auf dem höheren Theile war erſt die fränkiſche, an der Moſel gelegene Stadt geworden, deren Begränzung, noch in einigen Mauer- und Thurmreſten ſichtbar, ſich in einer Linie von dem Moſelfahrthor, dem jetzigen Wolfthor, hinter dem Altengraben, Plan, Entenpfuhl und der Kornpfortſtraße hinzog, welche zuſammen eben den eigentlichen alten Stadtgraben einnahmen. Im 13. Jahrhundert hatte die Stadt zum Theil im Streit, zum Theil mit Bewilligung ihrer Herrn, der Erzbiſchöfe von Trier, die im Laufe der Zeit außerhalb jener alten Mauern neu entſtandenen Straßen in weiterem Umfang befeſtigt und dieſen behielt ſie bis in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts. Erſt da folgte ein neuer wirkſamer Anſtoß zur Durchbrechung der engen Begränzung. Wir verdanken denſelben dem letzten Kurfürſten von Trier, Clemens Wenzeslaus, welcher vor 100 Jahren ſeine Regierung antrat. Er war ein Fürſt voll Milde und Wohlwollen, reich gebildet, die Bedürfniſſe der Zeit erkennend und einſichtig beurtheilend, unabläſſig thätig für das geiſtliche und weltliche, das materielle wie das geiſtige Wohl ſeiner Unterthanen, zugleich aber auch erfüllt von warmer deutſcher Geſinnung. Freilich hat er nicht immer die richtigen Mittel gewählt, nicht immer gleichmäßig und feſt die Durchführung ſeiner Maßregeln betrieben, ſondern ein Kind ſeiner Zeit, durch zahlreiche Anordnungen und Befehle oft mehr Unruhe und Gährung in die geiſtige Thätigkeit hineingetragen, als eine ſtetig fortſchreitende Entwicklung bewirkt; er hatte nach mehr als zwanzigjähriger friedlicher Regierung nicht die Kraft, den großen Stürmen der Zeit mit Erfolg entgegenzuarbeiten, nicht die Macht, dem gewaltſamen

Einſturz des morſch gewordenen Römiſchen Reiches deutſcher Nation und damit ſeiner eigenen Herrſchaft energiſch entgegenzutreten, aber ſeine Regierung hat über die letzte Zeit des trieriſchen Kurfürſtenthums dennoch reichen Segen verbreitet; ſie bildet das milde Abendroth vor dem Einbrechen einer dunkeln Periode der Zerſtörung und fremder Gewalt, die erſt nach mehr als einem halben Menſchenalter einer neuen Morgenröthe weichen ſollte; es hat ſich dieſer Fürſt insbeſondere um Coblenz große und zahlreiche Verdienſte erworben, die nicht nur die Zeitgenoſſen beglückten, ſondern auch noch auf das Wohl der ſpäteren Geſchlechter einwirken, ſo daß es ſchon die Pflicht der Dankbarkeit erheiſcht, die Erinnerung an ihn feſtzuhalten. Ich benutze das Säcularjahr ſeines Regierungsantritts dazu, um Coblenz darzuſtellen, wie es vor hundert Jahren war, und was es unter und durch Clemens Wenzeslaus wurde.

1. Coblenz vor hundert Jahren.

Von der Karthauſe oder dem Beatusberge her führte als Hauptſtraße der „Kreuzweg“ zu der Löhrpforte. Vor dieſer lag ein Schlagbaum, ein Wachthäuschen mit beſonderer Offizierſtube daneben. Das Thor ſelbſt war im Sommer von 9 Uhr, im Winter von 5 Uhr an geſchloſſen, das Sperrgeld diente zum Unterhalt der Straßenbeleuchtung. Der ſogenannte Steinweg war von der Löhrpforte einerſeits nach dem Weißerweg, andererſeits zur Steinkaule an dem Karthäuſer Berg gerichtet. Folgen wir indeſſen keinem dieſer Wege, begeben uns längs dem vierzehn Jahre früher gegen die Uebergriffe der benachbarten

Feld- und Gartenbeſitzer neu vermeſſenen Glacis nach der Moſel zu, und ſchauen über den trocken liegenden Graben, wo das Vogelſchießen gehalten wurde, und über die Wälle nach der Stadtmauer hinüber, um, dieſer folgend, den damaligen Umfang von Coblenz zu vergegenwärtigen, und zugleich einen und den andern Blick auf das eigenthümliche Treiben an den Hauptthoren zu thun.

Da wo jetzt die Eiſenbahnbrücke in die Stadt führt, erhob ſich der anſehnlichſte aller Befeſtigungsthürme, der Ochſenthurm, zugleich das Hauptgefängniß der Stadt; 1794 wurde er von den Franzoſen geſprengt und ſechs Jahre darauf gänzlich abgetragen, nachdem er Coblenz über 500 Jahre, und zwar 1688 mit beſonderem Erfolg geſchützt hatte. Von da zog ſich die Mauer, wie die zum großen Theil noch erhaltenen Reſte zeigen, zum Weißer Thore mit ſeinem erſt 1812 abgebrochenen viereckigen Thurm und weiter längs der jetzigen Eiſenbahnſtraße zu dem damaligen Ende der Löhrgaſſe, dem am weiteſten nach Süden vorſpringenden Punkte der Stadt; es war das eine Stelle, wo gewöhnlich ein ſehr reges Leben herrſchte. Der Weg wendete ſich nämlich von dieſer „Innen-Löhrpforte“, die man damals die neue nannte, in einer öſtlichen Krümmung zu der vor dem alten vermauerten Löhrthor gelegenen Brücke, die über den Stadtgraben zu einem Vorwerk, und von dieſem zum Kreuzweg führte, auf dem man, wie bereits bemerkt, zur Karthauſe und damit zur Hauptſtraße nach dem Hundsrücken und nach Mainz gelangte. Alles, was zu Lande von dem nahen oder fernen Süden her kam, Poſten, Reiſende, Bauern mit ihren Fuhren und „Mannen“, Coblenzer ſelbſt, die aus dem Stadtwald Holz und Reiſer beifuhren oder in die fruchtbaren, ſorgſam benutzten und mit Sommerhäuschen geſchmückten Gärten gingen, trafen hier zuſammen. Es lagen innerhalb der

Wälle die Zimmerwerfte, zu denen ſich öfter der Bürgermeiſter und Altſtamm, einer der oberen Forſtaufſeher, begaben, um nachzuſehen, ob nicht etwa mehr Baumſtämme da lägen oder bearbeitet würden, als aus dem Walde angewieſen waren; die meiſtens 18 Mann zählende Wache beaufſichtigte nicht bloß die in die Stadt kommenden Perſonen, hielt unnützes Geſindel ab, führte verdächtige Paſſagiere durch die Stadt hindurch und zu einem andern Thore hinaus, ſondern überwachte auch die Einfuhr, hielt Holzfrevler an und confiscirte unreifes Obſt. Von dem alten, vor ungefähr 30 Jahren abgebrochenen Löhrthor ſetzte ſich die Mauer in nordöſtlicher Halbbiegung erſt zur Görgenpforte, vor deren Thurm der Marſtall der Gardenpferde und weiter hinaus eine Schanze mit der Soldaten- oder Michaelscapelle lag, und von da hinter der jetzigen Magazinſtraße und dem Civilcaſino zum hohen Pulver- oder nachmaligem Waſſerthurm weiter fort. Hier, dicht vor den damaligen Jeſuitengärten, nahm ſie eine grade öſtliche Richtung an und zog ſich hinter den Soldatencaſernen in der heutigen Clemensſtraße zum Schanzenpförtchen, quer über die jetzt den Paradeplatz mit der Neuſtadt verbindende Straße zwiſchen den Häuſern der Gerichtsſtraße und des Clemensplatzes dicht vor dem Görgenklöſterchen am Vogelſang zum Südoſteck der Stadt, da wo das Regierungsgebäude ſteht, welches im Jahre 1768 noch Prieſter- und Waiſenhaus war, wozu es der Erbauer, Kurfürſt Franz Ludwig 1729 beſtimmt hatte. Vor demſelben befanden ſich Befeſtigungswerke, namentlich der Rheincavalier, welcher den Strom und die ſeit 1670 beſtehende Ueberfahrt mit der fliegenden oder „fliehenden“ Brücke beherrſchte. An der Rheinfronte lag kein Prachthotel, wie ſich jetzt eines an das andere reiht, ſondern die Mauer zog ſich einförmig zum deutſchen Ecke hin, nur am Ende der Rheinſtraße durch den ſchwerfälligen Bau des Rheinthors un-

terbrochen. Vor der Mauer erblickte man vom Cavalier abwärts den ſtumpfen Thurm des Rheinkrahnens, das Häuschen des Brückenmeiſters und bei dem Rheinthor ein „kleines Schänzchen“, auf dem ſich der Stadtmagiſtrat öfters zum Empfang hoher Herrſchaften aufſtellte. Eine Treppe abwärts desſelben wurde noch vermißt und erſt 1783 zur Bequemlichkeit der Landenden gebaut. Im Uebrigen nahm den Raum vor der Mauer nur der Leinpfad ein. Von dem Nordoſteck der Stadt oder dem deutſchen Eck an richtete ſich die Mauer mit ihren halb zerfallenen Schießſcharten weſtlich an dem rechten Moſelufer hin. Außer dem gewöhnlich verſchloſſenen Pförtchen der deutſchen Herren bot die Schwanenpforte den nächſten Zugang zur Moſel, und an dieſen ſchloß ſich eine Batterie an, von der bis zur Kornpforte die Fortificationsmauer dicht am Fluſſe hin gebaut war; zwiſchen dieſer und den kleinen, zum Theil überhängenden Häuſern der „Bracke“ lagen nicht blos die dieſen Straßennamen begründenden Baracken, die Wohnungen der invaliden Soldaten, ihrer Weiber und übel beleumundeter Töchter, „der Soldatenmädercher“, ſondern auch ein Viehhof, den der Rathsverwandte Schlink 1764 auf Betrieb des Magiſtrats erbaut hatte, und von dem man ſich für die Stadt ſoviel Vortheil verſprach, daß man ſeine Fertigſtellung nicht blos durch Trommelſchlag in der Stadt, ſondern ſelbſt auswärts durch die Frankfurter Zeitung bekannt machen ließ. Weiter hinauf bei dem Moſelkrahnen und der Kornpforte ging es auf dem Land und Fluß am lebendigſten her; Fahrzeuge, mit den verſchiedenſten Waaren, Frucht, Kalk, Holz u. ſ. w. beladen, hielten dort bis tief in den Fluß hinein; den Marktſchiffen von Cochem, Hönningen, Andernach, Neuwied, Boppard, Bingen u. a. m. waren beſtimmte Plätze zum Landen durch weiße Stäbe in der Mauer bezeichnet; und alle wurden ſorgfältig von den Krahnenadmodiatoren

(d. h. Pächtern des Krahnengeldes) überwacht; Floße band man oberhalb beim Rathhauſe an; auf dem Werft oder „Warff", welches halb der Stadt, halb dem Fiskus gehörte, ſtanden lange Lagerſchuppen, Wagen und Karren, und es fehlte nie an lärmenden und zankenden Fuhrleuten und Schürgern. Die großen Gebäude: das Scheffenhaus mit ſeinem ſchönen Greiffenklauſchen Erker, das Rathhaus, jetzt Kaufhaus, der Büresheimer Hof und noch weiter weſtlich die alte kurfürſtliche Burg überragten, hoch gelegen, die Mauer; noch mehr wurde das Auge durch die „ſteinerne Brücke" gefeſſelt, zu welcher das Moſelthor durch einen hohen Befeſtigungsthurm führte. Auf der Brücke ſelbſt ſtanden außer 2 Zollhäuschen und einem Steinbild des h. Joh. Nepomuk ein anderer von den Franzoſen nachher zerſtörter Thurm mit Zugbrücke an derſelben Stelle, wo bei der neuen Befeſtigung der noch beſtehende Thurm gebaut wurde. Der ganze Landverkehr von dem Maifeld, der Eifel, dem Niederrhein her und nach denſelben Gegenden hin richtete ſich zu dieſem alten Bau des großen Kurfürſten Baldewin; das Sperrgeld trug hier am meiſten ein. Tief unten vom alten Fahr- oder Wolfthor an erſtreckte ſich die Fortificationsmauer bis zu dem Ausgangspunct, den wir wählten, dem Ochſenthurm, ließ aber doch Raum genug, daß zeitweilig große Holzquantitäten „aufgebollert" werden konnten. — Außer den viereckigen anſehnlichen Thorthürmen bog ſich die 30 Fuß hohe Mauer an der Landſeite, wie vielfach noch zu ſehen, in eine große Zahl Halbrundthürme aus. Waren die äußeren Befeſtigungen, die Gräben, Wälle und Schanzen, in langer Friedenszeit theilweiſe zerfallen, ſo ſchmückten doch die ſämmtlichen 50 Fuß hohen Thürme und Halbthürme noch anſehnliche Spitzdächer, die erſt 1811 bei der Geburtsfeier des Königs von Rom von der Stadt zum Verkauf abgebrochen wurden; der Ertrag mußte die Feſt-

koſten decken, und noch mancher der jetzt Lebenden erinnert ſich der daraus für die Jugend angeſchafften guten Bretzeln und Wecke. — Innerhalb dieſer engen Begränzung befanden ſich in etwa 30 Straßen, Gaſſen und Sackgäßchen die Wohnungen der etwa 5000 Seelen zählenden Bevölkerung. Die frequenteſten Theile waren die eigentliche Altſtadt von der Moſelbrücke bis zur Kornpforte, die Weißergaſſe, der Löhr- und Görgendiſtrict, ſowie die Caſtorſtraße mit ihrem Treitauben-, Maiſen-, Hirzen-, Pottgeißer- und Marggrafengäßchen. Die Moſel, nicht der Rhein, war damals die eigentliche Pulsader des Coblenzer Lebens; an der Kornpforte und in der Caſtorſtraße hatten die angeſehenſten Kaufleute, die Lucas, Nauenheim, Pottgeißer, Barth u. a. ihre Häuſer; dort war der Hauptverkehr der Schiffe, und nahe dabei lag das Poſthaus des Poſthalters Maas, der erſt nach 1770 am Entenpfuhl ſich einrichtete; auf dem Wege von der ſteinernen Brücke dahin fanden ſich die Haupt-Gaſtwirthſchaften: der goldene Apfel, die drei Reichskronen, der wilde Mann, der ſchwarze Bär u. a. Am Rhein lag allein neben dem Thore „die Lilie“ des Herrn Engel. Die Hauptſtraßen und Gaſſen waren zwar gepflaſtert oder „paweit“ und hatten ihre Waſſerabläufe, aber die Löcher mußten oft zugeflickt, das Pawei und die Canäle erneuert werden, und allzu reinlich darf man ſich die Stadt durchaus nicht vorſtellen. Wenn auch mehrmals in der Woche gekehrt, und der „Kummer“ und Schmutz von Kehrſelwagen weggeſchafft werden mußte, das Herumlaufen von „Feder- und anderem Vieh“, von Hunden und Katzen auch wieder und wieder verboten wurde, ſo war es doch gut, daß die Fuhrleute 20 ganze und 20 halbe Kutſchen und an die 50 Pferde hatten, und daß ſowohl viele Privatperſonen Portechaiſen beſaßen, wie beſonders der Entrepreneur Herr Haßlacher eine gute Zahl derſelben

ſammt Trägern bereit hielt. Vor einer Durchfahrt des Kurfürſten oder einer andern fürſtlichen Perſon, auch vor dem „hohen Umgang“ wurde jedoch Alles fein ſäuberlich gemacht, Sand aufgeſchüttet und weich oder löcherig gewordene Stellen feſt geſtampft. Vor einem jeden ſolchen feſtlichen Tage überzeugte ſich der Bürgermeiſter und Stadtſchreiber in Perſon, daß Alles in beſter Ordnung ſei. Auch die Beleuchtung mit Pfahllaternen fehlte wenigſtens den Hauptſtraßen vom Rheinthor bis zur Moſelbrücke ſeit 1764 nicht, war aber, wie aus den beſtändigen Klagen zu erſehen iſt, ſehr nothdürftig. Auch „Illuminationslämpcher“ hielt der Magiſtrat für Feſtlichkeiten bereit, ja half damit ſelbſt den kleinen Nachbarſtädten z. B. Caſtellaun leihweiſe aus. Niemand als herrſchaftliche Bediente durften mit „Flammbogen“ über die Straße gehen; die Studentenſchaft oder andere muthwillige Jugend, die dies that, oder gar dabei an den Häuſern ſchellte und klopfte, wurde, wie man dies den Herrn Patres im Jeſuitencollegium voraus ankündigte, von der Wache gefaßt. Für die Sicherheit ſorgten die Wächter auf den Thürmen, „die Nachtsbläſer“ und Patrouillen, welche die Straßen durchwandelten. — An größeren öffentlichen Plätzen war auffallender Mangel. Zwar der alte „Traubenſtrich“ oder Paradeplatz war ſeit 1754 unter Leitung des Hofgärtners Schlickart — ein ſachverſtändiges Mitglied, wie heut zu Tage, hatte der Magiſtrat damals nicht — ſorgfältig mit holländiſchen Linden bepflanzt, mit Ketten umſchloſſen und nur bei wirklichen Paraden geöffnet; der Caſtorhof vor dem von der Leyenſchen Hauſe, dem jetzigen Generalcommando, erſtreckte ſich als breite mit zwei Reihen Bäumen bepflanzte Straße von der Nagelsgaſſe bis zum jetzigen Caſtorplatz; aber dieſer Platz ſelbſt war von Stiftsgebäuden und einem Kirchhof eingenommen; den Jeſuitenplatz verengte ein Gebäude, welches den Anblick des Kir-

chenportals verſperrte, das ſogenannte „Hermannshaus“; kleine andere Häuſer ſtanden vor der jetzigen Weſt- und Nordſeite und der Reſt war mit Weinſtöcken bepflanzt; auf dem Plane ſtanden die feſtgemauerten Fleiſchſcharren der „Hochſchärrer“ und „Dinstagsmetzger“ [1]); ſelbſt der Fruchtmarkt, in deſſen Mitte ein mit Bäumen umgebenes Wachthaus ſtand, und auf dem die zwei Meſſen der Stadt im Herbſt (Michaelis) und Frühjahr (Lätare) gehalten wurden, hatte durch vorſpringende Nebengebäude des Büresheimer Hofs und die weſtlich davon liegenden Gebäulichkeiten bei weitem nicht den Umfang, wie dereinſt bei der berühmten Zuſammenkunft des Königs Eduard III. von England mit Kaiſer Ludwig dem Baiern. Auch die Stelle, wo bis 1766 der Kornmarkt gehalten worden war, vom Abhange des Braugäßchens an nach dem Plane zu, und wo bis dahin vor der älteren Stadtmauer die Gardeſtälle lagen, war endlich ihres berüchtigten „ſpectaculöſen“ Schmutzes und ihrer Pfützen entledigt worden, an die der Namen Entenpfuhl oder, wie der Coblenzer ſagt, „Entenpuddel“ noch erinnert; nachdem nämlich ſchon 1753 auf Anregung des Kurfürſten Franz Georg von Schönborn über die Sache geheim verhandelt worden war, wurde 13 Jahre ſpäter der Platz von den Ställen befreit, in Parzellen getheilt, von der Stadt mitſammt dem Beinhäuschen des Liebfrauenkirchhofs, dem Soldatenkirchhof und dem dort ſtehenden Andreaskapellchen bis an die Michaelskapelle verkauft und der Handelsmann Mazza, der Rathsverwandte Maas, der Schützenmeiſter und der Poſthalter gleichen Namens u. a. führten unter mancherlei Streitigkeit über den Durchbruch der Mauer,

---

[1]) So nannte man die auswärtigen Fleiſcher, die früher nur Dinstags ihre Waare in die Stadt bringen und nur pfundweiſe und wohlfeiler verkaufen durften, aber meiſt auch nur geringere Waare hatten.

die Demolirung des Kirchhofs und über die vom Offizialat verlangte Einrichtung eines neuen Beinhauſes ihre ſechs Häuſer dort auf. — Im Ganzen mangelte es der Stadt jedoch nicht an Luft und Licht, beſonders im öſtlichen Theil. Denn abgeſehen von den noch unbebauten Plätzen an der Firmond, (es waren dies die dem Heddesdorfer Garten zu entnehmenden Plätze der an die jetzige Hofapotheke anſtoßenden Häuſer) und an der Kornpfortſtraße (die ſogen. Rommersdorfer Plätze), hatten die meiſten Klöſter und adligen Wohnſitze große Gärten und Wingerte; die der Karmeliten dehnten ſich z. B. bis zur Rheinmauer, die der Jeſuiten von den Häuſern am Paradeplatz und von einzelnen an der Firmondſeite von den Herrn Patres errichteten Gebäuden bis zur Schanzenpfortmauer und zum Entenpfuhl aus; auch die Nonnen des Georgenkloſters zu S. Martin, die zu S. Barbara und die Weißer-Nonnen hatten mehr oder weniger geräumige Baum- und Gemüſegärten. Die Häuſer bürgerlicher Art, bald ärmlich nur im untern Stock von Stein, ſchmal und mit Ueberhängen gebaut, bald ſolid und nicht ohne mannigfachen Schmuck von Thürmchen, Erkern und Wetterfahnen errichtet, giebelten ſich meiſt ſpitz und in luckenreichen Dächern von alter Zeit her zu, hatten gute Keller und Speicher und entbehrten ſelbſt der Dachkendel nicht mehr, während die ſogenannten Regendächer über den Eingängen abgeſchafft wurden. Die Mehrzahl dieſer Häuſer trug Benennungen der verſchiedenſten Art, die heutigen Tags noch zum Theil beſtehen; in den ſechziger und folgenden Jahren kommen z. B. vor das rothe Rad, das (weiße) Röſſchen, der goldene Ring, der blaue Hecht, das goldene Kreuz, der h. Geiſt, die goldene Sonnenblume, der engliſche Gruß, der Roſenbaum, außerdem die oben ſchon genannten Gaſt- und Wirthshäuſer, deren Schildgerechtigkeit bei jedem Wechſel des Beſitzes beſonders bezahlt werden

mußte, und die beiden Apotheken zum Einhorn und zum Hirſch. Zwiſchen dieſen bürgerlichen Häuſern lagen die anſehnlichen öffentlichen Gebäude und adligen Wohnſitze, deren Umfang und baulicher Schmuck meiſt noch deutlich erkannt werden kann; unter jenen will ich nur erinnern an die alte kurfürſtliche Burg, die jetzige Blechfabrik des Herrn Diez, und das ſchon genannte Prieſter- und Waiſenhaus, ferner an das Rath- und Scheffenhaus und das Hofgericht am Fruchtmarkte (jetzt Pfarrhaus zu U. L. Fr.), den Krämerbau an der Danne, das Stadtbrauhaus oder das alte Haus Monreal am Braugäßchen, endlich das Haus Spey, die jetzige Bürgermeiſterei am Plan, wo die Commandanten v. Brackel, v. Rumling, von Murach, v. Wentz wohnten; unter dieſen ſeien erwähnt der Sitz der Grafen von Baſſenheim mit ſeinen verſchiedenen Flügeln und weiten Hofräumen am Wolfthor, der Metternicher Hof, früher denen von Clodh gehörig, am Münzplatz, damals von Nebengebäuden und dem Münzgebäude größtentheils verdeckt und nur von der Seite des alten Grabens ſtattlich zu ſchauen; ferner der Sitz der Herrn v. Breidbach-Büresheim am Fruchtmarkt, damals von dem Obriſtkämmerer und Amtmann zu Coblenz und Ehrenbreitſtein Franz Ludwig v. Br. B. bewohnt, einem um die Stadt hochverdienten Manne; der gräflich Eltziſche Hof an der Firmung mit den bis zur alten Franziskaner Kirche und dem Hospital ſich erſtreckenden Gärten; das von Clodhſche Haus (jetzt Löwenſtein), zeitweilig in den Hof von Holland verwandelt und erſt 1776 wieder mit ritterſchaftlicher Freiheit ausgeſtattet; „der von der Leyen Hof", das jetzige Generalcommando, der geräumige Wohnſitz eines der reichſten Grafen- nachher Fürſtengeſchlechter, deſſen Gärten ſich längs der Nagelgaſſe bis zu den Häuſern am Paradeplatz und an der Rheinſtraße ausdehnten, ferner das Saftiger Haus

am Eck der Rhein- und Caſtorpfaffenſtraße, unter Clemens Wenzeslaus die Miethwohnung des Miniſters Freiherrn von Duminique, jetzt Militärcaſino, das Freiherrlich Booſiſche Haus, jetziges Juſtizgebäude, gegenüber das von Collſche, wo jetzt Banquier Clemens wohnt, und mit rückwärts daran anſtoßendem Garten das ehemals dem Freiherrn von Eyß, dann denen von Eſch gehörige Eckhaus an der Karmeliten- und Rheinſtraße. An der Löhrſtraße war das Hohenfelder Haus (1750 gebaut) das bedeutendſte, an der Kornpfortſtraße das des Herrn von Eltz-Rübenach, jetzt Sehmer, und das der Freiherrn von Heddesdorf, am Paradeplatz das von Kerpenſche und von Wiltbergiſche, endlich in der Nagelsgaſſe das von Solemacherſche Haus; das letztere iſt das einzige, welches jetzt noch von der Familie beſeſſen und bewohnt wird. Zieht man außer dieſen Gebäuden mit ihrer eigenthümlichen Verzierung und Geſtaltung noch die zum größten Theil ſchon genannten Klöſter mit ihren Kirchen in Betracht, die der Jeſuiten, Dominikaner, Carmeliten, Franziskaner, ferner der weißer Nonnen, derer zu S. Barbara und zu S. Georgen, die beiden ſchönen und merkwürdigen Stiftskirchen zu S. Caſtor und S. Florin, endlich die auf der Höhe der Stadt thronende Liebfrauenkirche und die Commende der deutſchen Herrn mit ihrem jetzt nicht mehr vorhandenen gothiſchen Kirchlein, ſo darf man wahrlich ſagen, daß das kleine Coblenz an den beiden großen Flüſſen einen ſchönen Anblick bot. Und doch, wie viel reicher, umfänglicher, geordneter wurde die Stadt für die nächſte Zeit und die fernere Zukunft durch Clemens Wenzeslaus! —

Betrachten wir uns nun zunächſt die Bewohner, ihre Thätigkeit, ihr Leben und Sein in Freude und Leid! Es waren meiſt mit ihren Verhältniſſen zufriedene, fleißige, genügſame und dabei fröhliche Leute; an kleinem und ſelbſt an er-

bittertem Streit wegen Nahrung und Beſitz fehlte es freilich den zünftigen und unzünftigen Bürgern damals eben ſo wenig, wie zu irgend einer Zeit, aber ſchwere Verbrechen und langwierige Proceſſe kamen verhältnißmäßig ſelten vor, und gar an politiſche Bewegungen, an Unruhen oder Aufſtände dachte kein Menſch. Es war dies natürlich. Die Regierung der letzten in Ehrenbreitſtein reſidirenden Kurfürſten, beſonders des thätigen und ſelbſtändigen Franz Georg von Schönborn 1729—56 und des weichen, nachſichtigen und heiterem Lebensgenuß ergebenen Johann Philipp von Walderdorf 1756—68 war friedlich und wohlwollend, das Verfahren ihrer Miniſter und Beamten frei von aller Härte, die Einrichtung der Juſtizpflege, des Hof- und Scheffengerichts, der Sitten- und Sicherheitspolizei entſprach den Anſichten und Bedürfniſſen der Zeit, die Organiſation des Militare war nicht drückend, der Steuern, der Schirmgulden, des Nahrungsgeldes, der Schatzungsſimpeln [1]) nicht zu viele. Herrſchte unter den Bürgern auch grade kein beſonderer Reichthum, ſo hatten doch Handelsleute und Handwerker genug Verdienſt, ſo daß eine gute Zahl in behaglicher Wohlhabenheit lebten; gab es doch z. B. unter den etwa 50 Metzgern ſolche, die wie Hr. Schlink ihre 300 Hämmel auf die Weide treiben ließen. — An der Spitze der Bürgerſchaft und Stadt ſtand der Magiſtrat oder Stadtrath. Denſelben bildeten vierzehn vom Kurfürſten ernannte Scheffen des Hochgerichts, acht mit kurfürſtlicher Erlaubniß vom Stadtrath gewählte angeſehene Bürger, „die obere Bank“ genannt, und acht ebenſo gewählte Vertreter der Zünfte, „die untere Bank“; zuſammen alſo hatte der Magiſtrat dreißig Mitglieder, die

[1]) Das Nähere über dieſe Perſonal-, Gewerbe- und Grundſteuer bei Scotti III, 1733 ff. Marx II. c. XXXI—XXXVII.

jedoch ſelten bei den Sitzungen vollzählig verſammelt waren, wenngleich den Anweſenden Präſenzgelder (27 Albus oder ½ Thaler) angewieſen wurden. Den Vorſitz führte der jährlich drei Tage vor Pfingſten mit kurfürſtlicher Bewilligung wechſelnd aus den Scheffen und der obern Bank gewählte Stadtbürgermeiſter. Neben ihm wurde gleichzeitig jedesmal ein Ritterbürgermeiſter ernannt; es war dies aber nur eine hiſtoriſche Erinnerung an die Zeit, als die Ritterſchaft noch nicht reichsunmittelbar war. Die Stadtrathsprotocolle nennen in den 60r bis 90r Jahren als Ritterbürgermeiſter Glieder der angeſehenſten Adelsfamilien, derer v. Boos, v. Eyß, v. Mees, v. Keſſelſtadt, v. Hohenfeld, von der Leyen, von Eltz u. ſ. w. Ein aus den Scheffen genommener Syndicus, wie Hr. Haas, Burret u. a., beſorgte die Rechtsangelegenheiten des Magiſtrats bei Gericht und kurfürſtlicher Regierung; ferner ſtand der einflußreiche Stadtſchreiber oft als der eigentliche „Compaß des Bürgermeiſters", z. B. Hr. Bourmer, in den Geſchäften dem ſo oft wechſelnden Haupte helfend zur Seite. Bei den Berathungen und Beſchlüſſen waren als Vertreter des Kurfürſten, ſeiner Rechte und Verordnungen gewöhnlich der Oberamtmann und der Stadtſchultheiß d. h. der Vorſitzer des Scheffengerichts anweſend; z. B. „Seine Excellenz und Gnaden der Oberamtmann Freiherr von „Breidbach Büresheim" und der „Herr Geheimde-Rath Stadtſchultheiß Wueſt, v. Eyß, Hommer." An eigentlichem Gehalt bezogen Bürgermeiſter und Stadtſchreiber ſehr wenig, wohl aber wurden ihnen vielerlei regelmäßige und außergewöhnliche Diäten, auf welche ſie bei manchen koſtſpieligen Verpflichtungen Jagd zu machen wohl veranlaßt ſein konnten, außerdem auch gewiſſe Geſchenke und Holzquantitäten angewieſen; ein Neujahrspräſent von 25 Rthlr. und acht Klafter Holz erhielt ſelbſt der Oberamtmann, die letzteren auch der Ritterbürgermeiſter. Die

regelmäßigen Plenarſitzungen wurden jeden Freitag Vormittag gehalten; an den übrigen Tagen der Woche machte Bürgermeiſter und Stadtſchreiber, öfters auch mit ihnen einige Rathsmitglieder die gewöhnlichſten Geſchäfte, beſonders polizeiliche Unterſuchungen ab und legten Zweifelhaftes oder Wichtiges für das Plenum zurück. Der Magiſtrat hatte die Polizeiſachen und die Privatſtreitigkeiten beſonders der Zunftgenoſſen zu entſcheiden, die ſämmtlichen ökonomiſchen Angelegenheiten zu beſorgen, namentlich „die Rente“ d. i. das Vermögen und die Gefälle der Stadt zu verwalten, die ſtädtiſchen Beamten zu wählen, Aufnahmen in die Stadt und Bürgerſchaft zu bewilligen, die Regierungsverordnungen durch Trommelſchlag und auf der „Harrath“ (Bürgerverſammlung) zu publiciren und auszuführen, endlich die Stadt dem Kurfürſten, dem Domcapitel und der Nobleſſe gegenüber zu repräſentiren. Alle dieſe Angelegenheiten wurden wohlmeinend, ernſt und mit einer auch in dem Kleinſten unermüdlichen Ausdauer betrieben. Eine nähere Betrachtung dieſer Thätigkeit führt am leichteſten in das damalige Leben der Bürger ein.

Zunächſt Einiges von den Polizeiſachen! Da zieht Bürgermeiſter Maas und Stadtſchreiber Bourmer auf Viſitation aus, ob nicht etwa in den Wirthshäuſern gegen Magiſtratsverbot noch nach dem Zapfenſtreich getrunken und geſpielt werde, oder ob ein illegitimirter Fremder aufgenommen ſei, und ſie finden keinen Fehltritt; man unterſucht, ob etwa herumgelaufenes Geſindel ſich in den Häuſern an der Mauer oder auf dem Karthäuſer Hof aufhalte; Diebe und Betrüger werden zu Geldſtrafen, zu Schandpfahl und Landesverweiſung condemnirt, eine Magd, die trotz 10 Rhlr. Lohn und einem Paar Schuhe ihren Dienſt verlaſſen will, weil ihr die Frau nicht gefällt, wird genöthigt, ihr Jahr auszudienen. Man ſetzt einen Mann wegen

reſpektwidrigen Benehmens gegen den Herrn Bürgermeiſter auf acht Tage in den „Bürgergehorſam“ und verurtheilt einen andern wegen realer und verbaler Injurien gegen den Herrn Stadtſchreiber zu Abbitte und Beſchaffung einer Kirchenbank nach Liebfrauen, ſtraft Hammelsjungen, die ein Rübenfeld haben abätzen laſſen, mit einigen Hieben ab und läßt ein „ſchweifendes“ Weib, nachdem ſie 24 Stunden bei Waſſer und Brot im Ochſenthurm geſeſſen, in der Stadt herumtrommeln. Es ergehen auf der „Harrath“ ſtrenge Ankündigungen: Es ſollen alle Vorkäufe und Winkelhändel zu heilſamer Marktordnung unterbleiben; unreifes Obſt ſoll an den Thoren zertreten oder ins Waſſer geworfen, und was man von ſchlechten Häringen und Bückingen findet, confiscirt werden; das Kuchenhauen bei den Hockenweibern am Jeſuitengäßchen, und wo ſie ſonſt ihren beſtimmten Stand hatten, ſoll verboten ſein; vagirende Murmelthierkrämer und Bärenführer werden aus der Stadt ausgeſchloſſen, gefährliche Kamine ohne Weiteres eingeſchlagen. Jeder Bürger, ſo gebietet man immer aufs neue, ſoll ſeine Studenten und Kinder von der Straße weghalten; aber man nimmt ſich doch eines Studenten an, der nach einer griechiſchen Defenſion mit ſeinem „Codefendenten“ ein Glas zu viel getrunken, die Wache gehöhnt hatte und feſtgeſetzt worden war. Gegen Brandgefahr muß in jedem Hauſe Waſſer in Bütten bereit gehalten werden, beſonders wenn die Flüſſe bei anhaltender Trockenheit ſinken. Im trockenen Sommer 1766 wollte man die großen Steine unterhalb der Moſelbrücke — und das ſind doch wahrſcheinlich die im Herbſt 1865 aufgefundenen Belaſtungsſteine der alten Pfahlbrücke — zum Nutzen der Schifffahrt wegräumen, zauderte aber, weil die obererzſtiftiſchen Schiffer das Ihrige dazu beitragen müßten, bis es zu ſpät war. — Mit unendlicher Geduld ſuchte der Magiſtrat die unaufhörlichen

Streitigkeiten bei den Zünften zu erledigen, mochten nun die Schuhmacher „eine wehmüthigſte Vorſtellung mit fußfälliger Bitte“ einreichen, daß ein Meiſter dem andern im Nothfalle ein Stück Leder ablaſſen dürfe, oder mochte gegen die Stubenordnung der Krämerzunft einer dem andern einen Spitznamen beigelegt haben, und damit waren die Coblenzer ſchon damals ſchnell bei der Hand, oder mochten die Metzger, die Burkarde, Schlinke, Zimmer u. a. ſich beſchweren, daß die Magiſtratstaxe von 3 Albus[1]) für ein Pfund des beſten Ochſenfleiſches zu niedrig wäre, und daß die Metzger der Juden auch anderes Fleiſch verkauften als das, was ſie nach ihrem Geſetz nicht ſelbſt verzehren durften. Bald klagte ein „Bretzelbäcker“, daß Brodbäcker auch „Mürbes bucketen,“ bald die Schuhmacherzunft, daß zu viele Meiſter zugelaſſen würden, bald die Perückenmacher, daß ein Meiſter dem andern einen Lehrling abwendig gemacht, oder daß Pfuſcher und Generalsbedienten ihnen ins Handwerk griffen, bald ein Schneider, der ſeine 3 Jahre gelernt, 3 Jahre gewandert und 3 Jahre als Tafelſchneider gearbeitet hatte, daß die Koſten bei Anfertigung des Meiſterſtücks zu hoch ſeien; und damit mochte er Recht haben, denn der Vorſchank der Verzehr bei Beaufſichtigung der Arbeit und dem Examen endlich der Präſentirwein beim Schluſſe koſteten allein 30 Thlr., und dazu kam noch das Zunftgeld von 20 Thlr. Der Stadtfähndrich Lucas, der angeſehene Amtsmeiſter der hieſigen Krämer- d. h. Kaufmannsgeſellſchaft, reichte Beſchwer ein, daß der Traudes ſich weigere, 50 Gulden Bürger- und Krämergeld zu zahlen, aber vergebens. Der Magiſtrat erkannte, der Verklagte habe ſein Recht vom Vater geerbt. — Die Aufnahme Fremder in die Stadt als Beiſaſſen und die Verleihung des Bür-

[1]) 1 Alb. = 6 und ſpäter = 5 Pfennige an Werth.

gerrechts wurde nicht leicht gewährt. Wer Bürger werden wollte, mußte 300 trieriſche oder 200 rhein. Gulden Vermögen vorweiſen, und ſeine Profeſſion durfte dabei nur mit 50 fl. in Anſchlag gebracht werden. Die Zeugniſſe über rechte Geburt und Abſtammung, über Kunſt und Handwerk, über Religion und gute Sitte wurden ſorgſam geprüft. Einen Zahnarzt, der gute „Atteſtata“ über ſeine Kunſt vorgelegt, nahm man nur für ſo lange auf, als er ſich gut aufführe. Doch half hohe Empfehlung ſehr viel, und gegen getaufte Juden war man beſonders nachſichtig; der Bürgermeiſter hob ſie oft ſelbſt über die Taufe und gab ihnen neue Namen, die zum Theil benachbarten Localitäten entnommen waren z. B. „Römſtecken.“ Nachher wurden ihrer zu viele; man erwiderte einem ſolchen Supplicanten, daß die Stadt überſetzt ſei, und daß er ein „ganz ohnenöthiges Möbel abgebete [1])“, aber die kurf. Regierung befahl, und er wurde aufgenommen. — Viele Schwierigkeiten machte die Verwaltung der ökonomiſchen Angelegenheiten. Es mußten die Jahreseinnahmen, etwa 5000 Thlr., und die Ausgaben für die Unterhaltung der ſtädtiſchen Gebäude, der Straßen, des Pflaſters und der Beleuchtung, für die Diäten und Geſchenke, für Unterſtützung „der Heidenmädcher“, der Findlinge und Armen, für neue blauweiße Monturen der Stadttambours (aus den abgetragenen wurden „Camiſöler“ für die

[1]) Solche Verbalformen galten damals für elegant und finden ſich nicht etwa in den Stadtrathsprotokollen als Eigenthümlichkeit des Stadtſchreibers, ſondern ebenſo in den Denkſchriften des Freiherrn Ludw. v. Boos und in den Regierungsacten und Verordnungen. Es iſt namentlich der ſchwachen Conjugation ein viel größerer Spielraum in der Vergangenheit gelaſſen: „er ſpringte, ſchießte“; manche ſolche Eigenthümlichkeit hat ſich in der Volksſprache erhalten; noch hört man getrohten oder getrotten“, wogegen „er trittete“ verſchwunden iſt.

Bettelvögte gemacht), für die verſchiedenen Feſtlichkeiten ꝛc. berechnet, der Stadtrentmeiſter mußte mit den nöthigen Anweiſungen verſehen und zur Rechnungsablage angehalten, alte Rechnungen verglichen und rückſtändige Simpel eingetrieben werden. Die einzelnen Gefälle und Acciſen wurden verpachtet; aber es verging faſt kein Jahr, ohne daß die „Admodiatoren" oder Pächter ſich mit den verſchiedenſten Beſchwerden beim Magiſtrate meldeten. Bald klagte der Krahnengeldadmodiator Carbach, daß der Krahnen ſchadhaft ſei und ihm ſein Geld entzogen werde, bald verlangte der Marktgeld-, der Kaufhaus-, der Wein- und Fruchtacciſen-, der Sperrgeldadmodiator Nachlaß eines Quartals, bald beſchwerte ſich ein anderer, daß der Jude Spitzbart Schmuhl einen Ochſen ohne Acciſe verkauft habe, oder es zeigten Bürger an, daß der Fiſchwagenadmodiator nicht in ſeinem Häuschen bei der Wage auf dem Fiſchmarkt zu finden ſei und ſich ſelbſt mit Salmenausſchneiden befaſſe, oder der Beleuchtungscommiſſar Mazza trug auf ein Magiſtratsconcluſum an, daß den Oellieferanten „eingebunden" werde, kein zu kleines Maß und kein unreines Oel zu brauchen. Die Anordnungen wegen Schließung und Oeffnung, wegen feierlicher Begehung des Waldes, wegen der Waldtage, an denen die Coblenzer, die Neuendörfer und Weißer einzufahren und ſich mit ihrem „nothdürftigen" Holze zu verſehen hatten, wegen Holzhauer- und Fuhrlohn, und beſonders wegen der vielen Holzfrevel nahmen gar kein Ende. Man bedurfte aus dem Walde jährlich ungefähr 2000 Klafter Buchenbrandholz, ferner eine beträchtliche Zahl Eichenſtämme zu Bauten, Lagerhölzern, Kelterbäumen ꝛc., abgeſehen von den zahlreichen Schenkungen, die den Mendicantenklöſtern gemacht, und den Anweiſungen, die den Bürgermeiſtern und anderen Beamten gegeben wurden. Sorgſam wurde deshalb die ſtädtiſche Waldaxt bei dem Bürgermei-

ſter verwahrt, von dem Jäger in benöthigten Fällen zum „Anflitſchen“ der Bäume abgeholt und wieder zurückgeliefert. Die Stadt beſaß aber auch außer dem diesſeitigen großen Wald ſeit alten Zeiten (man verſtieg ſich zu behaupten ſeit 1200) auf der rechten Rheinſeite die ſogenannte Augſt oder Auſt d. h. den Wald des großen um den Bühel bei der Spurkenburg gelegenen Kirchſpiels der Augusta sacra, zu dem die Dörfer Eutelborn, Cadenbach und Arzbach gehörten, ein Beſitzthum, das trotz aller Einbußen von Seiten dieſer oft frevelnden „precariſtiſchen Gemeinden“ [1]) und der gegen die Forſtbeamten gewaltthätigen „Kannenbäcker“ der Umgegend von außerordentlich ergiebigem Ertrage war, und deſſen Verluſt Coblenz bis heutigen Tags zu bedauern hat. — Der Magiſtrat beachtete indeſſen bei aller Sorge für das materielle Wohl der Stadt auch einigermaßen die geiſtigen Intereſſen. Freilich für den höheren Unterricht brauchte er keine Opfer zu bringen; den ertheilten die Jeſuiten umſonſt; höchſtens hatte er die Disciplin zu unterſtützen, Jagdliebhaber unter den Studenten abfaſſen und ihre Flinten confiſciren zu laſſen, ſowie Trinkereien, nächtliches Tumultuiren, Straßenlärm und dergleichen Unfug zu hindern. Die Elementar- oder Pfarrſchulen „männlichen und weiblichen Geſchlechts“ aber vertraute er Prieſtern und geiſtlichen Jungfrauen an, deren Einkommen ſehr klein war; das Schulgeld betrug damals nur 24 Albus (etwa 12 Groſchen) jährlich; die Schulgebäude wurden in leidlichem Stande gehalten und nach Bedürfniß erweitert und erneut. „Die augenblicklich nicht in Anſpruch genommenen Räume ſollen nicht für eine

[1]) Berechtigt waren ſie durch einen Vertrag von 1592 nur zu dem „dörr liegenden“ Holz, und jeden Pfingſtdinstag ſollten ſie um dieſes Precarium einkommen; daher der Namen, den für den linksrheiniſchen Stadtwald die Gemeinden von Lay, Waldeſch und Capellen führten.

franzöſiſche, ſondern für eine deutſche Schule beſtimmt bleiben," antwortet der Magiſtrat auf eine Supplik; doch ließ man einen franzöſiſchen Privatlehrer zu, zugleich beſtimmend, daß er 24 Lectionen für zwei Gulden ertheilen müſſe. — In anderen Sitzungen wurden die ſtädtiſchen Beamten gewählt; ſo der Waldobſichter, die Alt- und Jungſtämme der Förſter und Feldſchützen, die Schaumeiſter für Fiſch, Fleiſch, Mehl u. ſ. w., der Stadt- und der Kirchenrentmeiſter, der Baumeiſter, die vier Deputirten zu den Landſtänden, der Quartiermeiſter und die Offiziere der Stadtcompagnien, die, wenn das eigentliche „Militare" oder „die Soldateska" außerhalb verwendet wurde, für die Sicherheit der Stadt zu wachen hatten. Solche Stellen waren ſehr geſucht; ein „abgeſtandener" Fähndrich ſetzte Alles in Bewegung, bis er wieder „in die Wirklichkeit geſetzt wurde." Förmlich war beſonders die Wahl und Einſetzung des Bürgermeiſters, der vereidet, der Harrath, wo ihm durch den Stadtſchreiber die Stadtſchlüſſel und das große Inſiegel übergeben wurde, vorgeſtellt, dann nach Ehrenbreitſtein geleitet oder nach dem Sommerſchloß in Kärlich oder Schönbornsluſt gefahren und vom Kurfürſten zum Handkuß zugelaſſen wurde. Nachdem auch der Ritterbürgermeiſter becomplimentirt worden war, erfolgte die Bürgermeiſtercollation, zu der außer dem Magiſtrat auch die ganze Nobleſſe, oft 60 Perſonen und mehr, eingeladen war. Da ging es denn hoch her; dem Bürgermeiſter Franz Maas wurden 1767 dafür 150 Thlr. bewilligt, aber er mußte auch zwei Tage lang gaſtiren; ſpäter wurden dieſe Willkommeſſen öfter unterlaſſen, ſelbſt vom Kurfürſten verboten, dann erhielt aber jedes Rathsmitglied einen Ducaten. — Indeſſen ſtand man von ſolchen alterthümlichen Feſten ungern ab, eher noch von dem großen Eſſen, welche die Mönchsklöſter einmal im Jahre gaben; 1767 wurde beſtimmt,

daß die Herren Stadträthe gegen je einen Ducaten Entſchädigung davon wegbleiben, und den Klöſtern je eine Viertelohm Mönchswein und 12 Thlr. geſchenkt werden ſollten. Andere Bräuche, z. B. daß der Stadtrentmeiſter Neujahrskuchen, oder wenn das Geld reichte, die beliebten Mändelwecke, davon ſonſt nur am Gründonnerstage für 15 bis 16 Thlr. verabreicht wurden, backen ließ, hielt man immer bei. Beſonders regelmäßig wurde eine Feſtlichkeit begangen, die Königſtuhlfahrt genannt. Am Pfingſtmontag fuhr der „abgeſtandene" Bürgermeiſter in Begleitung der von ihm eingeladenen Rathsmitglieder — die zurückgebliebenen wurden inzwiſchen von dem neuen Stadtoberhaupt regalirt — nach dem Königſtuhl bei Rhenſe; kam man gegenüber von Oberlahnſtein, ſo ſalutirten die mitgenommenen „Stadtſtückelcher", und von jenſeits antwortete man; einige Rathsherrn begaben ſich zu der Zollſtätte in Oberlahnſtein, um alte Verträge zu erneuern, gemäß denen dieſer mainziſchen Stadt freier Kauf und Verkauf in Coblenz geſtattet war, und dagegen die Coblenz gehörigen Frankfurter Marktſchiffe bei Lahnſtein zollfrei paſſiren durften; in Begleitung der Oberlahnſteiner Zollbeamten ging es dann zum Königſtuhl, wo Deputirte aus dem kurkölniſchen Rhenſe die Geſellſchaft mit bewillkommnender Rede empfingen, den Ehrenwein zum höchſten Wohlſein der beiden Kurfürſten von Köln und Trier präſentirten, ihre Salutſchüſſe gaben und alte nachbarſchaftliche Verbindungen erneuerten, gemäß denen ſie freies Marktrecht in Coblenz hatten, dagegen die Verpflichtung übernahmen, den Königſtuhl, den Leinpfad und einen Fahrweg zu unterhalten. Dann folgte das Eſſen. Freilich war die Kocherei ſtromaufwärts läſtig, und es wurde im Mai 1787 ernſtlich debattirt, ob nicht die Oberlahnſteiner und Rhenſer Beamten lieber zum abgehenden Bürgermeiſter nach Coblenz eingeladen werden

ſollten, das ſchließliche Reſolutum aber lautete, es ſolle bei dem alten Herkommen der Königſtuhlfahrt und dem merkwürdigen Actus bleiben, und des Endes habe das Rentamt dazu 50 Thlr. als ſtändigen Poſten zu zahlen. — Auch für die öffentliche Unterhaltung und das Vergnügen der Bürgerſchaft trug der Magiſtrat Sorge: es wurde geſtattet, Caffeehäuſer und Billards einzurichten — bisher hatte man die letzteren nur in einzelnen adeligen Häuſern gehabt; — es wurden Gränzbegänge in den Wald mit Pfeifern und Trommlern angeordnet; die Zunftmeiſter holten mit klingendem Spiel den Bürgermeiſter ab, dem ſich die vier älteſten Mitglieder jeder Rathsbank anſchloſſen; die Bürger ſchoſſen ihre Flinten ab, die Wachen präſentirten, und draußen fehlte es nicht an reichlichem Eſſen und Trinken; Vogelſchießen wurden im Schießgraben gehalten, es gab eine Schützenbruderſchaft und eine Schützengeſellſchaft; die Säle der größeren Gaſt- und Wirthshäuſer öffneten ſich zu Muſik und Tanz; doch hielt man überall auf ſtrenge Ordnung. Die Faſtnachtsluſtbarkeiten mußten 12 Uhr vor Aſchermittwoch ſchließen; unehrbare Mummereien blieben verboten; Toben und Lärmen war den Zünften bei Aufſteckung ihres Schildes unterſagt, und gegen nächtliche Schwärmereien in den Gärten vor der Stadt bei Wirthen, wie bei Privaten ergingen ſtrenge Edicte, und dieſe mochten allerdings nöthig ſein, denn Gartenhäuſer waren ein ſehr geſuchter Beſitz, und Gartenvergnügungen waren ſehr beliebt; ſchon Franz Georg hatte, als man 1751 den erſten Verſuch einer Waſſerleitung von Metternich nach Coblenz machte, die Anlage eines beſonderen Brunnenhäuschens mit Garten am Petersberge dem Magiſtrate Anfangs nicht geſtatten wollen, „das wird ein Zechhaus oder gar ein Tanz-Zimmer!“ rief er aus. Eigentliche Schwelgerei war in einzelnen Kreiſen, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen

und bei einzelnen Zunftgelagen eingeriſſen, wie denn z. B. die Kaufleute nach dem hohen Umgang Mahlzeiten im Krämerbau hielten, die über 100 Thlr. koſteten; verbreiteter noch war eitles Gepränge bei Begräbniſſen, ſo daß ſpäter Clemens Wenzeslaus dagegen einſchritt. — Dieſes in allen charakteriſtiſchen Zügen treue Bild des bürgerlichen Lebens in Coblenz vor hundert Jahren erſchließt ſich bei Betrachtung der Thätigkeit des Magiſtrats. Dieſe umfaßte, wie leicht zu ſehen, keinen weiten Kreis, entſprang nicht ſelbſtändigem Bürgerſinn, der ſich auch im Widerſpruch gegen das Gegebene höhere Bahnen zu Förderung des Gemeinwohls ſucht, erfaßte keine allgemeineren Geſichtspunkte und Ideen, ſondern begnügte ſich, mit achtungswerthem Fleiße und treuer Gewiſſenhaftigkeit das Althergebrachte und das neu Befohlene in beſchränkter, liebgewordener Gewohnheit auszuführen. Es erübrigt noch, auf die äußere Erſcheinung der Bürger einen Blick zu werfen. Dieſelbe war meiſt ſehr einfach. Der Bürger trug bei ſeiner Arbeit eine Jacke oder ein Camiſol, kurze Beinkleider, Schuhe mit Schnallen; eine runde Mütze, im Winter mit Pelz beſetzt, bedeckte das Haupt; das Geſicht wurde glatt gehalten, die Haare ſorgfältig friſirt und gepudert, oder häufiger mit einer Perücke geſchmückt, die in „Grollen“ in einem breitgeſchlagenen Beutel oder in einem Zopf auslief. Außer bei der Arbeit trug beſonders der wohlhabende Mann ſeinen dreieckigen Filzhut nicht ohne Treſſen und Verzierung; ſein vorn offener Rock, die lange, mit Schößen verſehene Weſte ſehen laſſend, war reich mit großen Knöpfen der verſchiedenſten Art, wohl auch mit Schnüren und Aufſchlägen beſetzt, die Hoſe von ſtarkem Tuch, an Feſttagen ſelbſt von Sammt. Bei Ausgängen fehlte faſt nie der Stock mit dem ſtählernen oder ſilbernen Knopf. Im Winter wärmte die Pelzſtauche oder der mit einer zierlichen Schleife verſehene Muff die

Hände der Männer wie der Frauen. Der höchſte Schmuck war der Mantel, der jedoch nur bei feierlichen Gelegenheiten umgehangen wurde. Die Frauen trugen Mützen, Sonntags womöglich von Seide, Schauben der verſchiedenſten Art von möglichſt bunten Farben, und Mantos, den Mantillen ähnlich geſchnitten; die Kleider von meiſt einfachen Stoffen reichten, nicht mehr durch Reife unnatürlich gebauſcht, weit genug herab, um die camausledernen Schuhe mit ihren hohen Abſätzen zu bedecken [1]). Seinen ganzen Glanz entfaltete das Bürgerthum bei dem hohen Umgang und anderen kirchlichen Feſten, bei Bewillkommnung des Landesfürſten und anderer hoher Perſonen. Dann erſchien Bürgermeiſter und oberer Rath in rothen, die untere Bank in blauen, ſpäter alle in rothen Mänteln; es paradirten die Zünfte mit Mänteln und Fahnen, die Unzünftigen erhielten Compagniefähnchen, die Soldateska und Studenten reihten ſich an, zuweilen nicht ohne Rangſtreit über den Platz; die Stadtſtückelchen gaben ihre Salven.

Von dieſen Verhältniſſen der Bürger verſchieden ſind die der höheren Beamten, des „Rathſtandes", und beſonders der Nobleſſe d. i. der adeligen Familien, aus welchen ſowohl ausſchließlich die den Kurfürſten umgebenden Miniſter und Würdenträger, der Landhofmeiſter, der Obriſtkämmerer, der Obriſtmarſchall, der Obriſtſtallmeiſter, der Hofmarſchall, der Reiſemarſchall, der Oberjägermeiſter, der General und Gouverneur,

---

[1]) Belehrend in dieſer Beziehung iſt ein 1768 von Mannskirſch gemaltes Bild, welches den zugefrornen Rhein und die nach alter Sitte auf demſelben arbeitenden Handwerker und ſpazirenden Coblenzer darſtellt. Von den Zünften, deren Mitglieder zum Theil porträtirt ſind, dem Kurfürſten geſchenkt, fand es im Kärlicher Schloſſe, wie das noch vorhandene Inventar zeigt, ſeinen Platz; jetzt iſt es im Beſitz des Herrn Billig.

ferner die Kammerherrn, Hofcavaliers, Edelknaben u. ſ. w. genommen wurden, als auch eine große Zahl Oberamtmänner, Geheimen Räthe, Hofräthe, Hofkriegsräthe, Kammerräthe, Reviſionsräthe u. ſ. w. hervorgingen. Seitdem der trieriſche Adel als reichsfrei und unmittelbar anerkannt war (1729), nahm er an den landſtändiſchen Berathungen, durch welche der Betrag der Landesbedürfniſſe und die Vertheilung der nöthigen Summen für das Ober- und Niedererzſtift in Trier und in Coblenz feſtgeſtellt wurden, nicht mehr Theil; er genoß Freiheit von Steuern und Abgaben, trug zu den Bedürfniſſen des Landes nichts bei und hatte ſeine eigenen Rittergerichte. Mit dem Kurfürſten und ſeinem Hofe in Ehrenbreitſtein lebte er jedoch in den vielfachſten und engſten Beziehungen; denn abgeſehen von den hohen Aemtern, die er erhielt und von den Ehrentiteln der Excellenz und der Gnade, die man ihm gab, trug er die meiſten ſeiner größeren und kleineren Herrſchaften von dem Landesherrn zu Lehen und hatte den alleinigen Anſpruch auf die einträglichen Domherrnſtellen, da jedes Mitglied des Domcapitels mindeſtens 16 Ahnen nachweiſen mußte; endlich gingen ja die meiſten Kurfürſten ſelbſt aus ſeiner Mitte hervor. Es wohnte dieſer trieriſche Adel, ſofern er nicht um die Perſon des Kurfürſten ſein oder eine beſtimmte geiſtliche Reſidenz halten mußte, in ſeinen alten oder auch neugebauten Freihäuſern in der Stadt und auf dem Lande; er hielt ſeine eigenen Beamten und Verwalter, ſowie eine zahlreiche Dienerſchaft. Die bedeutendſten Familien, die in Coblenz reſidirten, und deren Mitglieder meiſt hohe Stellungen inne hatten, ſind bereits oben genannt. Die Lebensweiſe, der Luxus bei Feſten, die Pracht der Kleidung und häuslichen Einrichtung, der Geſchmack an Kunſt, an Gemälden und Muſik, die Vergnügungen an Jagden, Schlittenfahrten, Spielen, Bällen, großen Gaſte-

reien, die conventionellen Formen, in denen man ſich bewegte, richteten ſich nach dem Beiſpiel des Hofs und des Kurfürſten. Unter dem ſtrengeren Regimente des haushälteriſchen Franz Georg von Schönborn war das Leben der vornehmeren Kreiſe im Ganzen einfach. Dieſer Kurfürſt gab ſich mehr der Arbeit als der Erholung hin, beſuchte faſt nie eine Geſellſchaft, ging aufmerkſam, aber nicht koſtbar gekleidet, war wohl mit Caroſſen und Pferden, mit ſchönen Möbeln und Silberwerk verſehen, entwickelte jedoch nur bei beſonderen Gelegenheiten fürſtliche Pracht; dann ließ er ſeinen Hofſtaat („die Hofſtatt") in den mit Gold und Silber bordirten Gallakleidern erſcheinen und an reich beſetzten Tafeln ſpeiſen. Ebenſo lebte auch die Nobleſſe meiſt ſtill und mied koſtſpieligen Aufwand. Es kamen die Cavaliers, wie der Freiherr Ludw. von Boos berichtet, dreimal die Woche im Hofe von Holland geſellſchaftlich zuſammen und erholten ſich bei einer Taſſe Thee und einem Kartenſpiel; die Damen brachten bei ihren Nachmittags-Theeviſiten die Arbeitsbeutel mit; hier und da gab es einen Ball, eine Schlittenfahrt, ein großes Diner; gewöhnlich aber ſpeiſte man wie die Bürger von Zinn; nur wenige Bevorzugte hatten Silberſervice, goldene Uhren und Tabaksdoſen oder Stöcke mit goldenen Knöpfen; ſelbſt die vornehmſten Damen beſuchten Morgens die Kirche im kattunenen Hauskleid und zitzenen Mantel, und nur an großen Ehrentagen öffneten ſich die Truhen und Schränke, in denen die ſchweren Seidenkleider, die theuren Spitzen und Schmuckſachen verwahrt wurden. Der vom Kurfürſten geſchätzte, aber ſtreng zu fleißiger Arbeit angehaltene Rathsſtand wußte noch weniger von Luxus in Kleidung und Lebensweiſe und hielt ſich darin faſt dem Bürgerſtande gleich. Anders wurde es unter Johann Philipp von Walderdorff, der bei aller Frömmigkeit und genauen Beachtung kirchlicher Vorſchriften doch

weltlicher Freude nicht abhold war, die Genüſſe der Tafel nicht verſchmähte, nach Trierer Gewohnheit d. h. aus großen Pokalen trinken ließ und ſelbſt trank, gern auch mit koſtbaren Stoffen, mit Sammt, Goldſtickereien nnd Spitzen geſchmückt auftrat. Vom Hofſtaate aus, den der gütige Fürſt oft allzu freigebig beſchenkte [1]), verbreitete ſich die Vorliebe für mancherlei Pretioſen, Kleinodien, Gemälde, Tabatièren, Taſchenuhren und reiche Tracht, ſo wie für geſellſchaftliche Zuſammenkünfte und Unterhaltungen bald um ſo leichter bei dem Adel, den Räthen und ſelbſt in weiteren Kreiſen, da der Kurfürſt zuweilen der freundlich an allen Vergnügen theilnehmende Gaſt der von ihm beſonders geehrten Familien von Boos, von Wiltberg, von der Leyen und der ihm am nächſten ſtehenden Beamten, z. B. des „Geheimbden Rath“ Milz und des Kammerdirectors Mainone war und es nicht ſcheute, im Domino ſich unter die Masken zu miſchen oder mit einer alten Dame eine Menuet zu tanzen. Ein Blick auf das Hausweſen eines nicht hochgeſtellten, aber vom Kurfürſten gern geſehenen Junggeſellen, des Secretärs Marſchal, von welchem nachher noch die Rede ſein muß, zeigt den auch bei den Mittelſtänden gewachſenen Luxus. Die Wände ſeiner Zimmer ſchmückten außer Spiegeln und vergoldeten dreiarmigen Wandleuchtern Gipsfiguren und Gemälde;

[1]) Welche Summen er brauchte, um dieſe ſeine Neigung zu Freigebigkeit und Pracht zu befriedigen, erſieht man aus den Boos'ſchen Mittheilungen und aus einem Verzeichniß der Kapitalſchulden, die er im Jahre 1764 hatte; abgeſehen von den laufenden Rechnungen für Spitzen, Gemälde, Waaren bei Pottgeißer, Barthel, Pescatore u. a. Kaufleuten, ſchuldete er der Bijoutière Madam Bailay oder Baillet, Juden zu Mainz und zu Frankfurt über 90,000 fl. und hatte bei der Canzlerin v. Koll, dem Schöffen Nell, dem Beſeher Flieg, der Kammerräthin Bogler, den Jeſuitenpatres, dem Kammerrath Carové u. a. gegen 73,000 fl. aufgenommen.

große und kleine Landſchaften, Viehſtücke, Genrebilder, heilige und ſehr weltliche Jungfrauen, Porträts der letzten Kurfürſten und desjenigen Königs, der zwar Reichsfeind geweſen war, den man aber überall bewunderte, Friedrich d. Gr. Seſſel und Stühle waren mit Leder, die meiſten Tiſche mit grünem Tuche überzogen. Auf dem Schreibtiſche fanden ſich das criſtallene Tintenfaß mit Silberdeckel, das Federmeſſer mit Silberſtiel, Schreibtafeln, Reißzeug, Perſpective und Vergrößerungsgläſer; die letzteren brauchte er, ebenſo wie eine feine Wage zu ſeiner perſönlichen Liebhaberei, der Münzkunde. In den Büchergeſtellen waren über 900 Bücher, eine für damalige Zeiten anſehnliche Bibliothek, aufgeſtellt. Die großen Schränke und Commoden füllten das Weißzeug, die 9 Dutzend Hemden, theilweiſe mit Spitzenmannſchetten verſehen, die 77 Halsbinden, ſeidene und leinene Taſchentücher, Ober- und Unterſtrümpfe, Puderſchürzen, Nachtjacken mit Kaputzen, Lederhandſchuhe u. ſ. w.; in anderen hing der große Vorrath von Kleidungsſtücken, z. B. Sommerröcke von gelber Seide und von bräunlicher Camelotte, zitzene Haus- und Nachtsröcke, Trauerkleider, Staatsröcke von rother, aſchgrauer, hell- und dunkelgrüner Farbe, viele mit Gold und Silber beſetzt, über ein Dutzend Beinkleider und ein wahrer Schatz von Weſten, theils grün- und ſilbern „gemohrte“, theils rothſcharlachne mit Gold durchwirkt, theils weiße mit grüner Chenille oder Silber bordirt; daneben fanden ſich der unentbehrliche Domino aus Taffent, eine Bedientenlivree, der ſchwarzſammtne Reiſehut, die Haarbeutel, die ſilbernen und vergoldeten Degen mit Porzellangriffen, Hirſchfänger und Stöcke der verſchiedenſten Art mit Goldknöpfen, einer mit einem Perſpectivchen oben darauf, ſicher vom Stutzer zierlicher zu brauchen, wie heutzutage die Kneifer. Neben den mit grünem Vorhang verhülltem Bett ſtanden auf zierlichem Tiſche die Toilettgegen-

ſtände, Flaſchen mit eau de lavande, eau de carme und anderen wohlriechenden Flüſſigkeiten, welche jene Zeit liebte, kupferne Büchſen mit Salben und Pflaſtern, Futterale mit Scheren und Schermeſſern, Chatoullen mit goldenen Hemdknöpfchen und Schnallengarnituren, endlich ſelbſt eine camera obscura. Und dazu kamen, in Schränkchen verwahrt, eine Menge geblümten Frankenthaler Porzellans, Teller, Taſſen, „Pöttger", Schwenkkumpen, kurz aller Zubehör zu der Theemaſchine, ferner die Silbergegenſtände, die Braten- und andern Schüſſeln, Credenzteller, Becher, Leuchter mit drei Aufſätzen, Tortenſchaufel, Surtout u. a., endlich die goldene Repetieruhr, Ringe mit und ohne Edelſteinen, 3 Tabatièren von Gold, andere von Schildkrott oder weißem Porzellan mit goldenem Scharnier. Man kann nicht läugnen der Herr Secretär war mit Allem wohl verſehen, was zur Bequemlichkeit und Verſchönerung des Lebens in ſeinen Verhältniſſen nach dem Geſchmacke der Zeit gehören mochte. Und noch behaglicher und reicher war die Einrichtung vieler Anderer! Daß ſich in ſolchen Kreiſen auch Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft fand, iſt ſicher; ſchon die Gemälde und Bücher Marſchals zeigen darauf hin; doch darf man ſich dieſen Sinn nicht gerade beſonders weit verbreitet denken. Juriſtiſche, theologiſche und hiſtoriſche Studien wurden zwar in den trieriſchen Landen gepflegt; wer ſich zum weltlichen oder geiſtlichen Beamtenſtande qualifiziren wollte, mußte dieſelben betreiben und ſeine Kenntniſſe, wenn auch nicht in theoretiſchen Prüfungen, ſo doch in der Praxis nachweiſen. Aber durch wiſſenſchaftliche Leiſtungen hervorragende Erſcheinungen, wie der Weihbiſchof von Hontheim mit ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten und ſeinem die kirchlichen und fürſtlichen Kreiſe tief aufregenden Juſtinus Febronius, oder wie der aus Franken übernommene Chriſtoph Neller mit ſeinen zahlreichen juriſtiſchen, geſchichtlichen, numismatiſchen und

diplomatiſchen Schriften waren doch ſehr vereinzelt, und Theilnahme an höheren geiſtigen Intereſſen, an den großen politiſchen Bewegungen oder gar an dem begonnenen neuen Aufſchwung der deutſchen Litteratur läßt ſich nicht wahrnehmen; namentlich liegt keine Nachricht darüber für Coblenz vor.

Die Beziehungen, in welchem dieſe verſchiedenen Stände zu einander und zum Kurfürſten lebten, waren durchaus friedliche und freundliche Insbeſondere pflegten die Bürger dem Kurfürſten und ſeinen wie ſeiner Regierung Anordnungen unbedingt zu folgen; nur ſelten verſuchte der Stadtrath „in erniedrigſter Anheimlaſſung“ eine Remonſtration. Es gründete ſich die innere und äußere Anerkennung der landesherrlichen Autorität und Aller, die dieſelbe vertraten, auf wirkliches Vertrauen und Anhänglichkeit; man wußte, daß die Fürſten für das Wohl der Stadt eifrig beſorgt waren; eine Gewaltthat hatte man nicht erfahren; die kurfürſtlichen Beamten und der Adel traten ohne allen Stolz und herriſches Weſen auf und nahmen an Feſten und Freuden der Bürger, wie an ihren Leiden aufrichtigen Antheil; Selbſtändigkeit des Urtheils und der Maßnahmen erſtrebte man auch in eigenen Angelegenheiten nicht; man hatte ſich allmälig derſelben gänzlich entwöhnt. An jedem Neujahrstag machten ſich Bürgermeiſter und Stadtſchreiber in rothen Mänteln auf den Weg, um Seine kurfürſtliche Durchlaucht, „die Hofſtatt“ und die geſammte Nobleſſe zu beglückwünſchen; ebenſo antichambrirten ſie in ihrem Amtsſchmucke am Namenstage des Kurfürſten, bis ſie zum Handkuß gelangten; zu beſonderen Feſtlichkeiten wurden die leutſeligen Landesherrn eingeladen und von dem freudig zudringenden Volke mit Jubel empfangen; kein Tag einer Abreiſe oder Ankunft ging ohne Abſchiedswünſche und Empfangfeierlichkeit hin, eine unfreiwillige Verſpätung machte große Noth; wurde

irgend einem Rathe oder einem Mitgliede des Adels ein höherer Rang oder ein angeſehenes Amt zu Theil, ſo ermangelte die Stadt nicht, ihre Gratulation darzubringen. Das Domcapitel, welches bei Erledigung des erzbiſchöflichen Stuhles die Zwiſchenregierung hatte und „der befehlende Landesherr“ war, genoß in ſeiner bevorzugten Stellung auch beſondere Ehre. Wenn ein Mitglied desſelben in irgend welchen geiſtlichen oder weltlichen Geſchäften nach Coblenz oder Ehrenbreitſtein kam, war es Herkommen, daß der Magiſtrat durch ſeine Vertreter dasſelbe feierlich bewillkommnen ließ; das Domcapitel hielt, wie es überhaupt eiferſüchtig auf ſeine Rechte wachte, mit Strenge darauf, daß ſolche Ehrenerweiſung nicht unterblieb. Als unter dem ſchlaffer gewordenen Regimente Joh. Philipps die Väter der Stadt den Herrn ihre Aufwartung nicht gemacht hatten, ja ſogar von einem Holzcontract zum Nachtheil des Capitels abgewichen waren, mußten ſie das Unterfangen mit Schrecken entgelten. Die zwei jüngſten Domcapitularen Ludw. Joſ. Freiherr Schenk von Schmidtburg und Chr. Ad. C. Graf von Ingelheim traten nach dem Tode des Kurfürſten Joh. Philipp im Namen des Domcapitels die Zwiſchenherrſchaft an; die ſämmtlichen Dicaſterien legten im Palaſte zu Ehrenbreitſtein am 16. Januar 1768 ihr Handgelöbniß ab. Der anweſende Hochgerichtsſchöffe Bourmer, der zugleich Stadtſchreiber war, erhielt den geſtrengen Befehl, am folgenden Tag mit dem Rathsverwandten Wiſtorf wieder zur Audienz zu erſcheinen. Als ſie nach zwei Stunden peinlichen Harrens vorgelaſſen waren, wurde ihnen im Namen und Beiſein der beiden Domherrn von dem Geheimen Rath Milz die höchſte Ungnade des Domcapitels „eingebunden“; er überſchüttete ſie mit Vorwürfen ob ihres Verfahrens und befahl ihnen, ſich noch desſelben oder pätеſtens des folgenden Tags nach Trier zu begeben und

Namens des Magiſtrats ſich zu verantworten. Nach vergeblichem Verſuch, nur ſchriftlich um Verzeihung zu bitten, reiſten die Herrn, da längerer Verzug als Halsſtärrigkeit erſcheinen könnte, ab, während der Bürgermeiſter mit zwei Räthen ins Thal gingen, um bei unterthänigſter Aufwartung den gebührenden Tadel zu empfangen und Beſſerung zu geloben. Nach ſechs Tagen ſchon langte eine Eſtafette von Trier an; hohes Domcapitel hatte den beiden Herrn des Magiſtrats ſchlechtes Betragen und große Reſpectsvergeſſenheit ſcharf vorgehalten und unter Verwarnung für die Zukunft ihnen Befehl gegeben, 100 Ducaten Strafe zu zahlen. Ein Begleitſchreiben Bourmers meldete, binnen acht Tagen ſollte die Straffumme verdoppelt werden, wenn ſie bis dahin nicht bezahlt wäre. Da verſuchte Magiſtratus zwar noch eine gnädige Verwendung des Domſyndicus Wirz zu bewirken, ſchickte aber doch zugleich Vollmacht, das Geld in Trier aufzunehmen, und fügte die haushälteriſche Weiſung bei, zur Minderung der Koſten möchten die Herrn bald heimkehren. Das Domcapitel aber hielt den Schrecken für ausreichend, erließ einige Tage ſpäter die Strafe, und es hatten ſich ſeitdem die Coblenz beſuchenden Capitularen von Dalberg, von Greiffenklau, von Beiſſel, von Boos, von Keſſelſtadt u. ſ. w. unausgeſetzt der Aufwartung des Magiſtrats zu erfreuen. — Die höheren und niederen Beamten waren dem Kurfürſten mit wenigen Ausnahmen feſt ergeben. Gehalt und Einkommen derſelben war nicht groß; z. B. hatte der wirkliche Hofrath und Leibmedicus des Kurfürſten Joh. Philipp Pet. Arn. Milz 400 Thlr., 2 Fuder Wein, 12 Malter Korn, 16 Klafter Holz, 30 Malter Hafer und 40 Centner Heu; aber es hatten auch die meiſten nur wenig zu arbeiten, namentlich ſeit Joh. Philipp in ſeiner Gutmüthigkeit die Zahl der Kammer- und Regierungsräthe, wie der Secretäre, Regiſtratoren, Expediteure und Diener ſehr vermehrt hatte. So weit ſich ihre

Thätigkeit überblicken läßt, macht dieſelbe den Eindruck des beſten Willens, oft anerkennenswerther Geſchicklichkeit und ehrenwerther Offenheit. Als Joh. Philipp, von Schulden bedrängt, am 28. November 1766 ſich veranlaßt fühlte, von jedem Mitgliede der Hofrentkammer eine pflichtmäßige Aeußerung einzufordern, wie dem „dermalen faſt in den letzten Zügen des völligen Untergangs liegenden Hofhaushaltungsgeſchäfte“ wieder aufgeholfen werden könne, gaben der Hofkammerdirector Mainone, die Hofkammerräthe Fritſch, Coenen, Kircher, der Landrentmeiſter Speicher u. a. nicht blos umſtändliche, auch kleine Verhältniſſe durchdringende Rechenſchaft, ſondern ſtellten ohne perſönliche Rückſichten unverhohlen alle die Uebelſtände dar, welche durch des Fürſten koſtſpieligen Aufwand, übertriebene Freigebigkeit und unzeitige Nachſicht entſtanden waren. Sie zogen eine Parallele zwiſchen den Ausgaben des Jahres 1752 und denen im Jahr 1764, wieſen die jährliche Zunahme der baaren Ausgaben ohne Berechnung der Naturalien, der Schenkungen und „Gratialien“ an Wein, Korn, Fourage u. ſ. w. um mehr als 34,000 Thlr. nach, und drangen darauf, daß die mehr als 100,000 Thlr. betragenden Schulden baldigſt bezahlt, und eine beſondere Commiſſion zur Unterſuchung und Abſtellung der eingeriſſenen Mißbräuche und „ſchier unglaublichen Unterſchleiſe beſonders bei der Hofökonomie“ eingeſetzt werde. Da wird, um die Ausgaben beſſer nach der Rente zu richten, als nothwendig nachgewieſen, daß der Kurfürſt der übermäßigen Vermehrung der Beſtallungen von Räthen und Beamten, Officianten und Bedienten, wie der Freigebigkeit mit Gnadengehalten und Präſenten, beſonders aber mit Anweiſung von Koſtgeldern eine Ende mache, daß er die alte Gewohnheit herſtelle, gemäß welcher die Geheimen Räthe, wenn ſie als Kammerherrn fungiren, die Koſtgelder ablegen müſſen,

und die Kammerherrn ihre Flambeaux (Kerzen) und Bedientenkoſtgeld nur empfangen, wenn ſie wirklich am Hoflager ſind; es wird geklagt, daß der Aufwand für die Tafel allzuſtark ſei, und wenn auch bei der kurfürſtlichen Tafel ſelbſt nichts verändert werden ſollte, ſo müſſe es doch verhütet werden, daß Fremde, Offiziere, die nicht im Hofdienſte ſeien, und Andere mehr den Cavaliertiſch beſetzten und zahlreichere Bedienung bei der Tafel, in der Küche und in anderen Officinen nöthig machten; Haushofmeiſter und Hoffourier müßten ſchärfere Aufſicht führen, und der allbekannte entſetzliche „Abtrag“ (Ausſchlepperei) bei Hofe, der alle Ordnung und Zucht über Haufen werfe, aufs ſtrengſte verboten werden; ein einziger Inſpector, wie der alte treue und geſchickte Radermacher, ſei ausreichend zur Herſtellung der Ordnung bei dem zu mindernden Küchenperſonal, wenn er unterſtützt und einmal eine Caſſation vorgenommen werde. Ebenſo wurde unnachſichtig die Verſchwendung in der Hofconditorei und der ganz übermäßige Verbrauch von Wein getadelt; es ſei in den letzten Jahren nicht allein unmöglich geweſen, Wein zu verkaufen, ſondern man habe, wovon in dieſem Säculo kein Exempel ſich finde, ſelbſt Wein kaufen müſſen; es ſei aber auch in der Buttelei keine Ordnung, denn während ſie reglementsmäßig geſchloſſen ſein, und Alles, was geſpendet werde, durch die dazu gemachte Oeffnung in der Thüre herausgereicht werden ſollte, frequentirten die Oberofficianten ſie ſelbſt alle Tage, Geiſtliche und Weltliche hielten dort Zuſammenkünfte und ließen ſich bewirthen. Aehnliche Unordnung fanden die Berichterſtatter in faſt allen Kreiſen der Hofökonomie; war doch der Unfug mit freien Medicamenten bei den Apothekern Bender in Coblenz und Stephani in Ehrenbreitſtein ſo geſtiegen, daß allmählich nicht blos, „was die Hoflivrée trug“ und die kurfürſtliche Bewilligung zu dieſem Beneficium hatte, ſondern auch

die Officianten und Cavaliers mit ſammt ihren Domeſtiken, kurz was ſich nur zum Hofe hielt, ſich ſelbſt Recepte verſchrieben, das feinſte Räucherpulver, Zucker und Gewürz holten und ſo die enormen Rechnungen der Apotheker bewirkten; war doch ferner die Rechnung Pottgeißers, bei dem eigentlich nur die Livrée gekauft werden ſollte, bei dem man aber auch alle möglichen anderen Sachen holte, auf eine Summe von mehr als 8900 Thlr. geſtiegen, und daneben betrug die Pescatoreſche Rechnung im Thal an Oel für die Hofſtatt, an Kaffee, Thee, Zucker u. ſ. w. auch noch gegen 5000 Thlr. mehr, wie früher; ſelbſt bei den Edelknaben ſtiegen die Koſten jährlich, und „die Nothwendigkeiten waren ohne Ende"; 6 bis 7 Hoſen jährlich waren noch das Mindeſte, an Büchern wurde jedem binnen 10 Jahren eine kleine Bibliothek angeſchafft und die Ingenieurinſtrumente bedurften faſt alle Jahre eines neuen Erſatzes. Es iſt ſicher anzuerkennen, die Hofkammer legte die vorhandenen mißlichen Zuſtände und die Urſachen derſelben klar und umfänglich vor, und nicht jeder Fürſt mochte ſich ſolcher Beamten erfreuen, welche ohne Furcht vor der Feindſchaft der Höflinge und in wahrer Treue gegen ihren Herrn ſo handelten. Johann Philipp folgte dem ertheilten Rathe und ſetzte 1767 eine Commiſſion ein, die aus dem Geh. Rath Milz, dem Kammerdirector Mainone, dem Landrentmeiſter Speicher, dem Hofrath Mähler und dem Actuar Spitz unter dem Vorſitz des Hofmarſchals von Boos beſtand. Die Thätigkeit derſelben hatte indeſſen zu einem erwünſchten Ziele noch nicht führen können, als er ſtarb, und die Ordnung auch dieſer Verhältniſſe ſeinem Nachfolger hinterließ. — Nachdem ich ſo ein Bild der localen Beſchaffenheit und der perſönlichen Verhältniſſe der Bewohner und ihrer verſchiedenen Stände, wie ſie vor 100 Jahren waren, entworfen habe, wende ich mich zu dem 2. Theile, der von dem letzten

trieriſchen Kurfürſten und der Stadt Coblenz unter ſeiner Regierung handeln ſoll.

---

2. Coblenz unter Clemens Wenzeslaus.

1. Wahl und Regierungsantritt.

Die meiſten der trieriſchen Kurfürſten wurden dem reichsgräflichen oder freiherrlichen im Erzſtift oder deſſen Nachbarſchaft anſäſſigen Adel entnommen, und nur vereinzelt zwiſchen ihnen erſcheinen Markgrafen von Baden, ein Herzog von Lothringen und ein Pfalzgraf von Neuburg. Noch nie hatte ein Fürſt aus ſo fern gelegenen Theilen des Reichs, noch nie einer aus ſo hoch ſtehendem Geſchlecht und von ſo mächtigen und weit ausgedehnten Familienverbindungen den erzbiſchöflichen Stuhl zu Trier beſtiegen, wie Clemens Wenzeslaus. Er war der jüngſte, zu Hubertsburg am 28. September 1739 geborne Sohn des ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich Auguſt, der zugleich ſeit 1733 als Auguſt III. den polniſchen Königsthron inne hatte, und deſſen Kinder deshalb den Namen „königlicher Prinzen und Prinzeſſinnen von Polen und Litthauen" führten. [1] Durch ſeine treffliche Mutter Maria Joſepha, eine Tochter

---

[1] Friedrich Auguſt von Sachſen (Auguſt II. von Polen) ſtarb am 4. Febr. 1733; ſein gleichnamiger Sohn, Auguſt III. von Polen, ſtarb am 5. October 1763. Derſelbe vermählte ſich 1719 mit Maria Joſepha von Oeſtreich und ſah zehn Kinder, 5 Söhne und 5 Töchter erwachſen: 1) Friedrich Chriſtian, geb. am 5. Sept. 1722, vermählt 1747 mit Maria Antonie von Baiern, ſtarb am 17. Decbr. 1763. 2) Franz Xaver Auguſt, geb. 25. Auguſt 1730, ſtarb 21. Juni 1806. 3) Carl Chriſt. Joſ., geb. 13. Juli 1733, ſtarb 16. Juni 1796. 4) Albrecht Caſimir Auguſt, geb. 11. Juli 1738, vermählt mit der Erzherzogin Chriſtine von Oeſtreich, ſtarb am 10. Febr. 1822. 5) Cle

Kaiſer Joſephs I., war er dem habsburgiſchen Hauſe nahe verwandt, durch drei ſeiner Schweſtern mit dem Könige von Neapel und Spanien, dem Kurfürſten von Baiern und dem 1765 ſterbenden Dauphin von Frankreich, dem Vater Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Carls X., verſchwägert. Nach dem frühzeitigen Tode des älteſten Bruders, Friedr. Auguſt, der ein Schwiegerſohn des Kaiſers Carl VII. von Baiern war, und als Kurfürſt von Sachſen nur 2 Monate und einige Tage regiert hatte, übernahm Prinz Xaver für den minderjährigen Neffen Friedrich Auguſt bis zum Jahre 1768 die Adminiſtration des Landes; der dritte Bruder Carl war 1758 bis 1763 Herzog von Curland, der vierte endlich Albrecht, Schwiegerſohn Maria Thereſia's, wurde Herzog von Teſchen und nachher bis 1793 Gouverneur der öſterreichiſchen Niederlande. Abgeſehen von den ſich bald anſchließenden weiteren Verbindungen mit dem pfälziſch-zweibrück'ſchen Hauſe ergibt ſich ſchon aus dieſen wenigen Andeutungen, wie ausgedehnter und einflußreicher Verwandtſchaft ſich der junge Fürſt erfreute. Er hatte ſich in ſeinem Vaterland, dem an der geiſtigen Entwickelung des deutſchen Volks in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein entſcheidender Antheil zukömmt, und das in Kunſt, Wiſſenſchaft und Schuleinrichtungen den meiſten Reichsländern

---

mens Wenz., geb. 28. Septbr. 1739, ſtarb am 27. Juli 1812. — Die 5 Töchter waren: 1) Maria Amalia, ſeit 1738 mit Carl III. von Neapel, der 1759 auch König von Spanien wurde, vermählt, ſtarb 1760 vor dem Vater. 2) Maria Anna, ſeit 1747 mit Maxim. Joſ. Kurfürſt von Baiern vermählt, ſtarb 1797. 3) Maria Joſepha, ſeit 1747 mit dem Dauphin Ludwig von Frankreich vermählt, ſtarb 1767. 4) Maria Chriſtina, Aebtiſſin von Remiremont, ſtarb 1782. 5) Maria Kunigunde geb. 10. Novbr. 1740, Aebtiſſin von Thorn und Eſſen, ſtarb am 8 April 1826.

voranſtand, eine Vieles umfaſſende, feine Bildung angeeignet, war außerdem gewöhnt, an großen Staatsangelegenheiten ſich zu betheiligen und hatte ſich mit der Führung adminiſtrativer Geſchäfte vertraut gemacht. Inmitten einer ſchrecklichen moraliſchen Verſunkenheit — man braucht nur an das Regiment des Grafen Brühl zu denken — war er ſittlich rein und makellos geblieben; ſeine Erholung ſuchte er in geiſtig anregender Unterhaltung und in Beſchäftigung mit der Kunſt, beſonders der Muſik. Erſt widmete er ſich dem Militärdienſt, dem Beiſpiel ſeines Bruders Xaver folgend, der ſich rühmlich in mehreren Treffen des ſiebenjährigen Kriegs auszeichnete; als kaiſerlicher General-Feldmarſchallieutenant nahm Prinz Clemens und ebenſo ſein Bruder Albert unter Dauns Oberbefehl an der Schlacht und dem Rückzuge der Oeſterreicher bei Torgau 1760 Theil. Aber er erkannte, daß er ſchon ſeiner ſchwächlichen Körperbeſchaffenheit wegen nicht für den Krieg geeignet ſei, und wendete ſich nach einer gefährlichen Krankheit dem Dienſte der Kirche zu. Ohne daß er tiefere theologiſche Studien zu machen Zeit gehabt hatte, trat er in den prieſterlichen Stand ein. Daß er zu hohen geiſtlichen Würden erſehen werde, daran war bei ſeinen perſönlichen und den allgemeinen politiſchen und kirchlichen Verhältniſſen der Zeit kein Zweifel, dafür bemühten ſich ſeine hohen Verwandten, dafür ſchaute er ſich ſelbſt bei ſeinen Reiſen und ſeinem Aufenthalte in München, Wien und am franzöſiſchen Hofe um, dafür wurden einflußreiche Prälaten und endlich der Pabſt ſelbſt angegangen. Gelang es auch nicht, die zwieſpältige Biſchofswahl in Lüttich zu einer für ihn günſtigen Entſcheidung zu bringen, ſo wurde er dagegen im April 1763 zum Biſchof von Freiſingen, einige Tage darauf zum Biſchof von Regensburg und im November 1764 zum Coadjutor von Augsburg gewählt. Gleichzeitig wurde in Ehrenbreitſtein für ihn

geplant; es iſt das eine für den geiſtlichen Hof und für die Zeit characteriſtiſche Geſchichte. Der Kurfürſt Johann Philipp hatte den ſächſiſchen Prinzen, der ihm im Juni 1763 auf der Reiſe von Lüttich ſeine Aufwartung machte, zuvorkommend empfangen und ihm viele Ehre und Freundlichkeit erwieſen. Beide hatten damals keine Ahnung, welche Entwürfe ſich an dieſen Beſuch anknüpften. Der oben ſchon angeführte kurfürſtliche Secretär Marſchal, obwohl ein beſonderer Günſtling Johann Philipps und mit Gaben und Gnaden überhäuft, faßte in Untreue den Gedanken, ſeinem alternden Herrn müſſe ein Coadjutor gegeben werden, und wendete zu dieſem Zwecke ſeine Augen auf den jungen Clemens Wenzeslaus; er hoffte ſich dadurch eine einflußreiche und glänzende Stellung für die Zukunft zu ſichern. Seinen Plan, oder wie er ſich ausdrückte, „ſein Hauptwerk“ betrieb er geſchickt und ſchlau genug und ſuchte dafür nahe und fern, in niederen und hohen Kreiſen Verbindungen anzuknüpfen. Am Hofe hatte er nur einen Vertrauten, den Canonicus Schilli; in Trier wendete er ſich an einen Oheim, den Kammerrath Carové und den Domcapitularen Freiherrn von Schmidtburg den Jüngeren, dem er Ausſicht auf eine gute Pfründe machte, die er auf Fürſprache des Prinzen Clemens durch kaiſerliches Bittrecht erhalten würde; in München, Frankfurt, Dresden und anderen für ihn wichtigen Orten hatte er beſondere Unterhändler, welche die durch Zifferzeichen verhüllte Correſpondenz vermittelten. Dann wagte er ſich höher und ſuchte ſich mit dem pfälziſchen, dem baieriſchen und dem ſächſiſchen Hofe, beſonders mit der ſächſiſchen Kurfürſtin in Verbindung zu ſetzen, von der er wußte, daß ſie ſich, wie Prinz Clemens ſelbſt, „überall umgeſehen habe.“ Nach der Wahl Joſephs II. zum römiſchen König (29. Mai 1764) machte er unter dem Vorgeben, Freunde beſuchen zu wollen,

heimlich eine Reiſe von Frankfurt nach München und wartete dem dort verweilenden Prinzen auf, der wenige Wochen vorher (1. Mai) ſeine erſte h. Meſſe geleſen hatte. Wie es ſcheint, erhob dieſer Einwendungen, die Marſchal nachher brieflich zu beſeitigen bemüht war, indem er theils politiſche Gründe theils die mächtigen perſönlichen Einflüſſe anführte, welche das Gelingen des Planes ſichern könnten. Die jetzigen Friedenszeiten ſeien beſonders geeignet, die Coadjutorie zu gewinnen; dem Wiener Hofe ſei es nöthig, ſich für die Zukunft beim Reiche feſtzuſetzen, da es jetzt ruhig und freundlich ſei; bei einem Kriege, wie er etwa entſtehen könnte, wenn Kurbayern und Pfalz ohne männliche Erben abgingen, würden die übrigen Höfe eiferſüchtig gegen die geiſtliche Kur eines Prinzen aus einem mächtigen Hauſe ſein und lieber einen Cavalier im Beſitze der Kur Trier ſehen, auf den ſie eher Einfluß üben könnten; die Freundſchaft mit der römiſchen Königin ſei wohl zu benützen, beſonders auf der Reiſe nach Wien [1]); herrſchte auch einige Kaltſinnigkeit zwiſchen Bayern und Sachſen, da man hier gehofft hätte, Prinzeſſin Kunigunde würde römiſche Königin werden, ſo wäre doch die Unterſtützung des Wiener Hofs leicht zu erlangen, beſonders da die Kaiſerin Maria Thereſia Sachſen protegire. Doch alle Gründe, die Marſchal anführen mochte, waren vergeblich; in einem am 15. December 1764 von ſeinem Münchener Freund geſchriebenen Brief war die Nachricht erhalten, Prinz Clemens wolle mit der Sache nichts zu thun haben und wiſſe dem Marſchal keinen Dank. Derſelbe hatte bei ſeinen Plänen den jeder Intrigue abgeneigten Character des Prinzen nicht in Rechnung

[1]) Joſepha Maria, Tochter Carls VII. und Schweſter des baieriſchen Kurfürſten Maximilian Joſeph, ſollte im Januar 1765 durch Procuration mit Joſeph II. von Clemens Wenz. getraut werden, und es ſcheint, daß dieſer ſie damals nach Wien zu begleiten beabſichtigte.

gezogen. Die ganze Sache kam nun an den Tag. Die Correſpondenz Marſchals mit Carové und Schmidtburg über „das Hauptwerk“ wurde entdeckt. Er wurde verhaftet und eine Commiſſion zur Unterſuchung ernannt; er läugnete; aber bei Carové in Trier fand man die Erklärung der Ziffern [1]). Es war nicht mehr zu läugnen, daß Marſchal ohne Vorwiſſen des Kurfürſten über eine Coadjutorie verhandelt, und daß er keine Scheu getragen habe, ſeinen gütigen Herrn dadurch mit dem Domcapitel und dieſes untereinander in die größten Mißhelligkeiten zu ſtürzen; es wurde ferner offenbar, daß er die ihm anvertrauten Geheimniſſe ſeines Herrn verrathen, daß er ſelbſt in den Privatangelegenheiten desſelben Betrug und Unterſchleif getrieben und Briefe voller Schlechtigkeiten geſchrieben habe. Er wurde zu Feſtungshaft verurtheilt und in Folge der mit Kurmainz gepflogenen Verhandlungen im Februar 1765 in der Stille auf die mainziſche Feſte Königſtein gebracht. Der gutmüthige Kurfürſt ſorgte indeſſen für ſeinen ehemaligen Liebling mild genug; er ſolle, ordnete Joh. Philipp an, Mittags nur vier, Abends nur drei Speiſen und je einen „Schopfen“ guten Weins, auch ein ſo gelegenes Zimmer erhalten, daß er die Ausſicht auf die Gegend genieße. Dem Kammerrath Carové wurde, obwohl er Caſſation verdient habe, eine ernſtlichſte Verwarnung ertheilt und zur Strafe aufgegeben, die Unterhaltungskoſten des Gefangenen zu tragen, was derſelbe „mit unterthänigſter Fußlegung“ übernahm. Nicht durch ſchlaue und und heimliche Anſchläge untergeordneter Perſonen, ſondern auf geraden Wegen und durch directe Verhandlungen mit den dazu berechtigten Männern ſollte Clemens Wenzeslaus in den Beſitz

[1]) Es waren 78 Ziffern benutzt; 21 z. B. hieß Clemens, 3 Kaiſerin, 6 Kurtrier, 7 Mainz, 8 Bayern, 9 Sachſen, 10 Kurfürſtin Wittwe 24 Domprobſt, 25 v. Boos, 40 von Schmidtburg u. ſ. w.

von Kurtrier kommen. Nur wenige Jahre vergingen, und Johann Philipp fühlte „wegen zunehmender Schwäche“ wirklich das Bedürfniß, daß ihm ein Coadjutor gegeben werde. Er eröffnete dies im Herbſt 1767 officiell dem Domcapitel, dem Pabſt Clemens XIII. und dem Kaiſer, und nachdem das Domcapitel die Vorfrage, ob die Wahl eines Coadjutors nöthig ſei, am 29. October bejaht, der Pabſt zugeſtimmt und der Kaiſer, für das ihm bewieſene Vertrauen dankend, die nöthigen Papiere überſendet hatte, wurde der Termin für die Coadjutorwahl auf den 19. Januar 1768 angeſetzt. Indeſſen hatten ſchon vorher Verhandlungen zu Gunſten des Biſchofs von Freiſingen und Regensburg von verſchiedenen Seiten her ſtatt gefunden. Beſonders thätig dafür zeigte ſich der Wiener Hof. Dies war um ſo nöthiger, da unter den ſechzehn Capitularen bereits zehn über die Wahl eines Einheimiſchen, — denn an einen fremden Fürſten hatte man nicht gedacht, des Domdechanten Franz Carl Freiherrn Boos zu Waldeck und Montfort ſich geeinigt hatten, eines ebenſo durch perſönliche Vorzüge wie durch ſeine Familienverbindungen im Lande hoch angeſehenen Mannes. Aber er trat ſchon im September 1767 zurück, erklärte ſich für Clemens Wenzeslaus und wurde einer der treuſten und ergebenſten Anhänger desſelben. Und nun ſchrieb Maria Thereſia an den der Geſchäfte und Perſonen kundigen Freiherrn von Spangenberg, um deſſen Meinung über die weiter nöthigen Schritte und über die künftige Umgebung des Prinzen Clemens zu hören; Kaiſer Joſeph empfahl ihn als beſonders geeignet dem Kurfürſten Joh. Philipp ſelbſt, und der Pabſt erklärte ihn für wählbar zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Damit war Alles ſo weit vorbereitet, daß Clemens W. officiell bei dem Domcapitel als Bewerber um die Coadjutorie auftreten konnte. Es ſollte jedoch anders kommen. Joh. Philipp

ſtarb am 12. Januar 1768, das Domcapitel trat ſeine Zwiſchenregierung an, und der Domprobſt Carl Ernſt Freiherr von Breidbach-Büresheim kündigte den 10. Februar als peremtoriſchen Termin für die Wahl eines neuen Erzbiſchofs und Kurfürſten an. Der Kaiſer ernannte durch Vermittelung des Fürſten Colloredo den Grafen Neipperg zu ſeinem Commiſſar und ſchrieb das Ceremonial der Auffahrt und des Empfangs genau vor; denn darauf war die officielle Einwirkung des Kaiſers bei der Wahl beſchränkt. Clemens W. aber bevollmächtigte von Mannheim aus, wohin er ſich begeben hatte, den Domdechanten von Boos, die Wahl, im Falle ſie ihn treffe, anzunehmen, und meldete dem Capitel zugleich mit ſeinen Hoffnungen, daß er dem kaiſ. königl. Kämmerer Grafen Metternich den Auftrag gegeben, den Herrn „ſeine Erkenntlichkeit in den dankbegierigſten Ausdrücken zu bezeigen.“ Die Wahl fiel, wie voraus zu ſehen, auf den ſächſiſchen Prinzen[1]). Er erhielt das Gratulationsſchreiben des Capitels ſchon am folgenden Tage in Mannheim, und gleichzeitig wurden die am meiſten intereſſirten Höfe und der Pabſt benachrichtigt. Der junge, erſt im 29. Lebensjahre

---

[1]) Das Domcapitel hatte damals außer dem ſchon genannten Probſte und Dechanten folgende Mitglieder: Lothar C. Tr. Joſ. Freiherr Schenk von Schmidtburg, Joh. Phil. Freiherr v. Greiffenklau auf Vollrads, Franz C. Eberhard Kämmerer von Worms Freiherr zu Dalberg, C. Emm. Freiherr v. Hagen zu Motten, C. Joſ. Kämmerer von Worms Freih. zu Dalberg, Alex. Joh. H. Freih. v. Sickingen, C. Casp. Gottfr. Freih. von Beiſſel-Gymnich, Franz Ludw. Freih. v. Keſſelſtadt, Franz Ludw. Caſ. Graf Walbott-Baſſenheim, Ludw. Wolfg. Joſ. Freih. Schenk von Schmidtburg, Chriſt. Ad. C. Graf von Ingelheim; drei andere, der Erzb. von Mainz Emmerich Joſ. von Breidbach-Büresheim, Hugo Franz C. Graf von Elz-Kempenich und Joh. Ant. Caſ. Graf von Stadion waren bei der Wahl nicht anweſend.

ſtehende Kurfürſt widmete die nächſten Tage den Geſchäften, befahl den Behörden in ihren Amtsverrichtungen fortzufahren, erließ Verfügung an das Obriſtkämmereramt, die kurfürſtlichen Wohnzimmer im Schloſſe zu Ehrenbreitſtein in Stand zu ſetzen, und zeigte, wie ernſtlich er gewillt ſei, die Verhältniſſe des ihm anvertrauten Staates, beſonders das Finanz- und Kammerweſen kennen zu lernen und in dieſelben einzugreifen. Gleich ſeine erſte Anordnung (d. Mannheim, 12. Febr. 1768) verlangte, daß ihm die bisherige Kammerordnung, der beglaubigte, von allen Kammerräthen unterſchriebene Beſtand der wirklichen Vorräthe an Geld, Wein und Früchten, wie er am Tage ſeines Regierungsantritts geweſen, desgleichen der Beſtand der Schulden, namentlich der verzinslichen Capitalien und rückſtändigen Dienſtbeſtallungen, das Verzeichniß der ſämmtlichen erzſtiftiſchen Diener vom oberſten bis zum unterſten und ihres Einkommens, das Verzeichniß von der Hinterlaſſenſchaft Franz Georgs, von deſſen Schulden und von den unter Joh. Philipp erfolgten Abtragungen, ferner der Durchſchnitt der Landrentamtsrechnung über des Erzſtifts Einnahme und Ausgabe aus den letzten zwölf Jahren der beiden vorhergehenden Kurfürſten, endlich ein ſolcher Durchſchnitt der Hofökonomie oder des jährlichen Aufwandes an Geld und Naturalien für die kurf. Tafel und den Hofſtaat in Küche, Keller, Silberkammer und Zuckerbäckerei vorgelegt werde. Die Beamten in Coblenz und Ehrenbreitſtein hatten genug zu thun, während Clemens W. über Mainz und den Hunsrücken zu ſeiner neuen Stellung abreiſte. Er begab ſich über Monzelfeld nach Eberhards Clauſen hinter Piesport, um ſich in ſtiller Sammlung und Andacht vorzubereiten, hielt am 21. Februar ſeinen Einzug in Trier, wurde am folgenden Tage im Dome feierlich inthroniſirt, empfing ſodann die Huldigung der Bürgerſchaft und bot den Profeſſoren der Univer-

ſität, als ſie vor ihrem neuen Kanzler im erzbiſchöflichen Pallaſt erſchienen, und der Decan der juriſtiſchen Facultät Eſchermann in ſchwungvoller lateiniſcher Anrede ihn begrüßte, durch ſeine Erwiderung Gelegenheit, die Gelehrſamkeit, den Fluß und die Eleganz ſeiner extemporirten lateiniſchen Rede kennen zu lernen. Kaum eine Woche hielt er ſich aber in Trier auf; er eilte in ſeine rheiniſche Reſidenz. Wenden wir uns alſo nach dieſer Einleitung über die Wahl und den Regierungsantritt des Kurfürſten mit ihm wieder unſerer Stadt zu.

Vor ſeinem Eintritt in das Erzſtift hatte Clemens Wenzeslaus allen Aufwand mit Illuminationen, Ehrenpforten und dergleichen koſtſpieligen Freudenbezeigungen verboten; die Liebe der Unterthanen ſollte ſeine Ehre ſein, und dieſe Liebe hatte ihm gleich ſein erſtes Auftreten und der Ruf ſeiner trefflichen Eigenſchaften zugewendet. Von allen Seiten ſtrömten die Leute in die an der Moſel gelegenen Ortſchaften, um dem neuen Herrn ihre Glückwünſche darzubringen. Mehrere Tage lang hatte der Coblenzer Magiſtrat ſchon berathen, wie man Kurfürſtliche Durchlaucht bei Hochdero Ankunft am Beſten empfange. Der Obriſtkämmerer Freiherr von Büresheim ließ demſelben durch den Geheimen Rath von Eyß die nöthigen Weiſungen zukommen. Da wurde denn beſchloſſen, die Bürgerſchaft zunftweiſe mit Mänteln und Fahnen aufziehen zu laſſen; wer fehle, habe einen Gulden Strafe zu zahlen; den Unzünftigen ſollen Compagniefahnen zugetheilt werden; die Stadtſtückelcher ſollen, wenn auf der Feſtung geſchoſſen wird, damit harmoniren, der Magiſtrat in rothen Mänteln wird die Stadtſchlüſſel präſentiren, die Aufſtellung aber ſo genommen werden, daß die Stadtjunggeſellencompagnien an der Moſel bei dem Rathhaus mit Flinten, doch ohne Salve, paradiren, die Zünfte den Raum bis längs des deutſchen Ecks beſetzen

wo der Magiſtrat ſeinen Platz habe, und an dieſen Kern der Bevölkerung einerſeits bis oberhalb der Moſelbrücke die Studenten, anderſeits längs des Rheines die Ordensgeiſtlichkeit und die Soldateska ſich anſchließen. Die Neuendörfer wurden nach Moſelweiß beordert, um gemeinſchaftlich mit den dortigen Bewohnern unter einem Offizier zu paradiren und aus Katzenköpfen gleich den übrigen Dorfſchaften zu ſchießen. Gemäß Verkündigung auf der Harrath trat man am 28. Februar ſchon halb 11 Uhr an; Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr langte der Kurfürſt unter dem Läuten der Glocken, fortwährendem Kanonieren und Jubelruf mit ſeiner Jacht an, landete am deutſchen Eck und fuhr unter luſtigem Vivat dann hinüber, um ſich in das Reſidenzſchloß am Fuße des Ehrenbreitſtein zu begeben, wo ihm ein gleich feſtlicher Empfang bereitet war. Während an den folgenden Tagen Audienzen, Anreden, Handkuß und ein großes vom Magiſtrat veranſtaltetes kirchliches Dankfeſt in der Liebfrauenkirche folgten, bei welchem der Weihbiſchof von Hontheim celebrirte und der Jeſuitenpater Wagner die Feſtpredigt zu ſo allgemeinem Wohlgefallen hielt, daß der Magiſtrat ihm dafür eine Piſtole zum Geſchenk machte, während endlich ein glänzender Aufzug des Gymnaſiums (Rhein. Antiqu. II, 2, 455) mit ſymboliſchen Darſtellungen die Feſtlichkeiten ſchloß, langte auch die im Conſiſtorium vom 14. März erfolgte päbſtliche Beſtätigung mit dem Pallium an[1]), und es begann

[1]) Für diejenigen, welche dergleichen Angaben intereſſiren, notire ich aus den vorliegenden amtlichen Papieren, daß die Ausfertigung des päbſtl. Confirmationsinſtruments 10,646 scudi 70 baiocchi koſtete; dazu kamen Bulle, Briefe, Eſtafetten, Siegel, Trinkgelder für die Diener der Cardinäle, die Tambours, Muſikbanden ꝛc. zuſammen mit dem Vorigen 11,364 scudi 75 baiocchi oder faſt 28,412 Gulden. Die Zahlung vermittelten die Brüder Bethmann in Frankfurt.

nun die angeſtrengte von Wohlwollen, Bildung und Einſicht getragene, das materielle wie das geiſtige Wohl der Unterthanen umfaſſende Thätigkeit des neuen Landesherrn, deren Folgen man bald wie im ganzen Erzſtift, ſo ganz vorzugsweiſe in Coblenz fühlte. Ich hebe zunächſt wieder die localen Verhältniſſe und die darin eintretenden Aenderungen und Verbeſſerungen hervor.

---

2. Locale Verhältniſſe der Stadt.

a. Plätze und Straßen.

Der Kurfürſt drang vor Allem darauf, daß die Plätze und Straßen der Stadt erweitert und in gehörigen Stand geſetzt würden, und wenn er auch nicht Alles, was er anregte, durchſetzen konnte, indem er den mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten, die ihm entgegengehalten wurden, Rechnung tragen mußte, ſo hat er doch zum Nutzen und zur Verſchönerung der Stadt unendlich Vieles beigetragen. Er verlangte ſchon im Juni 1768 eine Anzeige des Magiſtrats, ob nicht die leeren Bauplätze dem Werthe nach in drei Klaſſen zu theilen, zu taxiren und demnach den Bürgern zur Verbauung zu überlaſſen ſeien. Als die zu Handel und Nahrung am beſten gelegenen Plätze betrachtete man die den Jeſuiten gehörigen und die Heddesdorfiſchen Plätze an der Firmond, den Rommersdorfer Platz an der Kornpfortſtraße, die Caſtorpfaffengaſſe, endlich die Nonnenplätze am alten Löhrthor. Der Jeſuiten ſtädtiſcher Grundbeſitz reichte an ſeiner Nordſeite damals bis zur Firmond oder Firmung; gegen Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts hatten ſie an dieſer Straße ſechs Häuſer gebaut; den noch übrigen freien

Gartenraum zu bebauen oder bebauen zu laſſen, trug der Pater Rector keine Luſt; er ſagte in einer Vorſtellung an den Kurfürſten, „das Collegium könne nicht das erſte ſein, welches ſeine Plätze hergeben müſſe, da ja die Caſtorpfaffengaſſe annoch ganz und gar unbebaut und dem Caſtorſtift nicht ſo nöthig wäre, als dieſe Plätze dem Collegio, anbetrachtlich daß durch das Verbauen derſelben ihre Kirche, welche an ſich ſehr dunſtig wäre, dergeſtalten beſchränkt und verdunkelt würde, daß es den Gottesdienſt hindere, maßen ſelbe von einer Seite ſchon ganz bebaut wäre.“ Der Kurfürſt aber fand dieſe Einwände nicht für ſtichhaltig und begnügte ſich nicht mit Wiederholung ſeines Verlangens, ſondern forderte von dem Magiſtrat auch Bericht, ob nicht vor dem Collegium bis zur Firmond ein zierlicher Platz für das Publikum zu gewinnen ſei, und wie die Patres entſchädigt werden könnten. Dieſer Platz war aber vor hundert Jahren folgendermaßen beſchaffen: dem Portale zunächſt der Kirche gegenüber ſtand das ſogenannte Hermannshaus mit Stallung und Garten, von Hermann Steffes 1600 erbaut und 1618 dem Orden geſchenkt, damals von dem Amtsverwalter Flieg bewohnt; dem unteren Portale ungefähr gegenüber lagen andere Häuschen, einer Wittwe Kerns und Roth gehörig, und dicht an der Firmond war ein kleines ſtädtiſches Gebäude, „das Gürtlershaus“ genannt; der übrige Raum war ungleich, mit Weinſtöcken, Bäumen und Geſträuch bepflanzt, Gräben waren vom Collegium „eingehauen zur Hinſtellung deren vorzeitigen Illuminationszierrathen“, der Zugang zur Kirche ein ſchmaler Fußweg, die Façade des von Johann Hugo erbauten Gymnaſialflügels mit den beiden Portalen faſt nicht ſichtbar. Die zur Herrichtung eines offenen Platzes nöthigen Geldſummen ſchienen aber den Vätern der Stadt zu bedeutend; man müſſe mehr auf die Nothwendigkeit als auf die Zierde

ſehen; nöthiger ſei, da der Kornmarkt auf dem Entenpfuhl „entgangen ſei," die Errichtung eines großen offenen Marktplatzes, und dazu müſſe man, um den Boden zu acquiriren und die Hauptwache zu verlegen, ſehr Beträchtliches aufbringen. Dies behielt der Kurfürſt zwar auch im Auge, aber die Herſtellung des Jeſuitenplatzes decretirte er entſchieden. Danach ſollte die Stadt das Beſitzthum der Jeſuiten und der Wittwen ankaufen, die Gebäulichkeiten einſchließlich des Gürtlershäuschens niederreißen, den Platz ebenen und pflaſtern und zum Abſchluß nach Weſten zwei neue regelmäßige Häuſer, die jetzigen Hölſcherſchen, errichten; die Patres dagegen ſollten von dem neben der Kirche ſtehenden Thürmchen (in welchem die Treppe zum Mannhaus führt) bis zur Firmond in gerader Linie Gebäude aufführen und den davor liegenden Theil des Platzes applaniren und paweien. Die langen Verhandlungen erhielten erſt am 12. März 1773 ihren Abſchluß, indem der Regierungs- und Hofrath Hack ein Uebereinkommen zwiſchen dem Rector P. Friederichs einerſeits und einer ſtädtiſchen Commiſſion (Bürgermeiſter Fr. Eltz, Baumeiſter Frett und Stadtſchreiber P. Andr. Hartm. Bourmer) andererſeits vermittelte, wonach die Stadt an das Collegium 4000 Gulden zahlte, das Einſtampfen und Ausfüllen des Kellers, wie das Pflaſtern übernahm und die Bedingung einging, daß nie einiger Markt oder Handtierung zu Störung der Andacht oder der ſtudirenden Jugend dahin verlegt werde, und daß neben der Kirche eine nie zu verbauende Einfahrt in den Garten des Collegiums bleibe Die Wittwen wurden entſchädigt; die Errichtung der zwei neuen Häuſer wurde dem bauerfahrenen älteren Herrn Maas übertragen, der dafür bei Ablieferung der Schlüſſel 100 Thlr. als „Ergötzlichkeit" erhielt. So alſo wurde der Jeſuitenplatz in ſeine jetzige Geſtalt gebracht. — Der von Heddesdorfiſche Garten, der weſtlich

von der jetzigen Hofapotheke an die Firmond ſtieß, blieb unbebaut; die drei jetzt da ſtehenden Häuſer ſind erſt vor einigen 20 Jahren errichtet. — Die Abtei Rommersdorf erklärte, die unterhalb ihres in der Florinspfaffengaſſe (neben dem Hofgericht oder der jetzigen Wohnung des Pfarrers von Liebfrauen) gelegenen Hofs an die Kornpfortſtraße anſtoßenden Plätze ſelbſt bebauen zu wollen; aber es geſchah nicht, und ſie ſind zum Theil noch unbebaut. — Die Erweiterung des Marktplatzes ordnete der Kurfürſt, die beiläufige Aeußerung des Magiſtrats aufgreifend, im Februar 1770 an. Der Magiſtrat beſchloß, den Platz hinter der Hauptwache bis zur Kirche, der dem Stift Florin gehörte, in der Art zu erwerben, daß er dem Stift „den ſtädtiſchen Holzſchuppen, zwiſchen dem Krämerbau und dem Poſthaus an der Kornpfortſtraße gelegen," in Tauſch abtrete und den Ueberſchuß des Florinsraumes mit 45 Thlr. oder ſelbſt 100 Gulden für die Ruthe bezahle. Aber auch da gab es Verhandlungen. Erſt ließ der Herr Dechant die Commiſſarien „wegen Leibesblödigkeit" gar nicht vor; nachher bedeutete er ſie, er habe keinen Tauſch, ſondern möglichſt theuren Verkauf vor; wiederholte Conferenzen führten endlich zu der Einigung, daß die Stadt den Raum zu 100 Gulden für die Ruthe erhielt, und daß ſie außerdem ein für allemal 100 Gulden für die Ablöſung eines Zinſes und 50 Gulden für die Steine der abzureißenden Baulichkeiten bezahle. Die Hauptwache wurde abgebrochen und an den Plan verlegt; an das weſtliche Ende des Marktplatzes kam, nachdem man den lang aufgehäuften „Kummer vor der Paradeysmauer" weggeſchafft, das Fiſchhäuschen mit der Fiſchwage zu ſtehen. Seine Excellenz und Gnaden Freiherr von Büresheim ſchoß der Stadt 2550 Gulden vor, damit ſie das Florinsſtift bezahlen konnte. — Auch der Plan ſollte ein freierer Platz werden; der Hofrath Hack er-

öffnete dem Bürgermeiſter Kleudgen die kurfürſtliche Willensmeinung, daß der Magiſtrat die Fleiſchſcharren, welche der Hitze zu ſehr ausgeſetzt ſeien, an einen anderen Platz translocire, als welcher der Holzſchuppen an der Kornpfortſtraße beſonders geeignet erſcheine. Die Metzger aber widerſetzten ſich; ihre Scharren ſtänden ſchon 350 Jahre am Plan; ſie ſeien damit auch ganz zufrieden und könnten aus eigenen Mitteln keine anderen erbauen, auch ſei ein Theil der Bänke gegen geliehene Capitalien verſchrieben, und zudem erſcheine der Holzſchuppen zu dunſtig und dem großen Waſſer exponirt. Die letzten Gründe fanden Berückſichtigung; Herr Berghoff erhielt den Schuppen gegen einen andern Bauplatz am Löhrthore und baute das an den Krämerbau anſtoßende Haus. Den Metzgern aber wurde erlaubt, in ihren eigenen Häuſern Fleiſch zu verkaufen, und die Scharren wurden entfernt. Der mehrfach auftauchende Plan, ein eigenes großes Schlachthaus auf der Bracke ſtatt des Viehhofs oder auf dem Paradies zu errichten, kam nicht zur Ausführung und bildet bekanntlich noch heute einen Gegenſtand gemeinderäthlicher Ueberlegung. Der Planplatz aber wurde frei. — Der Baumgarten der Nonnen von S. Georgenkloſter oder S. Martin erſtreckte ſich längs dem Platz bei dem alten Löhrthore. Auf Befehl und nach einem Bauriß der kurf. Regierung wurde im Auguſt 1770 verharrathet, daß derſelbe verbaut werden ſollte, und bis 1778 wurden daſelbſt ſechs an das Kloſter ſich anſchließende Häuſer errichtet. — Die Caſtorpfaffengaſſe endlich, die, wie der Kurfürſt ſelbſt öfter wahrgenommen und empfunden hatte, unfahrbar und durch Löcher entſtellt war, ſollte nicht nur mit dauerhaftem Pawei verſehen, ſondern da ſie an einigen Stellen nur 19½ Fuß breit, an anderen noch ſchmäler und gekrümmt war, auf 34 bis 36 Fuß Breite gebracht und vom Saftiger Hof bis zum

Caſtorplatz bebaut werden. Der Hofrath Hack wurde der Magiſtratscommiſſion beigegeben und ein vom Kurfürſten genehmigter Bauplan vorgelegt; der kurf. Baucommiſſar ſollte, wenn der verkäuferiſche Theil d. i. die Caſtorſtiftsherrn den Bogen zu hoch ſpannten, einen billigen Anſatz vermitteln. Es ergaben ſich ähnliche Verhältniſſe, wie ſie in neueſter Zeit an der entgegengeſetzten Ecke zur Rheinſtraße zu geregelt wurden und zum ſchönen Ausbau des Hergt'ſchen Hauſes geführt haben. Damals (1770) ſollte das hervorſtehende Kirſchbaumſche Haus ſechzehn Fuß weit abgebrochen und zugebaut, längs der Stiftsdechanei durch „den alten Tempel" und an dem Schweikertſchen Stiftshaus rechter Hand vorbei die Straße in gerader Linie gezogen werden. Die ſtädtiſche Commiſſion machte geltend, daß der ſogenannte „lutheriſche Kirchhof" (der mochte wohl aus der Zeit der ſchwediſchen Beſatzung im dreißigjährigen Krieg datiren) bis auf Gegenbeweis als ſtädtiſcher Boden anzuſehen, daß das Gäßchen zwiſchen der Schule und Schweikarts Haus an das Stift abzutreten, bei dem Ankauf in Abzug zu bringen und nur der Reſt des zu erwerbenden Grund und Bodens von der Stadt zu bezahlen ſei; außerdem wollte die Commiſſion die Vorfrage entſchieden wiſſen, ob nur geiſtliche oder auch weltliche Häuſer gebaut werden ſollten. Die Sache zog ſich ohne Entſcheidung hin, dem Kurfürſten gelang nur, daß die Straße gebeſſert wurde. Die winkligen Gebäude wurden erſt 1802 abgebrochen, und noch bei der preußiſchen Beſitznahme ſtanden zwiſchen den ehemals den Stiftsherrn gehörigen Wein- und Gemüſegärten nur wenige vereinzelte Häuſer. — Andere Plätze blieben frei, wurden aber ihrer bisherigen Beſtimmung entzogen. Das traf beſonders den an der Liebfrauenkirche liegenden Kirchhof. Schon im Mai 1771 hatte der Magiſtrat in Folge eines kurf. Reſcripts die Ver-

legung des Kirchhofs in Ausſicht genommen; erſt war der Platz bei der Michaelskapelle auf der Schanze in Betracht gezogen worden, ſechs Jahre darauf kam die Sache zum Abſchluß. Clemens Wenzeslaus, der ſpäter überall die Beiſetzung der Leichen nicht nur in den Kirchen, ſondern in der Stadt überhaupt verbot, beauftragte den Baumeiſter Major Seiz und den Commiſſar Görgendill, dem Magiſtrat anzuzeigen, daß der Kirchhof rechts des Schlagbaums vor der Löhrpforte auf die Glacis verlegt werden ſolle. [1]) Der Wall wurde „verſchliffen", die Stelle mit Paliſſaden und einer Mauer eingefriedigt, beſondere Plätze für ungetaufte Kinder und Leute unbekannter Religion abgeſteckt, das Miſſionskreuz vom Paradeplatz und das Kreuz vom Liebfrauenhof dorthin verſetzt und ein Portälchen über dem Eingang ausgeführt. Vom 1. October 1777 an durften Leichen nur hierhin beſtattet werden; die des Bürgermeiſters Stauber war die erſte daſelbſt begrabene. Der alte Kirchhof an Liebfrauen wurde geebnet und mit Kies beſchüttet; ein Theil desſelben war ſchon 1776 zu einem neuen Schulhauſe abgemeſſen worden, doch konnte der Bau erſt nach mehreren Verhandlungen mit dem General von Murach, deſſen Fenſter im Hauſe Spey verdunkelt und verbaut wurden, von der Stadt ausgeführt werden. Der an der andern Seite der Kirche befindliche Oelberg wurde ſpäter abgetragen. — Man ſieht leicht, daß der Magiſtrat für dieſe Umänderungen nicht unbedeutende Koſten aufzubringen hatte. Der Kurfürſt muthete

[1]) Dieſer Kirchhof lag hinter den weſtlichen Häuſern des jetzigen Löhrrondels, da, wo neben der Eiſenbahn der Wall ſich erhebt; er wurde, als die neuen Befeſtigungen angelegt wurden, zum Theil überdeckt, zum Theil zu großem Anſtoß des Publikums abgetragen. Der Vater des Verfaſſers war einer der in dem letzten Jahre (Juli 1819) dort Begrabenen.

ihm aber dies um ſo entſchiedener zu, da ſeine Anordnungen nur den Vortheil und die Verſchönerung der Stadt bezweckten, und er feſt überzeugt war, daß die Unternehmungsluſt zu Bauten auch bei den Bürgern ſich mehren, und die aufgewendeten Capitalien ſich mit der Zeit bei der ſteigenden Zahl der Bewohner gut rentiren würden. Auch ließ er von der eigenen Kammer anſehnliche Summen auf mancherlei Bauten verwenden. Im Juni 1771 wurde das thurmähnliche gewölbte Rheinthor abgebrochen, ein eiſernes Fahrthor mit einer Seitenthüre für Fußgänger errichtet und der Rheinſtraße dadurch Licht und Luft geſchafft. Links vom Eingang in die Stadt wurde einige Jahre ſpäter ein neues, bald vom Hofrath Schäfer bezogenes Cameralhaus nach einem vom Kurfürſten geänderten Riſſe unter Leitung des Majors Seiz fertig geſtellt, während der Hofbauſchreiber Rolshauſen zur rechten Hand den jetzt nicht mehr beſtehenden Bau eines Cameralzollhauſes 1780 ausführte, in welches man das Selterſer Comtoir verlegte. Die neben dem erſtern Cameralhaus liegenden Brückenknechtshäuschen wurden ſammt der Stadtmauer abgebrochen, der Platz bis zur Brücke gepflaſtert, die Rheintreppe vollendet. Gleich in den folgenden Jahren, beſonders 1786 bis 89, wendete ſich, wie es der Kurfürſt erwartet hatte, die Privatſpeculation den benachbarten Räumen zu; man baute von dem Cameralhauſe an bis zu dem Prieſterhaus (Regierungsgebäude) hin Wohnungen, in denen auch beweibte Livréebedienten des Kurfürſten, die ſich bisher nur um theures Geld einmiethen konnten, wohlfeiler unterkommen ſollten. Zunächſt folgte ein Haus des Brückenperſonals, dann das des Schiffers Kröll, der 1790 ein Schild zum neuen römiſchen König aushing, welches doch bald der Benennung zu den drei Schweizern weichen mußte, darauf das größere Haus des Zollnach-

gängers Engel 1790, das vom December 1792 an Hr. W. Beaulieu als Gaſthof „zur Stadt London“ benutzte, und welches jetzt zuſammen mit dem vorhergehenden das Prachthotel der Belle vue bildet, endlich das des Brückenwärters Frank und des Schiffers Kierſchreiber Die Rheinfronte links vom Eingang in die Stadt war eine total veränderte.

---

b. Der Reſidenzbau.

Alle bisher angeführten Anordnungen des Kurfürſten erſcheinen jedoch nur als eine Einleitung zu viel größeren Unternehmungen. Einen viel entſcheidenderen Einfluß auf die Umgeſtaltung der Stadt übte der Entſchluß deſſelben, ſeine Reſidenz nach Coblenz zu verlegen.

Die Kürfürſten von Trier hatten ſeit Philipp Chriſtoph von Soetern (1623 bis 1652) in der von demſelben erbauten Philippsburg am Fuße des Ehrenbreitſtein reſidirt. Dieſelbe exiſtirt nicht mehr; ſie lag mit ihren zwei verbundenen Flügeln, ihrer ſtattlichen Fronte von 37 Fenſtern, ihren vier Eckthürmen und ihrer theilweiſe in den Felſen eingehauenen Capelle unterhalb des noch beſtehenden von Franz Georg von Schönborn erbauten Dicaſterialbaues, des Pagenhauſes am jetzigen Feſtungsweg und des abgebrochenen dreiſtöckigen Neuenbaues unmittelbar am Felſen an. Der Verkehr mit dem kurf. Hofe war für die in Coblenz wohnenden Beamten und adeligen Herrſchaften beſchwerlich und zeitweilig ganz unterbrochen. Schon zu Franz Georgs Zeiten war deshalb an eine Verlegung der Reſidenz auf die linke Rheinſeite gedacht worden. Clemens Wenzeslaus hatte von Anfang an kein rechtes Gefallen an dieſem Schloſſe gehabt. Die Baufälligkeit desſelben und die Gefahr, welche die mehrmals von der Höhe ſich loslöſenden

und herabſtürzenden Felsſtücke brachten, wurden Veranlaſſung, daß er im October 1777 ſeinen Entſchluß kund gab, ein neues Reſidenzſchloß in Coblenz zu bauen, und daß er bis zu deſſen Ausführung den bisherigen Dicaſterialbau und die Sommerſchlöſſer in Schönbornsluſt und Kärlich bezog, nachdem er für die Sitzungen der Behörden das Haus des Hofkammerraths Coenen an der Hofſtraße gemiethet hatte. Man kann ſich denken, welche Freude dies bei den Coblenzern erregte, und wie Bürger und Adel wetteiferten, ihren Dank auszuſprechen, während die Ehrenbreitſteiner, den ihnen drohenden Nachtheil erkennend, klagten, daß ihr Thal nun ein wahres Jammerthal werde. Die Bauriſſe, welche der Kurfürſt perſönlich ſehr ſorgfältig prüfte, entwarf ein Franzoſe Dinar; ein anderer Pariſer Baumeiſter Peyre beſſerte und vervollſtändigte ſie nachher namentlich in der Anlage der Nebengebäude. Und als nun an der vom Kurfürſten ausgeſuchten Stelle, in den bisherigen Feldgärten und Weinpflanzungen des Diſtricts „im Kalkofen“ die Fundamente gelegt waren, begann alsbald das lebhafteſte Treiben; Schiffe mit den großen Hauſteinen kamen von Trier; ein beſonderer Krahnen förderte die Laſten ans Land, Ponten mit Mauerſteinen, Sand und Kalk langten von allen Seiten an: Eichenſtämme und Klötze wurden von Halſenbach, von der Boppard Kellnerei, aus dem Forſt Faulenborn, Hermeskeil u. a. m. geholt; der Holzhändler Faziola ſchickte aus Mainz große Sendungen von Borden und Dielen in das Baumagazin, andere lieferten Leyen, Sparren und Gerüſtholz; das Schreinerholz und die Metzer Borde wurden in beſonderen Schuppen, große Vorräth von Nägeln, Klammern, Eiſenmaterialien aller Art in der Bauſchreiberei verwahrt; Schmieden, Sägereien, Wagnereien, Schloſſer-, Zimmer- und Schreinerwerkſtätten wurden eingerichtet; Pumpen und hölzerne Rinnen ſchafften das

nöthige Waſſer herbei; der lauteſte Arbeitslärm herrſchte an dem früher ſo ſtillen Ort. Erſt führte der Conferenzminiſter Chr. Ph. W. von Hohenfeld und der Kanzler de la Roche die Oberleitung, und Ingenieur-Hauptmann Troſſon war unter ihnen Bauinſpector; erſt als dieſe 1781 entlaſſen waren, bewirkte die energiſchere Thätigkeit des Kammerdirectors von Hamme[1]) unter dem Miniſter Ferd. Freiherrn von Dumi-nique einen raſcheren Fortgang. Außerdem erwarben ſich um die Vollendung des Baues und ſeine Einrichtung der Reiſe-marſchall Joſ. H. Freiherr von Thünnefeld, der Hofkam-merrath Weſtermann, der Cameralbaumeiſter Joh. Andr. Gaertner, der Hofbrunnenmeiſter Kirn, der Bauſchreiber Rols-hauſen und der Werkmeiſter Wirth beſonderes Verdienſt. Es arbeiteten allmählich gegen 800 Menſchen an dem großen Werke, und der Bauherr hörte nicht auf, die Arbeiter zu er-muntern und zu belohnen, ſowie ſeine hohen Verwandten und benachbarte Fürſten, die ihn beſuchten, zur Beſichtigung hin zu führen. Die Landſtände ſchoſſen allmählich über 600,000 Gulden zu; alles Uebrige beſtritt Clemens W. ſelbſt. Und ſo ſtieg der ſchöne Bau mit ſeinen coloſſalen Säulen, ſeinen Pracht-treppen uud Balkonen, ſeinen großen und ſeinen wohnlichen Räumlichkeiten, den trefflichen Oeconomiegelaſſen und der ſchö-nen Hofkirche zwiſchen den gewaltigen, bis in das dritte Stock-werk ſelbſt von Pferdefuhren zu benutzenden Gerüſten empor, worüber der Rhein. Antiquarius I, 1, 682 ff. den trefflichen

[1]) Er wurde am 25. Novbr. 1782 von ſeinen anderen Beſchäf-tigungen entbunden, behielt aber mit dem Prädicat eines Staatsraths und 1000 Thlr. Gehalt die Leitung des Reſidenzbaues, nach deſſen Vollendung er ein angemeſſenes Präſent (eine Tabatière mit 3000 Gul-den) und eine lebenslängliche Penſion von 800 Gulden bekommen ſollte.

näheren Bericht des Freiherrn Ludwig Joſ. Wilh. von Boos mittheilt. — Wie der Außenbau ſeiner Vollendung mehr und mehr entgegenging, ſorgte der Kurfürſt auch für die innere Einrichtung und Ausſtattung. Was die Zeit von koſtbarem in- und ausländiſchem Holzwerk, von Seidenſtoffen und anderen Zeugen, von Marmor-, Metall- und Stukaturarbeiten, von Tapeten, Spiegeln, Uhren, Glockenſpielen und reichem Kunſtſchmuck kannte, das fand ſeine angemeſſene Verwendung. Was Brauchbares, Werthvolles und Liebgewordenes im Ehrenbreitſteiner Schloß oder Dicaſterialbau ſich vorfand, wurde allmählich, wie die Inventarien zeigen, nach Coblenz oder Schönbornsluſt herübergeſchafft, das Meiſte aber wurde neu theils von fernher verſchrieben, theils hier angefertigt. Zeichnete ſich die Oeconomieeinrichtung durch praktiſche Vertheilung und Möblirung der einzelnen Räumlichkeiten, der Officiantenſtuben, der Abſteige- und Speiſezimmer, der Küchenſchreiberei, Buttelei, Conditorei, Küche, Backkammer, Bratküche, der Magazine, Fleiſchgewölbe, Waſchhöfe, der Kapaunenſtopferei, Sattlerei, Silberkammer ꝛc. aus, ſo waren die großen und kleinen Feſtſäle und Appartements des Kurfürſten, ſeiner Schweſter, ihrer unmittelbaren Umgebung, der Beamten und zahlreichen Dienerſchaft mit außerordentlich geſchickter Raumbenutzung geordnet und je nach ihrer Beſtimmung mehr oder weniger ſplendid und prächtig, alle aber bis in das Kleinſte mit dem, was Bedürfniß, Bequemlichkeit, Liebhaberei oder fürſtlicher Glanz und Luxus erforderte, ausgeſtattet. Dabei hatte der Reiſemarſchall v. Thünnefeld ganz beſonders eine ausgezeichnete Thätigkeit entwickelt, und unter ſeiner Leitung boten der Haushofmeiſter Maſſo, der Möbelverwalter Coudray, der Tapezierer Hoffmann und eine große Zahl der geſchickteſten fremden, wie einheimiſchen Künſtler und Handwerker alle ihre Kunſt auf. Erwähne ich

nur vorübergehend den bekannten Gardenſaal mit ſeiner koſtbaren Ausſtattung und dem ſchönen Käfig des Lieblingscacadu, ebenſo den großen Feſtſaal mit der verzierten Muſikeſtrade, den reich drapirten Gallerien, der rothtaffenen Fenſtervorhängen, den verſchiedenen Fußteppichen, Fächerſtühlen und mit Scharlach bezogenen Bänken, ſowie der großen Zahl ſilberner Wandleuchter und großer wie kleiner Luſtres und Spiegel, und führe lieber von einigen kurf. Appartements und ihrem Kunſtſchmuck einiges Genauere an. Durch zwei Antichambres gelangte man in den Audienzſaal, an deſſen Rückwand der carmoiſinfarbige, in vergoldeter Kuppel und zwei weißen Federbüſchen ſchließende Baldachin ſich über dem rothſammtenen, goldbortirten Audienzſeſſel erhob; an den Wänden ſtanden die mit gleichem Stoff überzogenen acht Canapees, die 12 Fuß hohen Pfeilerſpiegel, die mit weißem Marmor geplätteten Conſols, die Vaſen, Figuren, Gruppen von ſächſiſchem Porzellan, z. B. die Jahreszeiten, die Künſte, Europa von Zeus entführt, Silen auf dem Eſel reitend u. a. m.; die Tapeten waren von großen Gemälden (Scipio, Auguſtus, Antonius, Beliſar von David in Paris) faſt ganz verdeckt, der Plafond war in Fresko von Januarius Zick gemalt, wie die Göttin der Gerechtigkeit den Tugendgenien die Beſtrafung der Laſter befiehlt. Das Conferenzzimmer war beſonders mit Portraits von ſächſiſchen, bayriſchen, toskaniſchen und franzöſiſchen Fürſten und Prinzeſſinnen ausgeſchmückt; das Paradeſchlafzimmer mit blauen, weißgeſtickten Atlastapeten mit gleichfarbigen Lehnſtühlen, Seſſeln und Ofenſchirmen war durch eine große, blauatlaſſene Draperie von dem Alkoven getrennt, in dem das vierſäulige Bettgeſtell mit ſeinen ſeidenen Kiſſen und den in gewölbter Kuppel endenden Vorhängen ſtand. Das bayriſche Cabinet hatte ſeinen Namen daher, daß die verwittwete Kurfürſtin von Bayern ſelbſt es mit eigens gefertigter

weißgrundiger und feingeſtickter Tapete und gleichen Ueberzügen für Stühle und Canapees verſehen hatte. Das mit Arabesken ausgemalte Speiſezimmer ſchmückten in hohen Niſchen aufgeſtellte Statuen, das Caffeezimmer dagegen 35 verſchiedenartige Gemälde des aus Weimar ſtammenden, zu ſeiner Zeit berühmten königlich polniſchen und kurf. ſächſiſchen Hofmalers Dietrich oder Dietericy. Kurz man ſieht aus dieſen wenigen Anführungen, die leicht bei Beſchreibung des Arbeitscabinets, der Zimmerkapelle, der gewöhnlichen Schlafſtube ꝛc. vermehrt werden könnten, wie bei der Ausſchmückung dieſer fürſtlichen Gemächer faſt kein Zweig der Kunſt unvertreten geblieben war. Es verdient dies Erwähnung, weil der Einfluß auf die Bildung und den Geſchmack des Publikums nicht ausblieb. Selbſtverſtändlich waren andere Zimmer für Unterhaltung (Billard, Lotto, Damenbrett, Doquetille ꝛc.), für Aufnahme der Garderobe, für die Bibliothek und das Archiv beſtimmt, und eine Reihe anderer Gemächer hohem Beſuche vorbehalten. Die obere Etage enthielt die Appartements der Prinzeſſin Kunigunde und ihrer Beamten, des Obriſthofmeiſters Grafen Eichold, des Secretärs Hofrathes Schmitz, des Kammerdieners Doelitſch, der Fräulein von Rauendorf, der Kammerfrau Hewald, der Mademoiſelles Cerini, Turner, Meixnerin mit Kammerjungfern und Stubenmadels; außerdem waren dort Abſteigequartiere für die Herrn Miniſter und beſondere Zimmer für den geiſtlichen Rath Carové, den Geh. Rath Jaquemont, den Geh. Rath Mähler, ſo wie die geh. Trieriſche und Augsburgiſche Canzlei.

Was man damals neben anderen Einrichtungen beſonders bewunderte, das war die von dem Brunnenmeiſter Kirn ausgeführte, ſowohl das Schloß wie die Stadt mit dem beſten Trinkwaſſer verſehende Metternicher Waſſerleitung. Schon Ende 1750 hatte Kurfürſt Franz Georg dem Stadtrath

proponiren laſſen, „zur Zierde der Stadt einen Hauptſpringbrunnen auf hieſigem Paradeplatz ſowohl als denen übrigen offenen Stadtplätzen aufzurichten,“ und den grade anweſenden hochfürſtlich Würzburgiſchen Obriſten Neumann, den Erbauer des Thäler Dicaſterialbaues, zuſammen mit dem Stadtſchultheißen Wüſt beauftragt, „den Augenſchein der in den Metternicher Hecken befindlichen Waſſerquellen einzunehmen.“ Dieſelben lagen am Kümmelberg. Der Magiſtrat war mit Berückſichtigung des merklichen Nutzens bei entſtehenden Feuersbrünſten mit unterthänigſt ſchuldigſter Dankſagung darauf eingegangen. Die Abſicht Neumanns war, das Waſſer mit Röhren in kürzeſter Linie durch das Bett der Moſel in die Stadt zu leiten; er ging aber, obwohl er die Bedenken des Magiſtrats über die Schwierigkeit der Röhrenleitung bei hohem Waſſer und bei Eisfahrten nicht theilte, doch darauf ein, daß die Röhren über das Land zum Rohrer Hof, durch die Weingärten und über die Moſelbrücke gelegt würden. Die Arbeit wurde friſch angefangen, die Entfernung von der Brücke bis zu den Quellen mit der Schnur zu 12,097 Schuh abgemeſſen, der Fall mit der Waſſerwage berechnet, die Faſſung der Quelle verſucht; da ſtieß man auf Schwierigkeiten, der Eulenleim lag zu hoch, ein Stollen ſtürzte ein, man bohrte, man ſchlug das Kreuz im Stollen und kam endlich im September 1751 ſo weit, daß Bürgermeiſter Serger an dem zu erbauenden Recipienten den neuen Stein im Beiſein des Raths und vieler Bürgerſchaft ſolenn einlegte. Nun machten die Koſten Bedenken, man ging von den eiſernen Röhren ab und beſchloß durch die Kannenbäcker von Höhr, Hillſcheid, Grenzhauſen ꝛc. „ſteinerne“ backen zu laſſen, die Brunnencommiſſarien berechneten, daß es noch wohlfeiler käme, wenn ſie aus dem eigenen Eulenleim, der ſich zu Metternich und in der Karthäuſer Kaule

fände, in einem am Petersberge angelegten Backofen Röhren bücken. So that man, und damit nichts verſäumt werde, wurde der Backofen bei Einlegung der erſten Röhren von einem Franziskaner benedicirt, aber der Ofen taugte nicht. Die Röhren zerſprangen; auch eine Umänderung half nicht, der zweite koſtſpielige Verſuch mißlang, wie der erſte, und zuletzt 1754 dachte man an Holzröhren. Inzwiſchen war in Metternich eine Brunnenſtube fertig geworden und eine andere am Petersberg mit einem Ueberbau als Gartenhaus zum Verdruſſe des Kurfürſten angelegt worden;[1]) vielfache Beſichtigungen und kleine Feſtlichkeiten dabei waren veranſtaltet; für Anſchaffung von mancherlei Proberöhren, Steinbrüchen, Bauplätzen, Annahme neuer Minirer und Brunnenmeiſter, ſo wie für Präſente an den wiederholt zugezogenen Würzburgiſchen Oberſten hatte die Stadt viel Geld ausgegeben, und deshalb war man ſchließlich im Auguſt 1754 zu der Reſolution gekommen, den angefangenen Brunnenbau für das laufende Jahr liegen zu laſſen. Dabei blieb es auch in den folgenden Jahren. Erſt bei Gelegenheit des Reſidenzbaues kam die Sache wieder in Anregung. Der Kurfürſt übernahm die Ausführung auf ſeine Koſten und beauftragte den Brunnenmeiſter Kirn mit der Ausführung. Eine Hauptquelle war ſchon 1783 neu gefaßt und gab zur unergiebigſten Zeit 72 Maß in der Minute. Die eiſernen auf der Sayner Hütte gegoſſenen Röhren führten das Waſſer unter den verſchiedenen Waſſerthürmen zu der Moſelbrücke und über dieſe in die Stadt, wo das Hauptreſervoir, ein marmorner Behälter, der acht Fuder faßte, in dem Pulverthurm oder, wie

[1]) Dieſelbe wurde wirklich ein Wirthshaus. Noch 1783 am 11. April wird im Cobl. Intelligenzblatt angezeigt, daß die Brunnenſtube am folgenden Sonntag eröffnet, und fortan wie gewöhnlich jedermann mit Rhein- und Moſelwein bedient werde; im J. 1792 wurde ſie verſteigert.

er von jetzt ab hieß, in dem Waſſerthurm angebracht wurde.[1]) Von dieſem Reſervoir aus war 1784 das Waſſer ſchon in den Stall, die Küche und Waſchküche des Schloſſes geleitet, und bald ſprudelte es auch in der Buttelei, der Silberkammer, der Schweizerei und der Kapaunenſtopferei, ſo daß jede Minute 64 Maß in der Reſidenz abgegeben wurden. Da zu der erſten Quelle noch eine zweite gefaßt wurde, konnte dieſe und der Reſt der erſten zum Beſten der Stadt verwendet werden, und zwar nicht blos für Fälle der Feuersgefahr, indem man Vorrichtungen traf, um an verſchiedenen Stellen Schläuche anzuſchrauben und durch dieſe das Waſſer auf die Brandſtätte zu leiten, ſondern auch für den Unterhalt mehrerer Brunnen an öffentlichen Plätzen. Ueber dieſes große, auch heute noch ſo nützliche Werk freuten ſich die Leute damals auch deshalb, weil dasſelbe von einem Eingebornen in ſo gelungener Weiſe ausgeführt, und die Ehre der Trierer gegenüber den früheren, von einem Auswärtigen angeregten und mißlungenen Verſuche gehoben war. Der Kurfürſt ernannte den Brunnenmeiſter Kirn in Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Ingenieurhauptmann und belohnte ihn reichlich. — In den durch Baluſtraden abgeſchloſſenen Halbrotunden oder Circulargebäuden befanden ſich auch die Reitſchule, die Stallungen für die zum Theil ausgeſucht koſtbaren Pferde und die Remiſen. In dieſen waren die ſechs Hofſchlitten, wovon einer ganz vergoldet und im Innern mit grünem Sammt, andere mit anderen Stoffen ausgeſchlagen, zwei aber für die Hofmuſik bei Schlittenfahrten eingerichtet waren, ferner die 27 verſchiedenen Reiſewagen untergebracht,

[1]) „Bedeutend und angenehm iſt es zu ſehen, wie das Waſſer einen Thurm von beträchtlicher Höhe hinaufſteigt, ſich allda in einen achtfudrigen marmornen Sarg ergießt und alsdann wieder ſeinen Fall bis zur Reſidenz nimmt.“ Lang, Rheinreiſe 1789, I, 209.

darunter ein großer und ein kleiner Brankard, ein Freiſinger Bürſtwagen, zum Einfahren der Pferde beſtimmt, die lange Wurſt, die „Hohenfelder“ offene Chaiſe, Augsburger, Innsbrucker und polniſche Wagen, die mit blauem Sammt, Seidenſchnüren und Silberleiſten verzierte Leibpirutſche, Courierwagen, Landauer und Lütticher Halbchaiſen, Leibſchwimmer, einer, „ſo der Beichtvater Zragelchen“ heißt, und wie ſie ſonſt genannt ſind; außerdem waren 17 ordinäre Leib- und Dienſtwagen da, die theils neun-, theils ſechs-, theils vierſitzig, in der mannichfachſten Weiſe ausſtaffirt und wohl unterhalten wurden, endlich die drei großen Staatswagen, die nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgezogen, ihre Schwerfälligkeit, aber auch ihre Pracht mit Schwanenhalsachſen, vergoldeter Bildhauerarbeit, goldgeſtickten Hangriemen, Damaſtvorhängen, Bronzeſchmuck u. ſ. w. den ſtaunenden Blicken der Coblenzer Bürger zeigten. — Es ſchloß ſich an die Halbrodunte rechter Hand die Schloßwache, an die gegenüberliegende linker Hand die Hofintendanz an, beide durch eine Gittermauer verbunden, in deren Mitte der Hauptzugang zum Schloßvorplatz beſtändig von zwei Grenadieren bewacht war. Vor dem Gitter wurden Raſenplätze und Bosquets inmitten der zu beiden Seiten gepflanzten Linden unter der Leitung des Hofgärtners Trifterer angelegt. — Die am nördlichen Ende des Schloſſes gelegene Hofcapelle wurde am ſpäteſten, nämlich erſt im Februar 1792 (Rh. Antiqu. I, 2, 60) fertig, da auf ihre Ausſchmückung mit Stukaturarbeiten und Frescogemälden ſehr viel Zeit und Sorgfalt verwendet, auch koſtbares Silberwerk und eine neue Orgel von 3000 Thaler Werth für dieſelbe angeſchafft wurden; einſtweilen diente von 1783 bis 92 die Carmelitenkirche als Hofkirche. — Der Oſtſeite des Schloſſes gegenüber im Rheine hielt im Sommer gewöhnlich die große um 40,000 Gulden neu erbaute Leibjacht des Kur-

fürſten, für deren Ueberwinterung im Waſſerbehälter am Bauhof zu Ehrenbreitſtein ein beſonderes Obdach errichtet war. Dieſes geräumige Schiff, ebenſo bequem und fürſtlich im Innern, wie glänzend von Außen, wurde zu kleineren wie größeren Rheinreiſen benutzt, und konnte den Kurfürſten mit ſammt einer zahlreichen Umgebung aufnehmen. Dann ſtellte ſich der ganz vergoldete Neptun am Steuerruder mit ſeinem ausgeſtreckten Arm in allem Glanze dar, es wehten auf den Maſten, dem Spriet und auf dem Bootchen die aus blauem und gelbem Taffet gefertigten Flaggen. Dem Verdeck gab ein graues Zelt Schatten und große Glockenlaternen bei eintretendem Dunkel Licht; durch ein Vorzimmer gelangte man in den 52 Fuß langen Saal, der durch eine bewegliche Mittelwand mit dem zweiten Zimmer verbunden oder davon getrennt werden konnte; 22 Fenſter gaben dem mit blauweißem Damaſt tapezirten und mit entſprechenden Möbeln reich verſehenen Raume Helligkeit; andere kleinere Cabinette, Dienſtzimmer und Cajüten reihten ſich an; in Verborgen befanden ſich Bettſtätten, Betſtuhl und Schreibpult; der Kurfürſt konnte auf dem Schiffe nicht blos übernachten, ſondern auch dem Kaiſer Leopold II. ſelbſt bei deſſen Erwählung in Frankfurt große fürſtliche Feſte veranſtalten; dann durfte natürlich das „Kuchelſchiff" nicht fehlen, und meiſtens war auch noch die kleinere Jacht mit ihrer Schaluppe zur Seite.

Noch war der Bau und beſonders die innere Einrichtung des Schloſſes keineswegs vollendet, als Clemens Wenzeslaus beſchloß, daſſelbe zu beziehen. Der Namenstag des Kurfürſten, der 23. November 1786, wurde zu der großen Feſtlichkeit erſehen. Dieſelbe iſt ſo getreulich und genau in dem von dem Freiherrn Ludwig von Boos verfaßten und in dem Rheiniſchen Antiquarius 1, 1, 695 ff. abgedruckten Bericht beſchrieben,

daß es genügt, auf dieſen zu verweiſen. Keine andere Relation, ſelbſt die im Coblenzer oder wie es damals hieß, im „Allgemeinen Churtrieriſchen Intelligenzblatte auf höchſte Anordnung“ (Beilage zu Nr. 94 des J. 1786) enthaltene kann mit dieſer Booſiſchen zuſammengeſtellt werden. Die Coblenzer hatten Recht, daß ſie Alles aufboten, dieſes Feſt zu verherrlichen; war Coblenz doch jetzt „Churfürſtlich-Trieriſch-Niedererzſtiftiſche Hauptdirectorial- und Reſidenzſtadt.“ Von Stadtmagiſtratswegen wurde, damit er „ſeine Devotion bei dem Feſtin des pompöſen Reſidenzbezugs und nach ſeinen geringen Kräften einigermaßen bezeuge, auch die Bewohner ein unvergeßliches Denkmal daran haben möchten,“ beliebt, in den drei Reichskronen für den hohen Adel, die Dicaſterien und Standesperſonen am 23. November einen freien Maskenball zu geben, der von Abends 10 Uhr bis anderen Morgens frühe dauern ſollte; auch wurde den Gaſtgebern aller Claſſen mit Aufhebung der Polizeiordnung geſtattet, ihre Gäſte desgleichen mit Maskenbällen zu unterhalten, nur ſollte den Maskeraden „das Gumpeln“ oder Herumſchwärmen auf den Straßen unter vierundzwanzigſtündiger Wachthausſtrafe verboten bleiben. Vorſichtiger Weiſe hielt man gegen Feuersgefahr alle Löſchgeräthe bereit und verſtärkte die Militärpatrouillen und Polizeiwachen. Der Freiball verlief jedoch ohne alle Gefahr zu allgemeiner Befriedigung und Erheiterung der 700 Theilnehmer. Die Stadt zahlte an Herrn Conditor Caspar Mosler für gelieferte „Confecturen und Refraichiſſemens“ 420 Gulden.

---

c. Folgen der Reſidenzverlegung localer Art.

Die Reſidenzverlegung hatte für die Stadt große locale Veränderungen zur Folge. Es mußten ſchon während des Baues, noch mehr nach Ausführung desſelben für die kurfürſt-

lichen Behörden oder die Dicaſterien geeignete amtliche Gebäude eingerichtet, die nahen Theile der Stadt mit dem Schloſſe in leichtere Communication geſetzt, für die Beamten, die kurf. Diener und die ſchnell wachſende Bevölkerung neue Bauplätze beſchafft und darüber beſtimmte Pläne entworfen werden. —

Da der Kurfürſt es für nöthig hielt, daß er ſeine Behörden in der Nähe habe, wurde das Prieſter- und Waiſenhaus, welches in den ſiebziger Jahren auch als Arbeitshaus für Baumwollenſpinnerei, Strumpfweberei und Tuchmacherei benutzt worden war, zu deren Sitz auserſehen. Die Waiſen wurden in das Pagenhaus nach Ehrenbreitſtein, die Seminariſten in das Hofgericht neben S. Florin verſetzt und die Zurichtung des geleerten Gebäudes für die Dicaſterien nach den Angaben des Hofraths Wallmenich und den Riſſen des Baumeiſter Zenger von dem Hofwerkmeiſter Wirth beſorgt, und als es im Herbſt 1786 auch vollſtändig möblirt, und das Seſſionszimmer der Regierung mit dem Porträt des Kurfürſten geſchmückt war, erhielten die Hofkammer, das Landrentamt, die Regierung, das Bauamt, der Juſtizſenat, das Hof- und das Reviſionsgericht, der Hofkriegs- und Jagdrath, das Conſiſtorium und das Archiv ihre Geſchäftslocale daſelbſt überwieſen. Es hieß nun der „Dicaſterialbau.“ Zur leichteren Verbindung des Schloſſes und der Stadt wurde zunächſt der Graben vor der Schanzenpforte mit einer „Commiſſarialbrücke“ verſehen, dann zugeworfen und ein feſter, fahrbarer Weg gemacht, der ſich in grader Richtung, ſo wie jetzt, hinzog und ſtadtwärts ſeine Verlängerung mitten über den Paradeplatz erhielt (Januar 1786), weil die Seitenſtraßen an dieſem Platz durch die Sand- und Steinfuhren zum Reſidenzbau ſtark zuſammengefahren worden waren.

Der Baumeiſter Peyre und der Artilleriehauptmann von

Faber entwarfen auf Befehl des Kurfürſten, der die ſeinem Schloſſe nahe gelegenen Plätze vorzugsweiſe zu Neubauten benutzt ſehen wollte, die Pläne für die Neuſtadt, das Schloßrondel, die Schloßſtraße bis zum „neuen Löhrthor“, den Clemensplatz und die Verbindungsſtraßen zu den zwei letzteren hin; ja es war Anfangs ſelbſt eine Straße vom neuen Löhrthor zum Oberwerth hin für eine künftige noch weitere Ausdehnung der Stadt projectirt. Der Kurfürſt ſelbſt bezeichnete auf den dem Magiſtrat mitgetheilten Riſſen diejenigen Stellen, welche zuerſt bebaut werden ſollten, nahm die von den Baucommiſſarien Bourmer und Faber abgeſteckten Bauplätze in Augenſchein, beſtimmte, daß die Hofkammer, um das ſtädtiſche Aerar bei dem Ankauf und der Pflaſterung der Straßen zu erleichtern, 3000 Thlr. in 6 jährlichen Raten auszahlen ſollte, ließ den Fußweg von der Schanzenpfortbarrière bis vor die Reſidenz auf eigene Koſten mit Platten belegen und befahl die Privilegien, Vorſchriften und Belohnungen bekannt zu machen, die er den Bauunternehmern bewilligt hatte. Er verordnete namentlich, daß an der Schloßſtraße und an den Ecken dem Schloſſe gegenüber nur Häuſer von wenigſtens drei Stockwerken gebaut würden, und verhieß ſowohl den Adeligen, wie den Handwerkern, Chirurgen, Perückenmachern, Gaſtgebern u. ſ. w., endlich den mit Fabriken und Handel oder nützlichen Profeſſionen ſich abgebenden Proteſtanten beträchtliche Freiheiten.[1]) Der Baulustigen fanden ſich viele; betrachten wir zunächſt ihre Unternehmungen von der Gegend der Schanzenpforte an. Da,

[1]) Als eine Folge der erſten Verordnung iſt es zu betrachten, daß die damals erbauten Häuſer, ſo weit ſie nicht ſpäter Umänderungen erfahren haben, das dritte Stockwerk auffallend niedrig haben, wie dies z. B. bei den Nachbarhäuſern des Herrn Jul. Wegeler zu ſehen iſt; man wollte einerſeits dem kurf. Befehl genügen, anderſeits ſparen.

wo jetzt der Clemensplatz iſt, lag der Stadtgraben mit Ausnahme der Reſidenzſtraßenſtrecke noch tief, dahinter eine Schanze, „der Roßkopf“ genannt; dieſe wurde abgetragen, jener gefüllt, die ſchwierige Regulirung des Waſſerablaufs von der Cabinetscaſſe des Kurfürſten mit 3000 Thlr. beſtritten. Noch im Jahre 1786 brachte der Stadtſchreiner Hilgert und daneben der Hofrath und landſchaftliche Syndicus Pet. Ernſt von Laſſaulx ſein Haus am Ecke der Clemensſtraße gegen die Schanzenpforte unter Dach;[1]) es iſt das jetzige Dieziſche; gegenüber hatte der Kammerdirector Linz ſeinen Bau, das jetzige Poſtgebäude, an „der neuen Roßkopfſtraße“ begonnen, denn ſo nannte man anfänglich die an der Nord- und Oſtſeite des jetzigen Clemensplatzes entſtehende Straße. Weiter öſtlich ließ der Tabaksfabrikant Joh. Math. Drimborn durch den Maurermeiſter Maeckler an derſelben Straße ſein 182 Fuß ſich erſtreckendes Haus errichten (1787); den dahinter liegenden noch erhaltenen Mauerthurm verkaufte die Stadt an den Obermarſchall von Boos. Die von dieſem Thurm öſtlich zum Vogelſang gehende Mauer ſollte auf höchſte Anordnung zur Durchführung der Carmelitenſtraße geöffnet, die von der Schanzenpforte an bis hierin liegenden ſechzehn Mauerhäuschen erworben und abgebrochen werden. In die Oeffnung der Carmelitenſtraße ſelbſt fielen drei dieſer Häuschen. Man kam auf den unglückſeligen Einfall, den obdachlos werdenden Familien unmittelbar an dem Rheine neben dem alten Zollthurm vor den Caſtorſtiftsgebäuden neue Wohnungen zu ſchaffen, und Stadtſchultheiß Hommer hielt dem Magiſtrat darüber Vortrag. Nicht

[1]) So viel Fenſter eine Hausfronte hatte, ſo viele Eichenſtämme wurden dem Erbauer aus dem Stadtwald geliefert; von Laſſaulx erhielt gemäß des im ſogenannten „ſchwarzen Buch des Kurf. Richard“ enthaltenen Ausſpruchs außerdem noch 12 Buchenſtämme.

die den Anblick der Stadt entſtellende Lage der mit ihrer Rückſeite und mit dem Abfluſſe ihrer „Heimlichkeiten“ dem Fluſſe zugekehrten Häuſer dieſes älteren Leuten noch wohl bekannten Geimergäßchens bewog den Stadtrath zu einem Remonſtrationsverſuch, ſondern der Geldaufwand [1]) und das Bewußtſein, daß die Bürgerſchaft, wie wir ſpäter hören werden, mit der ſtädtiſchen Verwaltung unzufrieden ſei; doch gab er zugleich mit der Bitte um gnädigſte Verſchonung von dieſen Unkoſten die Erklärung ab, daß er keineswegs den Vorſatz habe, ſich dem Willen des Kurfürſten auch nur in einem Puncte zu widerſetzen, und daß er auf ausdrückſamſten gnädigſten Befehl ſich das gefallen laſſen werde, was durch Gegenvorſtellungen nicht abzubitten geweſen ſei. Das Geimergäßchen wurde vom 9. April 1789 an gebaut. Gereichte dieſes der Stadt zu großer Unzierde, ſo erhielt dagegen der Clemensplatz deſto ſchöneren Schmuck. Die Oſtſeite ſchloß der vom Kurfürſten 1788 errichtete, damals einſtöckige Bauhof, in der Mitte des Platzes ließ Clemens W. „ſeinen Nachbarn“ 1791 den damals reichlich mit Metternicher Waſſer geſpeiſten Clemensbrunnen in Form einer Sandſteinpyramide durch den Hauptmann Kirn errichten, und der Magiſtrat ſorgte, um nächtlichen Unfug zu verhüten, für Beleuchtung. Auf der Harrat wurde verkündigt: „Da der Kurfürſt geruht haben, ein unvergeßliches Denkmal kurfürſtlicher Milde durch die ergiebigſte Waſſerpyramide in der

[1]) Es wurde am 26. Novbr. 1788 dem Magiſtrat von den Schöffen Liel und Kilian ein Koſtenüberſchlag vorgelegt; der Kurf. ſchenkte wieder 1000 Gulden dazu; nach fernerem Abzug von 1700 Thlr., welche aus dem Verkaufe der Plätze erlöſt werden ſollten, blieben noch 1314 Thlr. zu decken; nicht berechnet waren die für jedes Häuschen zu liefernden zwei Eichenſtämme; dagegen berechnete man, daß die Stadt bereits mit 21,000 Thlr. Schulden beſchwert ſei.

neuen Clemensſtadt mittelſt höchſt eigener ſehr beträchtlichen Geldaufwands zum einzigen allgemein nützlichen Gebrauch der Stadtbewohner aufführen zu laſſen, und der Stadtmagiſtrat beſchloſſen hat, dieſe Ehrenſäule mit vier Stadtlaternen auf ſeine Koſten beleuchten zu laſſen, ſo wird dies geſammter Bürgerſchaft zu ihrer Dankverbindlichkeit bekannt gemacht und den Aeltern anbefohlen, ihre Kinder abzumahnen, daß ſie durch unvernünftige Kinderpoſſen dieſem Werk nichts Verderbliches zufügen mögen." Während die Südſeite des Platzes offen blieb, erhoben ſich ſeit Ende 1786 an der Weſtſeite das Eckhaus des Schöffen Hürter aus Ehrenbreitſtein, d. i. der jetzige Trieriſche Hof, das Grand'ſche, jetzt Deinhard'ſche Haus, und zwiſchen dieſen Gebäuden ein anderes für „Schauſpiele, Bälle und Vauxhall" auszuführen erbot ſich im Herbſt 1786 der Cabinets-Secretär der Prinzeſſin Kunigunde, Hofrath Schmitz, wenn ihm der Kurfürſt ein ausſchließliches Privilegium auf 50 Jahre bewilligen wolle; Muſter für den Riß ſolle das Theater zu Spaa ſein. Da der Magiſtrat das von der Regierung eingeforderte „punctirte Gutachten" dahin abgab, daß nach der Ausmeſſung des Baumeiſters Laux der Bauplatz für ein Theater „von allen Gattungen" ausreichend ſei, ein Privilegium des Herrn Maas in den drei Reichskronen auch nicht entgegenſtehe, weil derſelbe nur eine Conceſſion habe, ſo erhielt Hofrath Schmitz das gewünſchte Vorrecht und erbaute vom Januar 1787 an mit einem Aufwand von 44,000 Thlr. das „Comödienhaus." Am Clemenstage desſelben Jahres erfolgte die Eröffnung mit der Entführung aus dem Serail. Beiläufig ſei hier gleich bemerkt, daß der Kurfürſt das Theater aufs freigebigſte nicht blos durch Geldzuſchüſſe, ſondern namentlich auch durch die Betheiligung ſeiner trefflichen Capelle unterſtützte. Eine Cenſur- und Polizeicommiſſion einzurichten, ſchlug er an-

fänglich ab; Hofrath Schmitz könne ſelbſt beurtheilen, was der Religion, dem Staate und den guten Sitten entgegen ſei; ſpäter übertrug er jedoch in Folge der Zeitereigniſſe die Cenſur dem geiſtlichen Rathe Pesgen und dem Hofrath von Laſſaulx. Franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaften von Nancy und Maſtricht wies Hofrath Schmitz trotz der Empfehlungen des franzöſiſchen Geſandten Vicomte von Vergennes ab, da ſie beunruhigende Grundſätze verbreiten könnten. — Neben dem Grand'ſchen Hauſe erhoben ſich bald das des Hofraths Burret (jetzt ein Theil des Landau'ſchen), das des Reviſionsrathes von Hontheim (jetzt von Hilgers), das des Freiherrn von Thünnefeld (jetzt Adv. Anwalt Seligmann), und allmählich füllten ſich die Lücken bis zum Schloßrondel, wo die Abtei Maximin durch den Baumeiſter Troſſon ihre Eckhäuſer bauen ließ (jetzt Joh. Abr. Kehrmanns Erben und Freiherr von Stolzenberg). Einzelne Häuſer entſtanden auch an der Nordſeite des Rondels; jenſeits der Südecke desſelben baute der Rathsherr Franz Joſ. Elz das ſogenannte ruſſiſche Haus (das jetzige Gouvernement), nach der Waſſerthurmsmauer hin an der damaligen „Waſſerſtraße" errichtete Herr Strobel ſein Haus, welches den älteſten Theil des jetzigen Caſino bildet, desgleichen der Rathsverwandte Zimmermann. Uebergehe ich die übrigen einzelnen Neubauten und überſehe lieber das Geſammtergebniß der eingetretenen Veränderungen, ſo ſpringt vor Allem in die Augen: Coblenz war eine offene und eine größere, volksreichere Stadt geworden. Vor dem Rheinthor und der dortigen Stadtmauer lag eine ganze Reihe zur Stadt gehöriger Häuſer; die Mauer war an der Karmelitenſtraße, an der Schanzenpforte und dem Waſſerthurm durchbrochen, und wenngleich an der erſten und letzten Stelle ein Nachts geſchloſſenes Thor angebracht, und die in der Clemensſtadt gebauten Häuſer von der

Bruſtmauer bei der Reſidenz an mit Paliſſaden umgeben wurden, ſo reichte das nicht einmal zur Sicherung des Sperrgeldes hin, bildete aber keine Befeſtigung, ſo daß der Hofkriegsrath ſelbſt beſchloß, daß das über die Mauer gehende Dachwerk und die drei Thürme von der Schanzenpforte bis zum Dicaſterialbau abzubrechen den Privaten geſtattet werden könnte, da gegenwärtig von keiner Fortification mehr die Rede ſei. Die Stadt zählte aber 1790 bereits 1052 numerirte Häuſer und ungefähr 8000 Einwohner [1]), und das Sperrgeld ſteigerte ſich z. B. an der Moſelbrücke von dem früheren Betrage, der gegen 200 Thlr. ausmachte, bis auf 501 Thlr. Künftiger Ausführung blieb freilich noch Vieles vorbehalten; die älteren Bewohner wiſſen, daß da, wo jetzt die Schloßſtraße und ihre ſüdliche Begränzung liegt, eine Reihe von Gärten und Weinpflanzungen war, daß nördlich davon quer durch die jetzige Victoria- und Caſinoſtraße ſich noch die alten Stadtgräben zogen, hinter denen ſich Schanzwerke erhoben, ein unvergeßlicher Spielplatz der Jugend in den zwei erſten Jahrzehenden unſeres Jahrhunderts. Sah ſo der Kurfürſt ſeine Pläne auch nur theilweiſe durchgeführt, als die franzöſiſche Revolution ihre Armeen an den Rhein ſendete, und er von ſeinem geliebten Sitze weichen mußte, ſo hatte er doch mit Freude beobachten können, welcher Eifer durch ſein Beiſpiel geweckt, welches rege Leben

[1]) Die Einwohnerzahl genau anzugeben, iſt mir nicht möglich; Günther gab 1790 10,000 an; ein Memoire der Deputirten des Arrondiſſements von Coblenz an den Volksrepräſentanten Gillet nennt für die Stadt Coblenz im J. 3 der Republik 6163 und für die Baillage 7502 Einwohner. Das damalige Intereſſe der Deputirten verlangte eine möglichſt niedrige Angabe, und es war die Bevölkerung nach der franzöſiſchen Invaſion geſunken. Das Richtige wird wohl in der Mitte liegen.

hervorgerufen war, wie die Fremden in größerer Zahl zuſtrömten und gern und lieber hier weilten.

---

3. Das Leben der Bewohner und ihre Beſchäftigungen, beſonders die Gewerbe, der Handel, das Fabrikweſen.

Das Leben der Bewohner von Coblenz blieb beſonders in den erſten Jahren der neuen kurfürſtlichen Herrſchaft im Ganzen das nämliche wie früher. Umwandlungen darin treten ſelbſtverſtändlich nicht plötzlich ein. Aber es läßt ſich nicht verkennen, daß nicht weniger in den kleinen Verhältniſſen unſerer Stadt, wie in den größeren des Kurfürſtenthums während der Regierung des letzten Kurfürſten und großentheils durch ihn allmählich ſich gar Manches änderte, daß das Alte nicht mehr ſo ſtarr und ſo bequem feſtgehalten wurde, daß man den Blick öfter nach Außen und ſelbſt in die Ferne wendete, daß man neben den kleinen und gewohnten Geſchäften des Tags auch größere und wichtigere Beziehungen in Betracht zog, daß endlich in der wachſenden Regſamkeit und Bewegung ein neuer Geiſt ſich kund that. Es zeigt ſich das ſchon vor den von der franzöſiſchen Revolution geübten Einwirkungen ſowohl im Gebiet des materiellen Lebens, in der Arbeit und der Erholung der Bürger, in der Thätigkeit ihres Vorſtands, wie ganz beſonders in geiſtiger Beziehung.

Die bürgerlichen Beſchäftigungen und die Gewerbe blühten durch Wetteifer und Verdienſt. Der Reſidenzbau und deſſen Ausſchmückung im Innern wurde eine Schule für die Gewerbe; die Bedürfniſſe des Hofs, des Adels, der

Beamten, der ſteigenden Bevölkerung blieben auch nachher eine ergiebige Nahrungsquelle. Fremde tüchtige Handwerker wurden herbeigezogen. Die Thäler Zunftgenoſſen zogen herüber und wurden gegen die herkömmlichen Abgaben in die Coblenzer Zünfte aufgenommen; dann beſtimmte der Kurfürſt, daß auch ohne Zunftaufnahme jeder Coblenzer im Thal und jeder Thäler in Coblenz Arbeit übernehmen dürfe. Es war damit eine Schranke, wenn auch eine kleine gefallen; Klagen, die ſich dagegen erhoben, wurden zurückgewieſen. Die Muſter zu Thür- und Fenſterbeſchlägen, welche von Paris bezogen wurden, ahmten die hieſigen Gürtler nach und lieferten bald gleich gute Arbeiten. Schönes Getäfel und Schnitzwerk an den Thüren, zierlich eingelegte Möbeln von verſchiedenartigem Holze, im Feuer vergoldete Roſetten, feine Poſamentier-, Tapezier- und Sattlerarbeiten lieferten auch die Coblenzer Handwerker in vorzüglicher Güte; und wer ſich auszeichnete, dem fehlte es nicht an mancherlei Bevorzugungen. Eine ganze Zahl von Schreinern, Maurern, Schloſſern, Zimmerern u. ſ. w. wurden unentgeltlich mit dem Bürgerrecht und der Zunftaufnahme belohnt. Den Schreinerſtückarbeiter Faſtnagel z. B. erklärte der Kurfürſt ſelbſt zum Meiſter und befahl, ihn in das Zunftbuch einzutragen, und der Miniſter Duminique, wie der Hofbaumeiſter Gärtner hoben hervor, daß er außer anderen Arbeiten zum höchſten Wohlgefallen Sereniſſimi namentlich eine Bettſtätte meiſterhaft gefertigt und ſeiner Wiſſenſchaft entſprechende Hofarbeit erhalten habe, zu der er ſich ſo viele Leute anſchaffen ſolle, als er nöthig finde. Luxemburger Pflaſterer wurden die Lehrer der bisher nicht ſonderlich geſchickten einheimiſchen So ſtreng der Kurfürſt die Aufnahme ſolcher Leute in die Bürgerſchaft verbot, die keine Fähigkeit zu ſelbſtſtändigem Broderwerb hätten, ſo unnachſichtlich er alle Nachtsſchwärmer, Zänker und faule Tage-

diebe ferngehalen wiſſen wollte, ſo gern ſah er die Niederlaſſung ſolcher Handwerker, die etwas gelernt hatten und die Ihrigen durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu ernähren im Stande waren. Die Regierung ſuchte ſich, den Abſichten des Kurfürſten entſprechend, in genauer Kenntniß über die Verhältniſſe der Zünfte zu erhalten, wie viele Mitglieder jede hätte, ob eine Ueberſetzung derſelben ſtatt fände, welche der Zünfte ein beſonderes Zunfthaus hätten, Activcapitalien beſäßen oder mit Schulden beladen wären, und wie etwaigen Uebelſtänden abgeholfen werden könnte. Doch verſäumte ſie auch nicht, das Publikum gegenüber der Gewinnſucht der Handwerker und Gewerbtreibenden zu ſchützen, beſonders aller derer, die für die tägliche Nahrung ſorgten. Die Fleiſchtaxe mußte mit Berückſichtigung der Preiſe in den Nachbarſtädten von Mainz an bis Bonn feſtgeſtellt, die Vorräthe an Schlachtvieh von Zeit zu Zeit gezählt werden; ebenſo wurde in der Faſtenzeit die Zahl der vorräthigen trockenen und grünen Fiſche feſtgeſtellt.[1]) Der Tarif für den Brodpreis und das Gewicht der Wecke wurde controlirt, und Lieferanten, welche Fälſchungen verſuchten, z. B. Bohnenmehl in das Soldatenbrod miſchten, wurden für immer ausgeſchloſſen. Die Wirthe in den Gaſthöfen hatten für drei Claſſen der Mahlzeiten zu ſorgen; die erſte Claſſe von ſechs Speiſen koſtete 18, die zweite von fünf Speiſen 12, die dritte von drei Speiſen 8 Albus; ebenſo wurden die Zimmer taxirt.

Bedeutende Förderung wurde dem Handel und Verkehr zu Theil. Der ſeiner Zeit vorausgreifende, 1769 an den Magiſtrat erlaſſene Befehl des Kurfürſten, zu überlegen, wie hier freier Handel einzuführen ſei, und „wie es die-

[1]) Am Charfreitag 1777 fand man, daß 50 Stück und 600 Pfund Salmen an Fremde verführt und doch noch ſo viele in Vorrath waren, daß das Pfund zu 3 Albus oder auch nur zu 1 Batzen verkauft werden konnte.

ſertwegen mit den Innungen zu halten ſei", führte zu Verhandlungen mit der Krämergeſellſchaft, die Clemens W. im ganzen Erzſtift aufzuheben vorſchlug, ſo wie mit Deputirten der einzelnen Zünfte. Dieſe ſprachen ſich für die Freiheit aus; die Wollenweber wollten nicht beengt ſein durch die Krämer, die Schuſter ihr Leder kaufen können, wo es ihnen beliebte, und ähnlich äußerten ſich die anderen; aber bald traten der Schwierigkeiten ſo viele zu Tage, daß es beim Alten verblieb Die Anregung zur Ueberlegung der beſtehenden Verhältniſſe, der Gedanke an die Möglichkeit einer Aenderung war ſchließlich die einzige, aber nicht zu unterſchätzende Folge der Verhandlung. Von unzweifelhaftem Vortheil für den Handel des Landes und beſonders der Stadt war es, daß die der Schiffahrt hinderlichen und gefährlichen Felſen im Rheinbett bei Wallersheim (1785) und zwiſchen Ober- und Oſter-Spay (1788) geſprengt wurden, und daß zu gemeinſamer Berathung der Rheinhandelsangelegenheiten Deputirte [1]) der vier rheiniſchen Kurfürſten am 19. Januar 1774 als eine Art Zollcongreß zu Coblenz zuſammentraten. Der damals abweſende Kurfürſt gab dem Statthalter von Keſſelſtadt die Weiſung, den Herrn Commiſſarien, die auf Befehl des Cölner Kurfürſten zur Faſtnacht mit einer Jacht nach Bonn abgeholt und feſtlich bewirthet wurden, auch eine und die andere Veränderung zu bereiten, wohl wiſſend, daß bei ſolchen Gelegenheiten die entgegenſtehenden Meinungen ſich am leichteſten ausglichen. — Auch für die Herrichtung und Erhaltung der Landſtraßen von der Stadt aus ſowohl vor der Moſelbrücke, wie vor dem Löhr-

[1]) Von Mainz der Geh. Rath von Strauß und Hofr. v. Schmitz; von Cöln der Geh. R. Feußer und Hofr. Breuning; von der Pfalz Geh. R. Goerger und Hofkammerrath Maubiſſon; von Trier Geh. R. Haacke und Landrentmeiſter Speicher.

thor wurde eifrig geſorgt, wenn gleich die Wegebaucommiſſion, beſonders die Wegebereiter ihre Schuldigkeit nicht immer gewiſſenhaft thaten, ſo daß der Geh. Rath Fritſch ein Gutachten abgab, man ſolle mit der Straßenarbeit langſamer vorangehen und beſſere Aufſicht führen, denn wo man hinkäme, fände man Leute, die Steine brächen, Brücken und Canäle bauten, aber es würde mehr Steinbrecherlohn bezahlt, als Steine gebrochen, Brücken fielen zuſammen, ohne daß darüber gefahren wäre, und manches Stück müſſe doppelt gemacht werden, nebſtdem würden durch die allzu guten Wege die Güter und das Commercium von den Waſſerſtrömen abgezogen, die landesherrlichen Zollintraden geſchmälert, die an und auf den Strömen lebenden Wirthe, Halfter und Schiffleute zu Grunde gerichtet, und es ſei zweifelhaft, ob durch die Landzölle ſo viel erſetzt werde, als die drei rheiniſchen und der Cochemer Zoll verlören. Der Kurfürſt aber ließ durch dieſe letzteren, einer beſchränkten Einſicht entſprungenen Bedenken ſich nicht irre machen und hielt den Stadtrath durch geſchärfte Regierungsbefehle an, daß er wenigſtens vorſchußweiſe die nöthigen Summen für die Herſtellung der Landſtraße zahle. Die benachbarten Dörfer mußten Arbeitskräfte ſtellen, die Neuendörfer Nußbäume an der Cölner Straße anpflanzen. — Auch für den bequemeren Verkehr mit dem Bade Bertrich von Coblenz aus wurde Fürſorge getroffen. Es waren daſelbſt nach dem Plane des Baumeiſters le Blanc 1786 ein neues Badegebäude und ein Wirthshaus auf Koſten des Aerars errichtet und ſchöne Alleen angepflanzt worden, und nachdem der Kurfürſt im Sommer 1787 Alles in Augenſchein genommen und zu weiteren Bauten ermuntert hatte, wurde angeordnet, daß außer dem gewöhnlichen Cochemer Marktſchiff während der Kurzeit noch ein zweites Schiff

zweimal wöchentlich Badegäſte von Coblenz nach Cochem und zurück billig befördern ſolle. [1])

Nicht ohne merklichen Einfluß auf größere Rührigkeit und Unternehmungsluſt im Handel und Fabrikweſen blieb ferner das Duldungsedict des Kurfürſten vom J. 1783; denn indem er einerſeits erklärte, „daß durch die Entfernung alles Scheines des Verfolgungsgeiſtes unſere h. Religion verehrungswürdiger gemacht werde," wollte er anderſeits durch Niederlaſſung reicher Handelsleute und Fabrikanten das inländiſche Commercium befördern, den müßigen Bettler beſchäftigen und fremden Reichthum in das Vaterland bringen. Es war damals ein ſehr auffallendes Ereigniß, daß ein katholiſcher geiſtlicher Fürſt ähnliche Duldung übte, wie ſie der in ſo vielen anderen Beziehungen ganz anders wie Clemens W. geſinnte Kaiſer Joſeph II. in ſeinen öſterreichiſchen Staaten 1781 proclamirt hatte. Schlözers Anzeigen meldeten noch 1783 als etwas Außerordentliches, „ein Proteſtant, Namens Bucking (ſoll heißen Böcking) aus Trarbach habe die Erlaubniß erhalten, ſich in Coblenz mit Privatausübung ſeiner Religion niederzulaſſen." Im Sommer 1786 bat Juſtus Heinr. Kehrmann aus Bremen, verheirathet zu Leipzig, der Großvater der noch hier lebenden angeſehenen Familie, die kurf. Regierung, hier Handel treiben zu dürfen. Es wurde ihm die Niederlaſſung geſtattet; er durfte wie Böcking eine den Bürgern ähnliche Freiheit genießen, obwohl ihm vorläufig das Bürgerrecht nicht

[1]) Man fuhr von Morgens 5 bis Abends 8 Uhr nach Cochem; die Perſon zahlte für ſich 18, für ihren Schlaußkorb oder Koffer 6 Albus; von Cochem nach Bertrich fuhr man zu Lande, der Wagen koſtete 1 Thlr. 16 Albus, oder wenn Mehrere ſich zuſammenthaten, für jeden 36 Albus; der Schiffer Ley war verpflichtet, unterwegs wohlfeile Tafel zu halten.

gegeben wurde, konnte ſeine Kinder durch einen Geiſtlichen ſeiner Confeſſion taufen und unterrichten, auch in Sterbfällen die Seinigen an einem ſeiner Religion zugethanen Orte beerdigen laſſen, doch ſo, daß der proteſtantiſche Geiſtliche nicht öffentlich in geiſtlicher Kleidung erſcheine, und daß dem katholiſchen Paſtor die gewöhnlichen Stolgebühren entrichtet würden; auch ſollte er vorher dem Magiſtrat ſein Vermögen glaubhaft nachweiſen. Da erſchien denn Herr Kehrmann auf dem Stadthauſe vor dem damaligen Bürgermeiſter, Hochgerichtsſcheffen Linz, in einer Hand einen mit Gold, in der anderen einen mit ſchweren Silberſorten wohlgefüllten Sack tragend, präſentirte außerdem valable Wechſel von 7454 Gulden und legte, nun zugelaſſen, alsbald den Grund zu ſeinem blühenden Handelsgeſchäfte. Und bald folgten ſeinem Beiſpiele manche Andere. Da dieſelben kein Bürgergeld zahlten und mit bürgerlichen Laſten, als Bürgerwachen, Aufzügen ꝛc. nicht beſchwert waren, mußten ſie gemäß einer Verordnung vom J. 1791 an die Stadtrente ein ſogenanntes Toleranzgeld von ſechs Thlrn. jährlich entrichten. Es waren indeſſen nicht blos vermögende, ſondern auch mittelloſe Handelsleute, Profeſſioniſten und Künſtler, die ſich hier niederließen; es ſchien Manchem, daß ohne allgemeinen Nutzen des Landes den katholiſchen Bürgern die Nahrung entzogen werde; es entſtand ſelbſt die Beſorgniß, daß das katholiſche Religionsweſen nach und nach einigen Nachtheil erleiden könne. Aus dieſen Gründen und Bedenken befahl Clemens W. im Sommer 1794, daß bei ſolchen Niederlaſſungen Vorſicht geübt werde, die Regierung mit den Vicariaten ſich in Verbindung ſetze, damit nicht zum Nachtheil der katholiſchen Religion gehandelt, und Proteſtanten nicht für jene Handelszweige, Künſte und Profeſſionen auf- und angenommen würden, welche inländiſche

Katholiken ausreichend verſähen.[1]) — Ein Zweig des Handels, deſſen ſich der Kurfürſt zum Vortheil der Coblenzer beſonders annahm, war der Steinkohlenhandel. Es ſetzte in der Ueberzeugung, daß die Ausbreitung dieſes Handels zur Förderung des Fabrikweſens diene und Erſparniß des inländiſchen Holzes zur Folge habe, nicht blos 1781 Preiſe für diejenigen aus, welche Steinkohlenlager im Inlande entdeckten, ſondern ließ auch, als das franzöſiſche Miniſterium ſich dazu verſtanden hatte, den Durchgangszoll von den Saarkohlen herabzuſetzen, dies dem Publicum ſofort durch den Magiſtrat bekannt machen (Januar 1788), traf mit eigenem nicht unbeträchtlichem Aufwand und Verluſt Fürſorge für rechtzeitige Beiſchaffung der Kohlen und empfahl dem Stadtrath dieſen Polizeigegenſtand zu aufmerkſamer Befolgung. Der Kaufmann Boecking, der außerdem beſonders Salzhandel im Großen trieb, und mit ihm erſt C. F. Doll, dann Joh. Bröckler gründeten die erſte große Steinkohlenniederlage auf der Bracke zwiſchen dem Viehhof und der Schwanpfortenbaſtion. Es gab im Anfang der neunziger Jahre einige fünfzig kleinere und größere Handelshäuſer, darunter etwa ein Dutzend, welche auch en gros handelten. Am meiſten blüheten Wein-, Holz- und Tuchhandel, ſo wie

[1]) Gemiſchte Ehen, um dies gleich hier anzuführen, geſtattete Clemens W. den Pfarrern nach kath. Vorſchrift einzuſegnen, und als der Magiſtrat bei dem erſten Falle, daß ein hier recipirter kath. Bürger, der Gaſtwirth Ph. Joſ. Scheidel, eine Proteſtantin, Suſanna Baſſon aus Solms-Rödelheim, heirathen wollte, um Verhaltungsbefehl bat, weil bisher noch kein Proteſtant das Bürgerrecht erlangt habe, beſchied ihn die Regierung, es ſei die Ehelichungserlaubniß zu ertheilen, contractlich aber voraus zu bedingen, daß die Kinder katholiſch würden, die Frau das Bürgergeld erlege, für ihre Perſon aber das Bürgerrecht nicht erlange, ſondern gleich anderen geduldeten Proteſtanten behandelt werde; die Kinder dagegen ſollten eingeborne Bürger ſein.

einige Wechſelgeſchäfte. Auch in dem Fabrikweſen herrſchte zu Coblenz und in der Umgegend höhere Thätigkeit. Es ließ der Kurfürſt das Hüttenwerk zu Sayn 1769 einrichten und hatte die Freude zu ſehen, daß es einen erklecklichen Gewinn abwarf. Hüttenmeiſter war damals Herr van der Nill.[1]) Ebenſo wurde in Ehrenbreitſtein eine kurfürſtl. Stahl- und Feilenfabrik errichtet, und wie, als das Prieſter- und Waiſenhaus in ein Arbeitshaus 1774 umgewandelt war, eine Baumwollenſpinnerei, Tuch- und Strumpfweberei bis 1783 hier, dann in dem Hospital daneben untergebracht war, berichtet das Trieriſche Intelligenzblatt. Am 14. April 1791 wurden 70 bis 80 junge Spinner und Spinnerinnen, mit den von ihnen geſponnenen Strängen Garn unter den Armen, an der Spitze ein von der Spinnmeiſterin geführtes vierjähriges Mädchen, in den Conzertſaal des Schloſſes geleitet, wo der Kurfürſt und die Prinzeſſin die Arbeit betrachteten, die Einzelnen belobten und danach mit einem Geſchenke von 73 Gulden entließen. In Vallendar entſtand eine Porzellan- und Fayencefabrik, deren Erzeugniſſe bald Anerkennung gewannen. Der Handelsmann Nebel auf dem Kornmarkt ließ 1778 ein dort fabricirtes vollſtändiges Tafelſervice mit japaneſiſcher Malerei in der kurf. Zahlenlotterie theuer ausſpielen. Durch Herrn Quirin Joſ. D'Eſter, der von dem Kurfürſten die alte Burg zu Vallendar 1770 kaufte und an Stelle derſelben ein neues Haus aufführen ließ, wurde eben daſelbſt die nachher lange berühmte Sohllederfabrik gegründet, deren Einrichtung ſchon 1774 die Bewunderung der Coblenzer Nobleſſe, des Statthalters von Keſſel-

[1]) Später war beſonders der Hütteninſpector J. H. Jacobi und der Hofkammerrath J. Ph. Al. Carové thätig dafür. Die Hütte brachte außer einem jährl. Fixum im J. 1792 für die kurf. Caſſe einen Gewinn von 11,000 fl. ein.

ſtadt, des Kerpenſchen Hauſes, des Grafen Oſtein, der Gräfin Metternich fand. In Coblenz ſelbſt gab es, abgeſehen von kleinen Stecknadel-, Schnallen- und Schnallherzen-, Stärke- und Nudelfabriken, beſonders Tabaksfabriken, unter denen die von J. Math. Drimborn, J. Schwalbach auf der Löhrſtraße, J. Chriſt und Leyenthal die bedeutenderen waren. Eine Uhrenfabrik richteten die Brüder Descombes aus Neufchatel ein, eine Chocoladenfabrik Carl J. Brunetti aus Aquila in der italieniſchen Schweiz; dieſem wurde auf Empfehlung des Magiſtrats die Erlaubniß gegeben, das kurf. Wappen an ſeinem Hauſe aufzuhängen, da er ſeine Waare nicht blos nach Cöln, Bonn, Mainz und Frankfurt, ſondern auch ins ganze Sachſenland abſetze. Es ſind das wenige einzelne Züge und Beiſpiele aus dem hieſigen Gewerbe-, Handels- und Fabrikleben; ſie verdienen aber ſchon deshalb Beachtung, weil ſie widerlegen, was neuere Hiſtoriker der Wahrheit entgegen behaupten: „Handel und Gewerbe konnten in dem dumpfen Geiſtesdruck und der trägen Unbeweglichkeit der geiſtlichen Kurſtaaten nicht gedeihen und wurden durch die harten Abgaben gänzlich verſcheucht.“ Die Arbeitskraft und Unternehmungsluſt war ohne Zweifel im Aufſchwung begriffen, wenn auch das kleine Coblenz nie mit den großen alten Stapel- und Handelsplätzen Cöln und Mainz in Wettſtreit treten konnte, im Gegentheil durch dieſe niedergehalten wurde. Betrachten wir nun aber auch wie die Arbeit, ſo das Vergnügen und die Erholung des Volks.

---

4. Der Bewohner Erholungen und Vergnügen.

Das beliebteſte Volksvergnügen blieb das Vogelſchießen; man ſchenkte demſelben eine um ſo allgemeinere Theilnahme, da die hohen Herrſchaften gern dabei erſchienen. Gleich die

erſte Einladung des Magiſtrats nahm der Kurfürſt nicht nur an, ſondern verhieß auch ſelbſt mit zu ſchießen. Sofort wurden beim Schießhauſe im Stadtgraben Zelte und Stand für denſelben zugerichtet, eine alte Mine ausgeräumt, um dort die zur Erfriſchung beſtimmte Limonade und „Orgate“ (orgeat) kühl zu halten; der Oberjäger ſchoß am Abend vorher, von einigen Stadträthen freundlich bewirthet, das kurfürſtliche Gewehr ein. Und als nun Clemens W. mit den andern Gäſten, dem Freiherrn von Greiffenklau und den Grafen von der Leyen am 15. Mai 1768 kam und ſein Gewehr abfeuerte, da brach der Jubel des Volkes los; es mußten Wachen an den Eingängen aufgeſtellt werden, um dem Andrange zu wehren. Der volksfreundliche Fürſt ſchenkte der Schützengeſellſchaft einen noch in ihrem Beſitze befindlichen ſilbernen, reich vergoldeten Ehrenſchild zur Erinnerung.[1]) Ebenſo betheiligte er ſich faſt regelmäßig in den folgenden Jahren nicht blos ſelbſt, ſondern brachte auch ſeine Schweſter,[2]) die ebenfalls trefflich ſchoß, und andere grade anweſende Verwandte, den Herzog von Curland, den

[1]) Derſelbe ſtellt zwei ritterlich in Helm, Panzer und Waffenrock gekleidete Männer dar, die mit der Rechten ihre Büchſen, mit der Linken ein Wappenſchild halten; über dieſen ruht auf einem Kiſſen mit Schwert und Hirtenſtab eine Krone; unter dem Wappenſchild ſind zwei gekrönte Löwen, zwiſchen denen ein getödteter Vogel liegt; unter dieſen folgt die Inſchrift: Clemens Wenzeslaus D. G. Archi. Ep. Trev. S. R. Imper. Gall. et Regn. Arela. Archi Canc. ac Princ. et Elect. Ep. Frising. et Ratisb. Admin. Prum. Coadj. Epât. August. Princ. Reg. Polon. et Lith. Dux Saxon etc. (folgen die anderen Titel in 4 Linien) 15. Mai 1768 trajecit et Dono hoc dedit.

[2]) Auch ſie machte den Schützen einen durchbrochen gearbeiteten ſilbernen Ehrenſchild zum Geſchenke, der ebenfalls ſorgfältig verwahrt wird. Die Unterſchrift heißt: „Marie Kunigunde, Königl. Prinzeſſin zu Pohlen und Lithau. Hertzogin zu Sachſen ꝛc. hat den 25. April 1770 den Vogel geſchoſſen und dies Schild ꝛc.

Prinzen Xaver und den Hofſtaat mit; war er ſelbſt verreiſt, ſo vertrat ihn der zurückgelaſſene Statthalter z. B. 1773 von Keſſelſtadt. Natürlich war man auf die Bequemlichkeit der hohen Gäſte bedacht. Schon 1769 wurde ein neues ſchönes Schützenhaus errichtet, doch mußte der Magiſtrat dem General einen Revers geben, daß daſſelbe in Kriegszeiten niedergeriſſen werde. Statt eines Zuſchuſſes von 100 Thlr. bewilligte der Magiſtrat nur 30 Thlr. zu dem Bau, gab aber der Schützenbruderſchaft einen erfolgreichen Wink, ſich an die kurfürſtliche Kammer zu wenden. Wie die Thäler, denn auch bei dieſen erſchien der Kurfürſt gewöhnlich auf dem Schießplatze, ſo machten die Coblenzer Schützen zum Wohlgefallen Sereniſſimi 1788 ihre Parade vor der Reſidenz. Den Vogel, auf deſſen Bruſt eine eiſerne Platte angenagelt war, präſentirten, bevor er „aufgeſtückt“ wurde, der Schützenmeiſter und der Fähnrich dem Magiſtrate und ließen dieſen entſcheiden, ob Alles in Ordnung ſei.

Am häufigſten ſuchte der Bürger ſeine Erholung und Unterhaltung bei Kegel- und Kartenſpiel, die jüngere Generation auch bei Tanz, im Sommer beſonders in den Gärten und Wirthsanlagen vor dem Löhrthor und der Moſelbrücke, im Winter in den ſtädtiſchen Eſtaminets und Schenken. Doch hielt der Magiſtrat ſtreng darauf, daß das kurf. Reſcript vom 20. April 1781 gegen alle Schwelgereien und Ausſchweifungen in den Gärten befolgt, daß gemäß den älteren Anordnungen die Wirthshäuſer im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr geſchloſſen, und „die ſpäter Betrottenen“ (die beim Zapfen Betroffenen) mit Geld beſtraft, die Lärmenden aber auf die Wache gebracht wurden. Die gewöhnlichen Tabagien wurden öfters viſitirt, Taſchenſpieler und „Kiſſeler“ (das wird wohl ſo viel als Keßler, Keſſelflicker ſein, wie man

vagabundirende Leute oft nannte) abgefangen und ausgewieſen. Bier wurde wenig getrunken, obwohl genug heimiſche Brauereien beſtanden, und fremdes Bier, wie Lüttticher, Brabantiſches, Engliſches, Bamberger, Baieriſches ꝛc. einzuführen erlaubt war. Das Volk zog die „geringgättigen“ Weine vom Niederrhein oder der Niedermoſel, oder auch einen „Appeltrank“ vor. Auch die wohlhabenden und gebildeten Bürger hielten beſonders viel auf den Beſitz eines Gartens vor dem Thore, verſahen ihre Häuschen daſelbſt mit ſoliden Möbeln und den nöthigſten Geräthſchaften für einen Caffee und zierten dieſelben häufig ſelbſt mit Kunſtſchmuck der verſchiedenſten Art. Bei ihren geſelligen Zuſammenkünften fehlte der Genuß mancher Köſtlichkeit nicht, als feine einheimiſche, aber auch fremde ſüße Weine und Liqueure, Auſtern, Seefiſche und dergleichen waren. In höheren geſellſchaftlichen Kreiſen beſtanden natürlich auch andere Unterhaltungen, beſonders ſolche, wie ſie beim Hofe beliebt waren. Davon wird weiter unten die Rede ſein. Nur das ſei noch bemerkt, daß bei guter Jahreszeit beſonders gern Ausflüge in die ſchöne Umgegend gemacht wurden, wie denn z. B. Geheimer Rath von Eyß als Stadtſchultheiß den Herrn Bürgermeiſter und die Stadträthe in den Stadtwald einlud, wo er auf anmuthiger Höhe ein Zelt hatte aufſchlagen laſſen, unter dem er die Herren und zugleich einen Theil der Nobleſſe, den Grafen und die Gräfin Metternich, den jungen Herrn von Kerpen und Frau, den Oberſtallmeiſter von Boos, Geh. Rath v. Hohenfeld, Freiherrn von Dalberg, Statthalter von Keſſelſtadt u. a. m. auf das Feinſte bewirthete. — Viele Verehrer hatte auch das Jagdvergnügen, zu dem jeder Bürger außer den Studenten, Soldaten, Handwerksgeſellen ꝛc. in der Coblenzer Mark befugt war (Kurf. Edict vom 15. März 1776). Doch war dem Magiſtrat aufgegeben, die vorgeſchriebenen Vorſichtsmaßregeln einhalten,

Sonn- und Feiertags nicht jagen und das Nahrungsweſen nicht durch unausgeſetzte Jagdausübung vernachläſſigen zu laſſen. Das war indeſſen nicht leicht; denn die Jagdluſt war oft größer als der Reſpect vor dem Geſetz. Dem Herrn Canonicus Schaaf bei S. Florin, der Sonntags an einem ſchönen Auguſtabend ſich vor dem Löhrthor ein Häschen zu ſchießen gedachte, war der Feldſchützen-Altſtamm mit vier Jungſtämmen die Flinte abzunehmen gewillt; aber er widerſetzte ſich ernſtlichſt, ſpannte den Hahn gegen die Feldſchützen, und erſt der vom Löhrthor herbeieilenden Soldatenwache gelang es, ihm das Gewehr zu entreißen. Stärkeren Beſuch wie früher fanden auch die Caffeehäuſer und Billards; aber ſie waren auch ſplendider wie früher, beſonders im wilden Mann und in den drei Reichskronen eingerichtet. Das letztere Local war unſtreitig von 1770 an, nachdem Herr Maas der Aeltere ſchon früher den Innenbau vollendet und den großen Saal eingerichtet hatte, die Hauptvergnügungsſtätte. Hier traten zuerſt italieniſche Operiſten auf, und wenn dem Beſitzer auch nicht ein ausſchließliches Privileg für dieſes ſein Ball- und Comödienhaus gegeben wurde, ſo begannen doch ſeit dem Januar des genannten Jahres polizeilich beaufſichtigte Tanzvergnügungen, muſikaliſche Unterhaltungen und Schauſpielvorſtellungen; namentlich wurde Herrn Maas geſtattet, in der Carnevalszeit von drei Königen Tag bis Aſchermittwoch wöchentlich einen Maskenball von 4 Uhr Nachmittags bis 12 Uhr Nachts zu halten, doch ſo, „daß keine ſchändlichen, unehrbaren und zu verſteckten Larven zugelaſſen und das ſogenannte Walzen in keinerlei Art von Tänzen zugegeben würde;“ darüber mußte, es macht das heut zu Tage einen ſonderbaren Eindruck, General von Murach einen der Herrn Offiziere wachen laſſen. Es wurden 1774 erſt zwei Engliſche, dann eine Stunde lang

Menuetten, dann abermal Engliſche u. ſ. w. getanzt. Maas mußte für dieſe Erlaubniß 100 Gulden und ſeit 1782 ſogar 200 Thlr. an das Armenhaus zahlen. Trotz aller Aufſicht kamen indeſſen mancherlei Ungehörigkeiten vor; es wurde dem Kurfürſten, wie er dem Officialat zu wiſſen that, gemeldet, daß ſogar geiſtliche Perſonen ſich maskirten und eine ähnliche Rolle wie „die Trupp gemeiner Weltleute“ ſpielten, weshalb der Offizier darauf ein beſonderes wachſames Auge haben ſollte; und Ende 1782 verordnete er, um die Beluſtigungen in den Schranken der Ehrbarkeit zu erhalten, daß mit Ausnahme der Ballabende keine Maskeraden auf den Straßen und in fremde Häuſer umherziehen dürften, daß die ſogenannten Gumpelbälle in den Wirthshäuſern bei zehn Gulden Strafe gegen die Wirthe und Verhaftung der Theilnehmer verboten ſeien, daß nur die öffentlichen Bälle jeden Mittwoch bis 12 Uhr unter polizeilicher Aufſicht geſtattet und den Wirthen während der Carnevalszeit außer an Sonn- und Feiertagen erlaubt ſei, täglich bis 9 Uhr und Donnerstags bei Muſik bis 12 Uhr Wein zu ſchenken. Dieſes Verbot mußte ſchon vier Jahre darauf verſchärft werden; denn es ward dem Kurfürſten berichtet, daß unter dem Vorgeben erlaubter Bälle Masken die Straßen „durchgeloffen“ und unzuläſſige Händel getrieben hätten; von jetzt ab mußte jede Maske der ihr aufſtoßenden Patrouille ihr Ballbillet vorzeigen, oder ſie wurde bis zum Morgen auf die Wache geſetzt und mit einer arbitrariſchen Geldſtrafe belegt. Wie ſtark die Tanzluſt des jungen Volks war, ergibt ſich ſchon daraus, daß es an den zahlreichen in Coblenz veranſtalteten Bällen nicht genug hatte, ſondern ſich durch die rauheſte Witterung und Winterkälte nicht abhalten ließ, zu gleichem Vergnügen in den „ſchönen Brunnen“ (einen Theil des ſpäteren weißen Roſſes) in Ehrenbreitſtein überzuſetzen. Die Schiffer hielten für Damen und

Herrn an allen Balltagen vier wohl bedeckte Nachen während der Nacht bereit, und ein kurf. Kameral-Reglement ſetzte ein „ſehr leidentliches“ Fahrgeld feſt. Eigene Muſikanten hatte die Stadt ſchon 1770 angenommen; dieſe beſorgten die Muſik bei den Bällen und bei ſolennen Aufzügen; bei den letzteren mußten ſie gleich den Tambours in blauen, weiß ausgeſchlagenen Röcken auftreten.

In demſelben Local bei Maas wurde in den ſiebziger Jahren gegen einen halben Gulden Eintrittsgeld ein- oder zweimal wöchentlich Conzerte gehalten, „was nützlich für die Muſik Lernenden und eine gute Unterhaltung für junge Leute ſei.“ Die Schaubühne bei Maas geſtattete der Kurfürſt außer der Adventszeit zu öffnen, wenn eine gute Truppe ſich melde,“ und wenn die ſpielenden Stücke die Moral und nicht den Schein von ärgerlichen Dingen bei ſich führten,“ oder wie auf ſeinen Befehl dem Oberamtmann von Büresheim 1785 angefügt wurde, „wenn eine Auswahl guter Stücke, wie ſie in Wien, Hamburg, Berlin, München und Mannheim (man ſieht, die Forderungen waren nicht gering, denn die genannten Bühnen ſtanden damals am höchſten) aufgeführt werden, vorher eingereicht und die Bürgerſchaft gegen Schulden der Schauſpieler geſichert werde.“ Im Winter 1785 erhielt der Schauſpieldirector Neuhaus gegen 300 Thlr. Caution, im folgenden Jahre C. Aug. Dobler, der ſich beſonders beliebt machte, die Conceſſion. Noch höher ſpannten ſich die Forderungen, als Hofrath Schmitz ſein Comödienhaus vollendet hatte, und nun von der Böhmiſchen Geſellſchaft unter Mitwirkung der kurf. Muſiker auch Mozartſche Opern gegeben wurden.[1]) Ueber dieſe neu eröffnete Schaubühne entſpann ſich ſelbſt ein litterariſcher Streit;

[1]) Vgl. p. 73.

es erſchienen anonyme Briefe über dieſelbe; der Verfaſſer, es ſoll Hr. Joh. Maas geweſen ſein, erklärt, es ſei ſeine Abſicht, durch eine Kritik der Schauſpiele und Schauſpieler beſſeren Geſchmack unter ſeine Landsleute zu verbreiten, aber er ſuchte dieſe an Leſſings Dramaturgie erinnernde Abſicht, wenn Kleines mit Großem zuſammengeſtellt werden darf, in eigenthümlicher Art durchzuführen. Der herbe Ton und die engherzigen und ungeſchickten Anforderungen, z. B. warum man nicht mit einem vaterländiſchen Stück, wie Otto von Wittelsbach, welches einen Coblenzer zum Verfaſſer habe, angefangen, riefen eine anonyme Erwiderung „Sendſchreiben des Coblenzer Publicums an den Verfaſſer der Briefe über die neu eröffnete Schaubühne ꝛc.“ 1788 ins Leben. Ich gehe auf dieſe Streitigkeiten und auf „die gröberen Donatſchnitzer, die (dem Herrn Verfaſſer der erſten Schrift) entwiſcht ſeien,“ nicht näher ein, hebe aber einen Punct, in welchem die beiden Anonymi übereinſtimmen, als die damalige Stimmung und Ausdrucksweiſe characteriſirend heraus: „Die aufgeklärte Zärtlichkeit unſeres beſten Fürſten, der nur ganz für uns ſeine Unterthanen lebt, deſſen Herz nur für uns ſchlägt, ſowie das unſrige für Ihn, iſt uns Bürge dafür, daß Sein angefangenes Werk, wodurch Er uns aufklären und beſſern will, gewiß nicht unvollendet bleiben, ſondern uns eine ſtehende gereinigte Nationalſchaubühne ſchaffen und erhalten will.“ Auf ſein ausſchließliches Privilegium hielt Hofr. Schmitz ſo genau, daß er ſelbſt Proteſt ergehen ließ, als Abbé Vogler gegen bezahlte Billets in einigen Kirchen Conzerte gab. — Es zeigt ſich bei dieſen Erholungen und Vergnügen doch offenbar gegen früher ein Fortſchritt; das Publikum gewann allmählich Intereſſe und Geſchmack auch an feineren geiſtigen Genüſſen. Ich habe vor Jahren ältere Coblenzer mit freudiger Rückerinnerung von den theatraliſchen Leiſtungen der kurf. Zeit reden hören.

5. Die Verwaltung der Stadt.

Auch die Thätigkeit des Magiſtrats wurde unter Clemens W. wenigſtens theilweiſe und allmählich eine andere. Es ſind zunächſt freilich die gewohnten kleinen Geſchäfte, in denen er vor wie nach die Sicherheits- und Sittenpolizei, das ſtädtiſche Oeconomieweſen, die Vermittelung der Regierungsanordnungen, die Repräſentation der Stadt und die Wahl ſeiner Beamten beſorgt, und von denen einige wenige Erwähnung finden mögen. Er verbietet die Feier des blauen Montags, verbeſſert die Straßenbeleuchtung durch Einführung der Hanglaternen, läßt dem General andeuten, es ſei wegen der häufigen Klagen der Neuendörfer und Weißer nöthig, daß die Dohlen und Spatzen vom Militär weggeſchoſſen würden, geſtattet dem Kaufhändler Lallier ſtatt 15 Jahren 20 Jahre Perſonalfreiheit, jedoch im engſten Stillſchweigen, damit der Stadtrath nicht von mehr Supplicanten möge beunruhigt werden, läßt die Straße „zu den Bördern“ (Marktſtraße) bis an den Bacher Pütz pflaſtern, entwirft eine neue Ordnung und einen Tarif für die 30 bis 40 Schürger, damit die Fremden nicht übernommen werden, verharratet nach kurf. Anordnung, daß keine „ausſtellenden Kaufläden“ geduldet werden, daß kein Quackſalber hauſiren und daß Niemand bei Zuchthausſtrafe offen im Rheine oder der Moſel baden dürfe[1]; er ſchafft das Käſeſſen der Moſelweißer auf der Karthauſe gegen eine Zahlung des Kloſters von 12 Thlr. an das Dorf ab, geſtattet dem Judenvorſteher Hirſch Aaron Dahl, „weil die Juden dermalen die Gedächtniß über die Verſtörung Jeruſalems feiern,“ 14 Tage Ausſtand für einen

[1]) Dagegen waren 1778 unterhalb der Landbrücke Rheinbäder mit kurf. Erlaubniß bereit gemacht, große zu 18, kleine zu 12 Kreuzer; theuer genug!

Bericht über Zahl, Handel und Vermögen der Judenfamilien und erklärt, als der Hofapotheker Matth. Jac. Stephani im Thale ſupplicirt, ſeine Apotheke nach Coblenz verlegen zu dürfen, die Errichtung einer dritten Apotheke für überflüſſig, fügt ſich aber, als der Kurfürſt demſelben das Privilegium für die Adlerapotheke in den von den Jeſuiten gekauften Häuſern an der Firmond ertheilt und läßt ihn zuſammen mit Wilh. Bender dem Jüngeren vereiden. Oder es wird der Judenmetzger Itzig Affhauſen wegen ſeiner keckmüthigen Ausſchweifungen in 6 Goldgulden Strafe genommen, und der Chirurg Mohr wegen ſehr unziemlicher, alles Reſpects baaren Behandlung eines ihm in Waſſerablaufſtreitigkeiten mit dem Nachbar Grandjean zugehenden Magiſtratsedicts hart bedroht, bis er deprecirt und aus Langmnth mit 3 Goldgulden Strafe und Koſtenerſatz durchkömmt. — Das Bürgermeiſteramt wird beauftragt, daß es dem 86jährigen Herrn Weihbiſchof von Hontheim im Gaſthaus zum wilden Mann aufwarte und ihm im Namen der Stadt danke, weil er am Reſidenzverlegungstage das hohe Amt im Pontificalſchmuck gehalten, oder daß es kurf. Durchlaucht den unterthänigſten Dank dafür ausſpreche, daß von Hochderſelben der Liebfrauenpfarrkirche der ſchöne marmorne Hauptaltar, die zwei Nebenaltäre und die Kanzel aus der verlaſſenen Schloßcapelle geſchenkt wurden. Der Bürgermeiſter wohnt den Prüfungen in den Schulen männlichen und weiblichen Geſchlechts bei und berichtet dem Stadtrath, daß die Kinder an der Firmond bei der Lehrerin Jungfer Leyenthals am beſten beſtanden haben. Beſonderen Eifer zeigte der Magiſtrat mit ſammt der Bürgerſchaft dafür, daß er bei allen feſtlichen Gelegenheiten, welche dem Kurfürſten und hohen Gäſten desſelben, durchreiſenden fürſtlichen Perſonen und dem loſen Zuſammenhang mit Kaiſer und Reich galten, oder die einen religiöſen

und kirchlichen Character hatten, in möglichſtem Glanze auftrete. Kehrte der Kurfürſt nach einer längeren Abweſenheit zurück, da gab es nicht blos, wie es ſchon früher üblich war, große Galla-Vorſtellungen, ſondern auch kirchliche Dankfeſte mit dem Ambroſianiſchen Lobgeſange „nach einer hierzu ganz neuerlich von dem in der Tonkunſt rühmlichſt bekannten Hrn. Hofkapellmeiſter Sales mit untermiſchtem Choral verfertigten trefflichſten Muſik," und ſehr gehobene, mit Chronogrammen gezierte Beſchreibungen der pompöſen Feſtlichkeiten im gnädigſt privilegirten Intelligenzblatt (Vgl. z. B. Nr. 94 des J. 1782). Paſſirte der Erzbiſchof von Cöln, ſo ſtellte man ſich nach hohem Befehl auf der Moſelbrücke auf und freute ſich beſcheiden, daß „Ihre kurf. Durchlaucht gnädigſt grüßten." Als am 21. und 22. December 1780 für die verſtorbene K. K. Majeſtät der Königin von Hungarn Maria Thereſia große Trauerfeierlichkeiten in der Liebfrauenkirche angeordnet waren, an denen der Kurfürſt und ſeine Schweſter, der geſammte Adel, die Ordens- und Stiftsgeiſtlichkeit, die Dicaſterien, das Militär und der Stadtrath Theil nehmen ſollten, da hatten der „Conſul" (Bürgermeiſter) Sabel und Stadtſchreiber Bourmer ſchon lange vorher große Geſchäfte, daß alle Anſtalten in der Kirche richtig getroffen ſeien; ſie ſetzten mit Zuziehung des Baumeiſters Maas an das Commandantenhaus eine Stiege mit Schwellen an, daß Sereniſſimus und Prinzeſſin einen bequemen Uebergang zur Pfarrkirche hätten und von den in ſchwarzen Mänteln erſchienenen Magiſtratsmitgliedern gut empfangen werden könnten. An der Trauerfeier für K. Joſeph hatte der Magiſtrat keinen Theil, dagegen unterließ er es nicht, die Deputirten von Aachen, welche unter Führung des kurpfälziſchen Geh. Raths Geyr zu Schweppenburg und begleitet von pfälz. Cuiraſſieren die Reichsinſignien nach Frankfurt zur Kaiſerkrönung Leopolds

überbrachten, im Trieriſchen Hofe förmlichſt zu bewillkommnen. Großer Werth wurde fortwährend auf die möglichſt feierliche Begehung des Frohnleichnamsfeſtes, „des hohen Umgangs,“ gelegt; der Kurfürſt, ſeine Schweſter und wer von fürſtlichen, geiſtlichen und weltlichen Perſonen katholiſcher Confeſſion ſich gerade bei Hofe befand, nahmen regelmäßig Theil; natürlich mußten auch der Bürgermeiſter und Rath in ihrem Amtsſchmuck erſcheinen; die Ordnung des Zuges, die Begleitung mit Pauken und Trompeten, die Hofmuſik beim hohen Amt waren ein- für allemal feſtgeſetzt; die früher übliche lateiniſche Dankrede, welche der Stadtſchreiber nach beendetem Feſte in den Stiftern und bei den Deutſchherrn hielt, war dagegen als ein für die jetzigen Zeiten nicht mehr ſchicklicher Brauch ſeit dem J. 1767 in Abgang gekommen. Für die große Prozeſſion bei dem von Pabſt Pius VI. angeordneten Jubiläum im März 1776 erließ der Kurfürſt an den Stadtrath die Weiſung, daß der Zug aus der Liebfrauenpfarre längs der Soldatenhauptwache am Plan, rechter Hand durch die Burg nach S. Florin, durch die Caſtorſtraße in die Caſtorkirche, von da die Pfaffengaſſe hinauf nach der Carmelitenkirche, ſodann um den Paradeplatz herum wieder nach der Hauptwache und der Liebfrauenkirche gehe. Herkömmlich lud ferner der Magiſtrat die zwei Stifter S. Florin und S. Caſtor, ſowie die Dominicaner und Franziskaner zu der Prozeſſion ein, die zum ewigen Gedächtniß der bei Grenzau am 20. April 1347 erſchlagenen Coblenzer Bürger am Freitag nach Oſtern gehalten wurde und Morgens 7 Uhr aus der Kirche U. L. Frauen den Ausgang in die 7 Kirchen der Stadt nahm. [1])

Aber auch ernſtere und wichtigere Dinge mußte der Stadt-

[1]) Vgl. Baldewin von A. Dominicus p. 476 ff.

rath in den Kreis ſeiner Beurtheilung und Thätigkeit ziehen und ſtrenge Ordnung einhalten; dazu wurde er ſchon durch des Kurfürſten und ſeiner Regierung Verordnungen genöthigt. Erfolgten die verlangten Ausweiſe, Berichte und Vollziehungen nicht zu beſtimmter Zeit, dann kamen „Saumſalanzeigen“ (ein treffliches deutſches Wort für das jetzt übliche Exhortatorium), Vorwürfe und Drohungen; wurden dem Kurfürſten begründete Klagen der Bürger vorgetragen, ſo blieben Unterſuchungen nicht aus, und das landesherrliche Eingreifen war zuweilen höchſt unliebſamer Art. Denn ſo milde Clemens W. auch war, ſo gern er dem Magiſtrat auch ſein Wohlwollen zeigte — er ſchenkte ihm z. B. zum Beweiſe ſeiner Geneigtheit ſein Porträt, welches im Sommerſeſſionszimmer des Rathhauſes aufgehängt wurde —, ſo ſtreng hielt er doch auf geordnete Thätigkeit. Es beliebte Sr. Excellenz, dem Herrn Oberamtmann, im November 1776 vorzutragen, daß etwelche Herrn des Magiſtrats denen Seſſionen nicht beigewohnt! Kurfürſtliche Durchlaucht wollten das abgeſtellt wiſſen; deshalb ſollte der Stadtrentmeiſter an die nicht legitim behinderten und ſo beim Oberamtmann gemeldeten Mitglieder kein Präſenzgeld zahlen. Selbſt wer zu ſpät käme, ſo wurde nachher verordnet, ſolle dieſes Beneficiums zum Vortheil der Stadtrente verluſtig ſein. Es wird dem Magiſtrat ernſtlichſt eingebunden, fleißige Aufſicht auf die Marktordnung zu halten, daß allem Schleichhandel und Wucher namentlich bei theurer Zeit „vorgebogen“ werde; dazu ſollen die drei Rathsknechte — ſie waren an ihrer grauen Montur mit rothen Aermelaufſchlägen, ohne Halskragen kennbar — eifrig thun. Dem Armenweſen mußte anhaltende Fürſorge zugewendet, fremde Bettler unbedingt, aber auch Einheimiſche, wenn ſie arbeitsfähig waren und nicht binnen Monatsfriſt den ſtädtiſchen Beamten ihren Broderwerb nachwieſen,

aus der Stadt entfernt, auch jährlich Verzeichniſſe der wirklich Armen, die zu Almoſen zugelaſſen wurden, an die Regierung eingeſendet werden. Zu den Armenverpflegungsmitteln trugen die Bürger verhältnißmäßig bei, und Magiſtratsmitglieder nahmen außerdem die Geld- und Brodalmoſen wöchentlich in Empfang; die Beträge wurden im Intelligenzblatte bekannt gemacht. Betteln blieb verboten; die Kinder der Armen beſuchten die Armenſchulen, und ältere arbeiteten in dem Spinn- und Arbeitshauſe. Die Prüfungen in dieſen Schulen zu beſuchen, die Einrichtungen und Arbeiten zu betrachten, verſchmähten ſelbſt der Kurfürſt und die Prinzeſſin nicht. — Die Gemeinderechnungen ſollten pünktlich geführt und jährlich der Regierung vorgelegt, eine genaue Zählung der ſämmtlichen Bewohner außer den Geiſtlichen, Adligen, Fremden, Juden, Soldaten im Dienſt, auswärtigen Handwerksgeſellen, Knechten und Mägden vorgenommen werden. Im J. 1780 hatte der Magiſtrat in Folge der zu Zoll-Engers und zu Hontheim ausgebrochenen Brände die bisherigen Löſcheinrichtungen geprüft und verbeſſert, die Stadt-Mainziſche Feuerordnung in Vergleich gezogen, gelehrte Werke, wie Krunitz' ökonomiſche Encyclopädie, nachgeleſen und eine vollſtändige Brandordnung entworfen, konnte ſich aber, wie er bei dem Geſuch um kurfürſtl. Genehmigung erklärte, nicht entſchließen, eine ſo wichtige Anordnung ſofort zu erlaſſen, damit dieſelbe nicht das gewöhnliche Schickſal ſeiner Polizeivorſchriften habe, die von den Bürgern eine Weile beobachtet, von den gefreiten Perſonen und der Geiſtlichkeit außer Acht gelaſſen und durch Recurſe an die Landesregierung entkräftet würden. Der Kurfürſt „begnehmigte" den Entwurf und erließ dann eine auf denſelben gegründete allgemeine Anordnung. An dieſe ſchloß ſich von Seiten der Regierung eine auf der Baſis gegenſeitiger

Gewährleiſtung begründete ſehr wohlthätige Brandſchaden-Verſicherungs-Geſellſchaft, von Seiten des Magiſtrats eine ſtrengere Ordnung der Bürgerwachen und der Brunnengeſellſchaften an. Zwar hatte es nie an Befehlen gemangelt, daß die Bürger ihre Wachen perſönlich thun, im Fall der Verhinderung dies „legal dociren," die beſtimmten Rotten ſich vor des Hauptmanns Haus ſammeln und zur Hauptwache ziehen ſollten, von wo aus einzelne Abtheilungen ſich als Rhein- und Brückenthorwache ꝛc. vertheilten, um Nachts von Stunde zu Stunde Patrouillen auszuſchicken, während auch von den Thürmen aus auf etwa ausbrechendes Feuer geachtet wurde; aber es konnte der Stadtrath (Auguſt 1786) ſich doch nicht verhehlen, daß er mit den fünf Bürgercompagnieen unter ihren Hauptleuten Müller, Magnino, Maas, Schaaff, Breidbach in ſeinen Stadtſicherheits- und Polizeiverfügungen ſchlecht bedient, und daß die Wache oft ſtatt mit dienſtfähigen Bürgern, mit untüchtigen Schaarwächtern beſtellt ſei. Das mußte alſo anders werden, und es wurde nun auf ſtrenge Ordnung gehalten. Im J. 1789 wurde auch die Eintheilung der Stadt in 22 Brunnennachbarſchaften fertig. Dieſelben wurden nach den Häuſern geordnet, unterhielten die Brunnen und mußten bei ausbrechendem Brande mit den bereit gehaltenen Löſchgeräthſchaften in beſtimmter Ordnung helfen; bald bildete ſich zwiſchen den Theilnehmern eine auch auf andere Verhältniſſe übergehende freundnachbarliche Geſinnung aus, die ſich bei kleinen Feſtlichkeiten und heiteren Gelagen befeſtigte.

Mehr oder weniger forderten auch andere für das Erzſtift im Allgemeinen erlaſſene kurf. Anordnungen die Mitwirkung des Stadtmagiſtrats oder übten einen bemerkenswerthen Einfluß auf das Leben und die Sitten des Volks; ſo die große Wald- und Forſtordnung vom 31. Juli 1786,

welche vielen Mißbräuchen ein Ende machte und für die mancherlei Frevel beſtimmte Geld- oder Arbeitsſtrafen feſtſetzte, die Trauerordnung vom 30. März 1778 und die Beſchränkung des Aufwandes und der Schwelgerei bei Hochzeiten und Kindtaufen. Es iſt ſchon erwähnt, wie der Kirchhof vor die Stadt verlegt wurde; gleichzeitig mit einem die Nachahmung dieſes Beiſpiels anordnenden Edict unterſagte der Kurfürſt allen überflüſſigen Aufwand, alle eitlen Mißbräuche und Ceremonien und verderbliche Verſchwendung bei den Begräbniſſen. Bei dem Anziehen der Sterbeglocke und bei den Leichenwachen ſollte kein Wein, Bier, Brod verabreicht, nach den Begräbniſſen keine Mahlzeit gehalten, das Vorhaus und Leichenzimmer nicht mit ſchwarzem Tuch verhängt und mit Wandlichtern beleuchtet, bei den Exequien nur der Todtenſpriegel der Pfarrei gebraucht, keine Trauergerüſte oder castra doloris, keine ſchwarze Bekleidung der Altäre, der Kanzel und der Betſtühle, keine ſchwarzen „Flambeaux und Torcien" geduldet werden; das nichts bedeutende äußere Trauern in beſonderer oft koſtſpieliger Kleidung wurde bei 50 Goldgulden Strafe verboten, ein einfacher Flor am Hut oder an der Haube genügten; Niemand brauchte ſich bei der Einladung zum Todtenamt eines Todtenbitters zu bedienen, und dieſer durfte nicht im ſchwarzen Mantel und mit langem Flor herumgehen; bei den Exequien ſelbſt ſollte keine Figuralmuſik ausgeführt, ſondern nur Schlagen der Orgel und einfacher Choralgeſang geſtattet ſein; den Sarg ſollte man nicht von koſtbarem Holze mit eingelegter Arbeit und Eiſenbeſchlägen, ſondern von einfachen Tannenbrettern verfertigen, die Leiche tragen oder fahren, aber dem Conduct nur zwei Kerzen oder Fackeln beigeben laſſen; ſtatt des Almoſenvertheilens an der Thüre des Sterbehauſes mußte, was der Verſtorbene oder die Angehörigen dazu

beſtimmt hatten, an die Armencaſſe ausgezahlt werden; überhaupt ſollten die armen Bürgersleute ebenſo wie die vermögenden beſtattet, und alle Gräber in einer fortlaufenden Reihe mit einfachen Steinkreuzen bezeichnet werden, deren Nummern die Pfarrer in die Sterberegiſter eintrugen; alle Koſten wurden tarifmäßig geordnet. — Ebenſo entſchieden trat der Kurfürſt der bei Kindtaufen und Hochzeiten eingeriſſenen Ueppigkeit entgegen. Es kam vor, daß die Taufpathen die geſammten Nachbarsfrauen im Wirthshauſe tractirten, daß man die Kinder mit dorthin trug und halbe Tage liegen ließ, daß dort Geſchenke und Dankwein verabreicht wurden. Dieſe ärgerlichen Gewohnheiten ſollten bei vier Goldgulden Strafe aufhören, und nur eine geringe Ergötzlichkeit im Hauſe des Neugebornen erlaubt ſein. Vielfache Ungebührlichkeit herrſchte desgleichen bei Eheverſprechungen und Hochzeiten. Bei dem „Handſtreich, Borgel oder Hillig“ wurde gezecht und geſchwelgt; man zog zur Trauung mit Muſikanten, tumultuirend und ſchießend über die Straßen; andere Mißbräuche beſtanden in dem ſogenannten Einlöſen der Braut, Fangen mit Bändern, Rechtfordern, ärgerlichen Sprüchen vor und nach der Verbindung, in mehrere Tage währenden Schwärmereien, in Geſchenken und Opfern. Alle dieſe Gebräuche wurden unter beſtimmten oder arbitrariſchen Strafen abgeſtellt, namentlich die ſogenannten „Geſchenkten“ oder „Gebe-Hochzeiten“ unterſagt, die Seelſorger angewieſen, vor jeder Uebertretung zu warnen, für ſich ſelbſt aber auch keine Nebengeſchenke außer den Stolgebühren zu verlangen, und den Magiſtraten, Schultheißen ꝛc. ward aufgegeben, zu berichten, wie die Verordnung gehalten werde. Die Mitwirkung bei dergleichen Angelegenheiten war für den Bürgermeiſter und Stadtrath im Allgemeinen leicht; dagegen gab es eine Zahl von Verhält-

niſſen, die ihnen nicht nur große Schwierigkeiten bereiteten, ſondern ſie ſelbſt in Conflict mit der Bürgerſchaft brachten.

---

6. Mißſtände bei der ſtädtiſchen Verwaltung und Unruhen.

Dies war beſonders bei der ſtädtiſchen Vermögensverwaltung der Fall. Die Verlegenheiten, in welche der Stadtrath der Bürgerſchaft gegenüber verſetzt wurde, und welche ſein gewohntes behagliches Schalten und Walten durch ernſtliche Unruhen im J. 1788 bis 91 trübten, waren nicht alle ſelbſt verſchuldet. Es hatten trotz aller Gnaden und großartigen Unterſtützungen des Kurfürſten in den letzten 15 Jahren viele außergewöhnliche Ausgaben beſtritten werden müſſen; man berechnete die Ankäufe und Einrichtungen auf dem Jeſuitenplatze, den Schulbau bei U. L. Fr., die Waldlimitenberichtigung und Aufſtellung der Waldſcheine nach der neuen Forſtordnung, die Wegereparaturen, die Applanirung, Pflaſterung und Paliſſadirung in der Clemensſtadt, fernere Verwendungen für Straßenbeleuchtung, für das Stadtbrauhaus, die Sacriſtei an der Liebfrauenkirche ꝛc. auf mehr als 21,000 Thlr., und dazu ſollten bald noch die oben erwähnten mit der Oeffnung der Carmelitenſtraße zum Roßkopf und mit der Verlegung der Mauerhäuschen an den Rhein verbundenen Koſten, ſo wie Vorſchüſſe für die in der Neuendorfer Gemarkung gelegene Strecke der Cölner Chauſſee kommen. Der Wald, ſonſt immer die Zuflucht bei der Schuldentilgung der Gemeinde, war durch die Lieferung der Baumſtämme für die neuen Häuſer, der Steupen für die Keller und durch ſtarke Schläge bei wiederholter Holznoth ſehr in Anſpruch genommen und faſt „ausgeholzt.“ Es mußte Geld geliehen, verzinſt und in Folge davon eine

größere Zahl Steuerſimpel ausgeſchrieben werden. Der Hauptgrund zu dem Unmuthe der Bürger lag aber in wirklichen Mißbräuchen, in Uebelſtänden, welche die Väter der Stadt ſelbſt herbeigeführt hatten. Die Bürger ſahen unwillig, wie die Herrn bei aller Bedrängniß der Stadtrente es an Feſtlichkeiten, Recreationen und Gaſtereien auf Koſten der Stadt nicht fehlen ließen, wie ſie durch Commiſſionen, Conventionen, Augenſcheine ſich zur Schmälerung der öffentlichen Gefälle oder auch zum Nachtheil einzelner Bürger ihre Diäten mehrten, wie ſie gegen die Bürger, ſtatt Vorſtellungen und Verwarnungen eintreten zu laſſen, ſofort Geldſtrafen aller Art zu verhängen geneigt waren, oder in anderen Fällen nach Gunſt auch Nachſicht und Schonung eintreten ließen; es verletzte, wenn bei öffentlichen Verpachtungen ſtädtiſcher Einkünfte, wie der verſchiedenen Acciſen, der Beleuchtung, des Sperrgeldes ꝛc., die Mitglieder des Magiſtrats ſelbſt boten und ſteigerten; man tadelte, daß der Verwandten und „Angeſippten“ mehrere nebeneinander im Stadtrathe ſaßen (es kommen allerdings gleichzeitig drei Maas und vier Bender vor); man hörte, daß in den Stadtrechnungen Unordnung herrſche, daß namentlich eine große Zahl Rückſtände vorhanden wären, daß die Wahlgebühren ungebührlich geſtiegen ſeien, daß bei Stadtrathwahlen mit Stimmenwerbungen, Geldanerbietungen und ſchriftlichen Zuſagen außerordentlicher Unfug getrieben werde, man ſprach endlich erſt heimlich, dann öffentlich von mancherlei Unterſchleifen und Mißbräuchen, die ſich bei der Waldbenutzung und den Holzdeputaten eingeſchlichen, und von den Vortheilen, die ſich Bürgermeiſter und Stadtſchreiber dabei zu verſchaffen wüßten. Und allerdings kam es vor, daß an den ſechzehn Klaftern Buchenſcheitholz, welche der Bürgermeiſter im jenſeitigen Wald zu empfangen hatte, und die er gewöhnlich an die Kannenbäcker contractlich theuer überließ,

faſt das ganze Jahr hindurch gehauen wurde. Der Stadtſchreiber Hofrath Bourmer wurde überführt, daß mit Hülfe des Altſtammes Collig Pfähle zu verbotener Zeit und verordnungswidrig gehauen und aus dem Walde in ſeinen Garten geliefert worden ſeien; er mußte, als ſtatt des Magiſtrats eine kurf. Commiſſion die Sache in die Hand nahm, außer der forſtordnungsmäßigen Strafe die Hälfte der Koſten mit 15 Thlr. zahlen, während Collig zur andern Hälfte und zur Dienſtentlaſſung verurtheilt, die in Beſchlag genommenen Pfähle aber zum Vortheil der Stadtrente verkauft wurden. Der Herr Stadtſchreiber ſetzte zwar eine Note auf, mit der er ſich „zur Wiſſenſchaft der Nachwelt reinigen wollte, ſein Eheweib habe hinter ihm her durch Beihülfe des allzu nachſichtigen Collig den Frevel begangen," und er bedauert ſein Schickſal, mit einem ſo „unbeigſamen" Weibe behaftet zu ſein; aber das half nicht. Die Unzufriedenheit war alſo, wie ſich dies im Verlauf der Unruhen zeigte, nicht unbegründet. Die Zünfte traten im Juni 1788 zuſammen, entwarfen eine Beſchwerdeſchrift und ließen dieſe dem Kurfürſten ſelbſt übereichen. In derſelben war namentlich angegeben, die Bürgerſchaft könne ſich zur Zahlung der verharrateten Simpel nicht verſtehen, weil die Erforderniß zum Straßenbau aus den Mitteln der Stadtrente beſtritten werden könne; es fehlte außerdem nicht an Anzüglichkeit aller Art gegen den Magiſtrat. Dies verlautbarte in der nächſten Plenarſitzung; Conſul Benedict Kopp erhielt den Auftrag, eine ausführliche Vorſtellung gegen die von einigen „Ausgeſetzten" der Bürgerſchaft eingereichte Beſchwerdeſchrift über die üble Wirthſchaft mit den ſtädtiſchen Einkünften abzufaſſen, einen pünktlichen Status der ſämmtlichen Activa und Paſſiva aus den Renteirechnungen aufzuſtellen, damit erhelle, daß die Stadtrente zur Beſtreitung der ordinären Aus-

gaben ſorgſam bewahrt ſei, und daß der Auftritt der Deputirten ſeine Hinwendung auf die außergewöhnlichen Ausgaben nehmen müſſe, endlich auch für den Magiſtrat Genugthuung zu fordern, daß er nicht ein Opfer der Bürgerinſolenz werde. Die Spannung ſtieg, und es genügte ein unbedeutender Vorfall, um die Unruhen zu offenem Ausbruch zu bringen. Der Magiſtratsdiener Oppermann und der Polizeiwachtmeiſter Korn wurden bei einer Auspfändung, die ſie vornehmen ſollten, von dem Wagnermeiſter Ackermann und dem Krämer Gängel gröblich inſultirt und mit Axt und Beil bedroht. Der Magiſtrat verurtheilte dieſe zu 24 Stunden Ochſenthurm. Dagegen remonſtrirten ſofort bürgerliche Deputirte bei dem Regierungsdirector Geh. Rath Eſchermann, es ſei das nur Rache gegen den Gängel, der von den Zünften ausgeſetzt ſei, um die Beſchwerdeſache wegen der Simpel für den Straßenbau zu betreiben. Der Regierungsdirector beſchied die Deputirten abſchläglich, ließ aber den Stadtſchreiber rufen und rieth, den Gängel einſtweilen zu entlaſſen, um allen Schein einer Revanche zu vermeiden, zumal die Krämer und andere Zunftgenoſſen ſchon Conventikel hielten, und jeder Aufſtand vermieden werden müſſe. Während Bourmer zum Bürgermeiſter Kopp zurückkehrte, traf die Nachricht ein, daß der Auflauf ſchon begonnen habe. Das Volk ſei bei dem Oberamtmann Freiherrn von Büresheim eingedrungen, habe gedroht, die Bürgertrommel zum allgemeinen Aufſtand zu rühren, und ſei nicht gewichen, bis die Entlaſſung Gängels zugeſagt worden ſei. Kopp beredete eben die Ausfertigung eines einſtweiligen Entlaſſungsdecrets, als die aufgeregten Maſſen ins Verhörzimmer ſtrömten, an ihrer Spitze die Krämer Oswald und Dietzer, der Schneidermeiſter Kramer und der Schiffer Litz. Das Wort führte Oswald. Vergeblich verſuchte der Bürgermeiſter Belehrung; „ſie alle verträten den

Gängel, er müſſe freigelaſſen werden, ein allgemeiner Aufſtand der Bürger ſei unvermeidlich", lautete die Antwort. Da wurde die Entlaſſung ſofort decretirt, die Gefangenen von den triumphirenden Bürgern in Freiheit geſetzt. Die Autorität des Magiſtrats, bisher ſo unwandelbar feſt, ſchien plötzlich gebeugt. Zwar ermannten ſich die Stadträthe, machten beim Kurfürſten Anzeige von dem Auftritt, forderten Genugthuung und hatten damit um ſo größere Eile, weil Sereniſſimus in Begriff ſtand, nach Limburg abzureiſen. Aber ſchon am folgenden Tage kam auf Specialbefehl Sr. Kurf. Durchlaucht die Regierungsverordnung an den Magiſtrat, er habe in Betreff der ausgeſchriebenen Simpel und ebenſo mit den Strafen einzuhalten, die verſchiedenen Bürgern „wegen ausſtellender Läden" angeſetzt worden ſeien. Es wurde ferner von Seiten der Regierung eine Commiſſion ernannt, welche die Beſchwerden der Bürger und die Verwaltung des Stadtvermögens prüfen ſollte. Dieſelbe beſtand aus den Hof- und Regierungsräthen von Vacano und Radermacher und dem Actuar Sofy. Und nun kamen ſchwere Tage. Was am meiſten zu bedauern ſchien, das war der vorläufige Rücktritt des um die Stadt ſo hochverdienten Oberamtmanns von Büresheim; er ſchickte ein Schreiben ein, „da die Bürgerſchaft in ihren Aufläufen, ein, weiß Gott, unverdientes Mißtrauen in ihn ſetze, ſo habe er beſchloſſen, ſich aller ſtädtiſchen Angelegenheiten bis zur Beendigung der Sache zu enthalten und zur Vermeidung alles Verdachts ſich auch die Privatbeſuche der Herrn des Magiſtrats abzubitten." Erſt am 28. Januar 1791 erſchien er zum erſtenmal wieder im Stadtrath. — Die Regierungscommiſſion ſuchte ſich ihres Auftrags ſehr energiſch zu entledigen. Als die Hauptſache unterſuchte ſie die Waldbewirthſchaftung und führte gemäß eines von ihr beantragten Regierungsbeſchluſſes eine andere Waldhut ein. Die

ſeit drei Jahren von der Stadt gebrauchte Polizeiwache, welche die Unterſchleiſe hatte einreißen laſſen, mußte abberufen werden, und dreizehn durch die Bürgerſchaft, nicht durch den Magiſtrat, präſentirte Förſter wurden angeſtellt und zu den Händen der Commiſſion im Magiſtrat verpflichtet; ſie wählten darauf ſelbſt aus ihrer Mitte den Jac. Arz als Altſtamm. Vergeblich legte der Bürgermeiſter Kopp ſtandhaften Widerſpruch gegen dieſen Fürgang als eine Verletzung der Magiſtratsverfaſſung und gleichſam Enthebung von der Waldverwaltung ein; vergeblich hob er hervor, daß gerade ſolche Ernennungen zu den Pflichten des Magiſtrats gehörten, der die geeigneten Bürger am beſten kenne, während unter den 13 neu Gewählten einer ſelbſt vor zwei Jahren wegen Holzdiebſtahl beſtraft worden ſei. Die Remonſtration machte um ſo weniger Eindruck, da die Sünden des Stadtſchreibers oder ſeiner unbeigſamen Hausfrau inzwiſchen erwieſen waren, und die Unterſuchung der vorangegangenen Verwaltung nach den eingeforderten Berichten und den vorliegenden Protocollen und Rechnungen neue Unordnungen an den Tag brachten. Die Mißſtimmung der Bürgerſchaft gegen den Holzadmodiator Scheid zeigte ſich begründet; es wurde eine ganze Zahl „Contracts- und Forſtordnungswidriger“ Handlungen feſtgeſtellt. Die Regierung enthob ihn ſeiner Stellung, verfällte ihn in alle Koſten, und ſetzte an ſeiner Statt den Bürger Nebel als Hoflieferanten ein. Beſchwerden darüber, Berechnungen, daß Nebel einen Reingewinn von 1400 Thlr. habe, Verläumdungen desſelben wegen angeblichen Unterſchleifs folgten. Die kurf. Commiſſion gab demſelben eine öffentliche Ehrenerklärung. Eben ſo wenig halfen die Klagen des Magiſtrats über die angeblichen Exceſſe und den Uebermuth der neuen Förſter und über Eingriffe der Commiſſion in ſeine Befugniſſe beim Kurfürſten, der

vielmehr ſchon wegen der ungeeigneten Ausdrücke, die ſich der Magiſtrat erlaubt hatte, mit ſtrengen Verweiſen antwortete; und noch weniger Folge hatte die aus perſönlicher Gereiztheit hervorgehende an die kurf. Statthalterſchaft im Juni 1789 gerichtete Bitte, an Stelle des bisherigen Commiſſionsperſonals andere Herrn aus der Mitte der Regierung zu ernennen, welche die Beſchwerden heben und den Frieden zwiſchen der Obrigkeit und der Bürgerſchaft herſtellen ſolle. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Commiſſion bei ihren Anordnungen für die Wald- und Holzangelegenheiten in das Adminiſtrationsrecht des Magiſtrats eingegriffen hatte. Aber ſie glaubte, nur ſo reine Bahn ſchaffen zu können, und wurde deshalb von der Regierung und dem Kurfürſten unterſtützt. Doch zeigte die Statthalterſchaft noch im September 1789 dem Magiſtrat an, es ſei nicht die höchſte Willensmeinung, daß irgend eine Rechtsverletzung in der Folge vorkomme, es werde vielmehr dem Magiſtrate überlaſſen, wenn er ſich in ſeinen Befugniſſen wahrhaft gekränkt fühle, gegen die Verfügungen der Commiſſion beſchwerlich einzukommen; noch angenehmer würde es ſein, wenn er gemäß längſt geſchehener Aufforderung Verbeſſerungen im Oeconomieweſen entweder ſelbſt einführe oder der Commiſſion vorſchlage, die mit dem Entwurf eines neuen Oeconomieregulativs beſchäftigt ſei. Man verſehe ſich zu ihm, daß er zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe auf alle Art mitwirken und bedacht ſein würde, das verlorene Anſehen durch kluge Einſchränkung und gute Vorſorge wieder zu erhalten, und daß er diejenigen Mitglieder, die ihre Pflichten überträten, ſelbſt zur Verantwortung ziehe oder zur Beſtrafung anzeige. Hierauf ergingen eine Reihe von Regierungs-Verfügungen, welche die Ordnung allmählich herſtellten. Als eine Quelle des Verfalls und der die Stadtrente drückenden Schulden wurden auch die Kloſteressen und die

Königsſtuhlfahrt, die häufige Berufung von Conventionen und Einſetzung von Commiſſionen mit Diätenanſätzen erkannt; der Gebrauch, daß jedes Neujahr an die Rathsgenoſſen je ein Ducaten für die Kloſtereſſen aus der Stadtrente bezahlt würde, wurde gemäß früherer Verordnungen vom J. 1741 abgeſchafft, für die Königsſtuhlfahrt, bei deren letzter Feier Conſul Kopp zum Schluſſe einen flotten Ball veranſtaltet und über 50 Thlr. aus der Stadtkaſſe verwendet hatte, nur die Summe von 12 Thlr. bewilligt, endlich alle Conventionen und Commiſſionen verboten, außer wenn Gefahr im Verzuge ſei, welchen Fall der Stadtſchultheiß jedesmal ſchriftlich zu beſcheinigen habe. Die Specialeinnehmer mußten zu Beitreibung und Tilgung ihrer Rückſtände angehalten, und für die Zukunft Maßregeln ergriffen werden, daß ſolche Nachläſſigkeiten nicht einreißen könnten. Die bisherigen ſechswöchentlichen Ferien für die Magiſtratsmitglieder wurden aufgehoben, keines derſelben durfte ſich bei ſtädtiſchen Admodiationen betheiligen, nahe Verwandte ſollten eben ſo wenig wie bei Gericht neben einander im Stadtrath ſein, und dies bei künftigen Wahlen beachtet werden; wenn ein Mitglied z. B. aus der unteren Bank in die obere gewählt wurde, ſo ging jeder, der außer der geſtatteten Gebühr d. h. dem Präſenzgeld etwas annahm, ſeines Wahlrechts verluſtig, und der Gebende wurde, ſofern er Stimmenmehrheit erlangt hatte, entſetzt, oder ſonſt zur Zahlung des vierfachen Betrags, den er verabreicht hatte, an die Armenkaſſe angehalten. Es wurde endlich eine eigene Commiſſion mit dem Scheffen Martinengo an der Spitze eingeſetzt, welche das Stadtarmenweſen beſorgte. — Inzwiſchen war eine allgemeine höchſte Verordnung am 17. Januar 1791 an den Magiſtrat ergangen, die das ganze Oeconomieweſen wirklich neu regelte, ſo wie eine Dienſtinſtruction für den Oberamtmann und für den Stadtſchultheißen ent-

hielt. — Der Magiſtrat aber trat nun auch ſelbſt mit beſſernden Vorſchlägen auf, ſetzte das Gehalt des zeitlichen Rentmeiſters auf 2 Procent der jährlichen Revenuen, das des Stadtbaumeiſters auf 70 Gulden feſt, ſtrich das Holzdeputat des Ritterbürgermeiſters, der daſſelbe indeſſen gewöhnlich den Mendicantenklöſtern überwieſen hatte, und vereitelte die auf Aenderung der Magiſtratsverfaſſung gerichteten Projecte der Zünfte, die den Scheffenſtuhl ganz aus dem Magiſtrat entfernen, die untere Bank in die obere verſetzen und zum Bürgermeiſteramt befähigt erklären wollten; es wurde den Zunftmeiſtern einfach befohlen, kein Gebot ohne Vorwiſſen des Zunftsrathsherrn und des Bürgermeiſters zu halten, den Deputirten der Zünfte aber alles Stimmſammeln und Werben ſtreng unterſagt. So alſo fanden dieſe Reibungen zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen ihren friedlichen und für beide Theile nützlichen Ausgleich; doch kann nicht verkannt werden, daß in denſelben einiger Stoff zur Steigerung der Aufregung lag, die in Folge der franzöſiſchen Revolution eintrat. Bevor dieſe dargeſtellt wird, müſſen wir die Aufmerkſamkeit noch auf die geiſtigen Intereſſen der Bewohner richten.

---

7. Die geiſtigen Intereſſen in der Stadt, und zwar zunächſt das Schulweſen.

Der Kurfürſt trug, wie im Vorhergehenden wiederholt erzählt iſt, eifrige Sorge für das materielle Wohl der Stadt und ihrer Bewohner, mochte es nun gelten, beſtehende Verhältniſſe zu fördern, Ordnung und Thätigkeit zu erhalten oder Luſt und Muth zu neuen Unternehmungen anzuregen. Er hatte dafür manche Erfahrung und Kenntniſſe mitgebracht; die Berg-

und Hüttenwerke von Freiberg, die Porzellanfabriken von Meißen, der Handel von Leipzig hatten ſein Intereſſe ſchon frühe erregt, und bei ſeinen ſpäteren Reiſen verſäumte er in Dresden, Wien, München, Straßburg, Paris u. ſ. w. nicht, ſich mit neuen Erfindungen, induſtriellen Einrichtungen, Bauwerken ꝛc. bekannt zu machen, wie er denn z. B. im Sommer 1773 zu Augsburg die dortigen Fabriken und eine „Waſſerkunſt“ genau betrachtete, durch welche das Lechwaſſer in einen dreiſtöckigen Thurm gehoben und von da vertheilt wurde — man denkt unwillkürlich an eine Einwirkung auf die hieſige Waſſerleitung, den Waſſerthurm und die Vertheilung von da aus —. Höher aber ſtanden ihm die geiſtigen Bildungsintereſſen ſeiner Unterthanen, die Fürſorge für Erziehung und Unterricht, für Hebung der Schulen, für Erweckung und Verbreitung der Theilnahme an Kunſt und Wiſſenſchaft, für Erhaltung und Mehrung wahrer Frömmigkeit und Religioſität. Für dieſe wichtigſten Lebensangelegenheiten wirkte er nicht nur perſönlich während ſeiner ganzen Regierungszeit in unabläſſigem Eifer, ſondern nahm dafür auch die Thätigkeit des Miniſters und der Regierung, wie der Gemeindevorſtände vorzugsweiſe in Anſpruch. Gleich bei ſeinem Regierungsantritt hatte er die Aufmerkſamkeit der Obrigkeiten und Unterthanen auf die Nothwendigkeit einer guten Kinderzucht hingelenkt und noch gegen Ende ſeiner Herrſchaft (November 1793) ließ er, da es ihm am Herzen liege, daß die Jugend ſittlich gebeſſert werde und durch gründlichen Unterricht ſolide Kenntniſſe in der Religion und in nützlichen Wiſſenſchaften erhalte, vom Magiſtrat Bericht einfordern, ob und wie man mit den lateiniſchen Schulen, mit dem Fortgang der Jugend, der Lehrart und Sittlichkeit zufrieden ſei, und was man etwa verändert wünſche. Daß der Magiſtrat, dem Sinne des Landesherrn entſprechend, für Beſſerung

der alten und Anlage neuer Schulgebäude, ebenſo für Aufrechthaltung einer guten Disciplin thätig war, iſt ſchon geſagt, und es ſoll hier nur in letzter Beziehung nachgeholt werden, daß der Kurfürſt durch den Oberamtmann dem Magiſtrat wiederholt mittheilen ließ, es ſollten die Aeltern arbitrariſch beſtraft werden, die ihre Kinder nicht von der Straße abhielten und in die Schule ſchickten, ſo wie jeder Handwerker ſeine Geſellen und Lehrjungen anhalten müſſe, die chriſtliche Lehre Sonntags zu beſuchen, zu welchem Zwecke ihnen beſtimmte Plätze in der obern oder untern Pfarre angewieſen wurden. Die innere Einrichtung des Schulweſens, die Auswahl der Lehrgegenſtände, die Methode des Unterrichts organiſirten kurf. Befehle, und man erkennt leicht an dem Tone derſelben, daß ſie warmer Hingabe des Herzens an die wichtige Angelegenheit entſprungen ſind, daß es nicht Phraſe iſt, wenn Clemens W. ſagt, daß er die Verbeſſerung des Jugendunterrichts als eine der weſentlichſten ihm obliegenden fürſtlichen Pflichten anſehe. Für Coblenz ſind von beſonderer Wichtigkeit die Gründung der Normalſchule und die nach Aufhebung des Jeſuitenordens erfolgenden Veränderungen und Erweiterungen des höheren Unterrichts.

In den Elementarſchulen zu Coblenz, den zwei Stiftsſchulen, der Schule zu U. L. Fr., den Mädchenſchulen und der Armenſchule,[1]) und ebenſo in der Umgegend war auf landesherrlichen Befehl eine neue Lehrmethode zur Anwendung gekommen. Es war dies die dem Berliner Real-Schulinſpector Joh. Fr. Hähn nachgebildete Methode Joh. Ign. Felbigers, der ſich um die Regelung des Schulweſens als Abt zu Sagan, dann nach dem ſiebenjährigen Krieg in ganz Schleſien und Glatz, endlich ſeit 1764 als General-Director des Schulweſens

[1]) 1778 zählten ſie über 750 Kinder.

in den öſterreichiſchen Staaten ganz außerordentliche Verdienſte um die katholiſchen Volksſchulen erworben hatte, eine Methode, die, ſo mangelhaft ſie jetzt erſcheinen mag, für ihre Zeit durch vernünftiges Katechiſiren und Zuſammenunterrichten, durch den Zweck, neben dem Gedächtniß auch den Verſtand in Anſpruch zu nehmen, und durch geordnetes Voranſchreiten vom Leichteren zum Schwereren, ſowie durch warme Hervorhebung chriſtlicher Lehre weſentliche Fortſchritte auf dem Gebiete des volksmäßigen Unterrichts begründete. Der gute Erfolg, den Clemens W. in Coblenz beobachtete, veranlaßte ihn, die neue Lehrweiſe in allen andern Städten und Dörfern des Kurfürſtenthums im Herbſt 1776 einzuführen. Aber die Schulviſitationen und die Berichte der Pfarrer und der Aemter ergaben, daß den Bemühungen und wohlmeinenden Abſichten des Kurfürſten die Leiſtungen nicht überall entſprachen, und daß ein Hauptgrund davon in dem Mangel an den Kenntniſſen beruhe, welche jene Methode vorausſetzte. Keine noch ſo treffliche Methode wirkt, wenn nicht ein geeigneter Lehrer ſie übt. Dies wurde Veranlaſſung zur Gründung einer Normalſchule, „in welcher Lehrer und Lehrerinnen vor Antretung ihres Amts vorbereitet und in allen ihnen nöthigen Kenntniſſen befähigt werden ſollen.“ Nachdem zwei zu dieſem Zweck ausgeſchickte Prieſter über die Einrichtung einer ſolchen Schule ihre Studien gemacht und berichtet hatten, erhielt dieſelbe ihren Sitz in dem erzbiſchöflichen Collegium (Gymnaſialgebäude) zu Coblenz und wurde am 11. November 1784 eröffnet. Die Candidaten mußten ſich bei der Schulcommiſſion hierſelbſt zu einer Aufnahmeprüfung melden, wurden ein halbes oder ganzes Jahr oder auch länger von den drei Normalſchullehrern theoretiſch in Religion, bibliſcher Geſchichte, in Geſang, Sprachlehre, Schreib- und Rechenkunſt und in Landwirthſchaft unterrichtet und zugleich practiſch in den

hieſigen Stadtſchulen geübt, erhielten über Fähigkeiten, Kenntniſſe, Führung und ſittlichen Character Zeugniſſe und wurden ſodann von der Schulcommiſſion für befähigt zu einem Amte erklärt. Auch bereits angeſtellte Lehrer und Lehrerinnen mußten, ſofern es nach einer mit ihnen vorgenommenen Prüfung nöthig ſchien, wenigſtens einen Sommercurſus der Normalſchule beſuchen; ſelbſt von Geiſtlichen, die ſich zu einem Pfarramt befähigen wollten, wünſchte der Kurfürſt, daß ſie ſich zur beſſeren Ueberwachung der Lehrer mit der Art und Methode des Unterrichts in der Normalſchule bekannt machten. Fernerhin aber ſollte das Generalvicariat zu Trier und das Officialatscommiſſariat zu Coblenz Niemanden als Lehrer annehmen, der ſich nicht durch Vorlage der vorgeſchriebenen Zeugniſſe legitimire. Und ſo begann ſich denn der Segen eines gebeſſerten Volksſchulunterrichts von Coblenz aus allmählich über das Land zu verbreiten, ſo viele Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten auch noch zu überwinden waren.[1]) — Zugleich ſuchte der gütige Fürſt den Lehrern ein ausreichendes Einkommen zu verſchaffen, gewährte ihnen Freiheit von mancherlei Laſten und Theilnahme an Gemeindenutzungen, verbot willkürliche Entlaſſung derſelben und ſetzte als Minimalgehalt derſelben 100 Thlr. an Geld nebſt Garten und Feld feſt. Die Abteien, deren genau unterſuchter Vermögensſtand es erlaubte, mußten jährlich ſogenannte freiwillige Beiträge zu einem Schulfonds liefern, aus dem beſtritten wurde, was für das Einkommen des Lehrers nicht von

---

[1]) Im April 1778 wird z. B. von Clotten aus berichtet, daß die neue Lehrart bei den Prüfungen großen Beifall gefunden; im Mai 1779 von Montabaur aus, „nur der Neid werfe gegen die neue Lehrart ein, die Schüler würden mit der Menge der Lehrgegenſtände überhäuft, denn die feurige Jugend könne ſich mit keinem Gegenſtande lange beſchäftigen!

der Gemeinde geleiſtet werden konnte. — Einer vernünftigen Zucht der Kinder außer der Schule ſuchte der Kurfürſt und die Regierung in jeder Weiſe aufzuhelfen. Der Gebrauch, daß an den Vorabenden des h. Chriſttags und des Nicolausfeſtes mehrere Perſonen ſich zum Schrecken und zur Belohnung der Kinder vermummten, wozu die Geiſtlichkeit ſelbſt Kirchenparamente darlieh, wurde, theils weil Schwärmerei und Unſicherheit auf den Straßen veranlaßt werde, theils weil es eine nach den Begriffen einer wahren Religionskenntniß unzuläſſige Sitte ſei, unterſagt. Das Verbot des Eisſchleifens und Schlittſchuhlaufens an den Ufern des Rheins und der Moſel und die Beſtrafung der Contravenienten mit Ruthenſtreichen auf dem Rathhauſe oder im Gymnaſium hatte dagegen nur den Zweck, Unglücksfälle zu verhüten. —

Selbſt claſſiſch gebildet und mit den trefflichen Schulen Sachſens und ihren Einrichtungen genau bekannt, wendete Clemens W. auch dem höheren Unterricht ſeine ganze Obſorge zu. Er wünſchte ſie mit dem Geiſte der Wiſſenſchaft und Gottesfurcht durchdrungen zu ſehen und erließ dafür ausgezeichnete Vorſchriften, deren viele der Hauptſache nach faſt die nämlichen ſind, welche auch unſere heutigen Schulverwaltungen Lehrern und Directoren einſchärfen. Auch davon wenigſtens einige Züge, die für die Zeit und ihre Cultur von Intereſſe ſind! Das Gymnaſium in Coblenz unter der Leitung der Jeſuiten hatte fünf Claſſen oder Schulen; die drei unterſten Infima, Secunda und Quarta waren zuſammen die grammatiſchen Claſſen genannt; die Quarta hieß auch die Syntaxis; dann folgten die Poetika und die Rhetorika, aus der man zu einem zweijährigen philoſophiſchen Curſus überging. Dieſer, nach den zwei Abtheilungen Logik und Phyſik genannt, gehörte nicht mehr zu dem eigentlichem Gymnaſium und diente

als Ueberleitung zu den Facultätsſtudien. Bis zur Rhetorik beſtanden Silentien; von da an wurde ganz ſelbſtändiges Arbeiten verlangt. Hatte Clemens W. bei ſeinem Regierungsantritt die zahlreichen Studenten, ſo nannte man auch die Gymnaſiaſten, mit beſonderer Freude geſehen, ſo waren ihm doch ſchon im erſten Jahre auch mannichfache Uebelſtände im Unterrichte und der Disciplin nicht entgangen. Er erkannte, daß unter dieſen „Pflänzlingen des Staats und der Kirche“ gar manche untüchtig ſeien, die beſſer einer ehrbaren Profeſſion beſtimmt würden, und er erwog, daß man frühe das Artige von dem Unartigen, das gute Gewächs von dem Unkraut abſondern müſſe, damit nicht etwa in Zukunft auch ſolche, die es nicht verdienten, von Gönnern und Patronen in einträgliche Kirchen- und Civilbedienungen gefördert würden.“ Es könne dem gemeinen Weſen wenig Vortheil daraus zuwachſen, daß jeder Bürger oder Bauer ſeinen Sohn zur lateiniſchen Sprache aufnehmen laſſen wolle, damit er aus ihm einen Herrn und zwar mehrentheils im weltgeiſtlichen Stande zu ſeiner dereinſtigen Unterhaltung aufziehe.“ Deshalb ſollte die Aufnahme nicht ohne vernünftige Auswahl ſein, und Talent, Geiſt, Luſt und Fähigkeit wohl geprüft werden. Finden ſich Unfähige, die immer auf den letzten Bänken haften, ſo iſt dies den Aeltern zeitig anzuzeigen, damit ſie ſolche wieder zurückziehen; desgleichen ſoll man den Aeltern keine verlorenen Koſten durch zweimaliges Sitzenlaſſen der Kinder machen, dieſe vielmehr nur dann ein Jahr aufhalten, wenn gegründete Hoffnung auf Beſſerung da ſei; namentlich mußte das Aufſteigen aus der Syntax in die Poetik von dem Präfecten und Lehrer mit Hintanſetzung aller Gunſtempfehlung und unter Zuziehung des kurf. Officials ſtreng behandelt, und der Bericht darüber jedesmal zu Händen des Kurfürſten eingeſchickt werden. Die Profeſſoren

ſollen befliſſen ſein, die Gymnaſien von müßig unnützen und mit der Zeit unbrauchbaren Frequentanten zu reinigen, auf daß nicht die oberen Schulen mit bloßen Bänkeſitzern, Schulſprachloſen Zuhörern, Störern oder gar böſen Geſellen beläſtigt werden, und auf noch ſo heftiges Vorſtellen, Bitten und Flehen der Aeltern darf niemals einige Gnade ſtatt haben, „maßen das gemeine Beſte denen ſonderheitlichen Anſtändigkeiten jedesmal vorzuziehen iſt.“ Auf Familien- und andere Stipendien, ſagt der Kurfürſt weiter, könne keine Rückſicht geübt werden, denn gerade dadurch ſei es vorgekommen, daß gar manche in ſteter Unwiſſenheit eine Schule nach der andern zurücklegten, endlich aber durch allerhand Wege vor den Wohlverdienten Pfründen und Beneficien zu erſchleichen gewußt hätten. Die zum großen Belaſt des Publicums wachſende Zahl der „Betelſtudenten“ müſſe verringert, diejenigen, welche nichts oder wenig thun, fortgeſchafft, und künftig nur Landeskinder, und zwar ſolche unterſtützt werden, „woran ein ausnehmendes Talent, ſcharfer Verſtand, natürliche geſunde Vernunft, ſonderbare Luſt zum Lernen mit wahrer Frömmigkeit und guter Leibesgeſtalt ſcheinbar iſt;“ fremde entlaſſene Schüler müſſen ſofort aus der Stadt gewieſen werden, Stadtkinder dürfen ſich nicht unterſtehen, den Mantel zu tragen und zu betteln, wo ſonſten ihnen der Mantel von dem Pedellen auf öffentlicher Straße abgenommen und dieſem verfallen ſein ſoll. Keinem darf ferner ein ſogenanntes „barmherziges Teſtimonium“ gegeben werden, damit er bei auswärtigen Schulen ankomme, da dergleichen Burſche gewöhnlich nach wenigen Jahren noch ſchlimmer zurückkehren. Alle Zeugniſſe müſſen gewiſſenhaft nach dem Verdienſt, den geheimen Catalogis gleichförmig abgemeſſen ſein, damit nicht andere durch Schmeichelzeugniſſe angeführt werden. — In Betreff der Erziehung im wahren Chriſten-

thum, in Liebe und Furcht Gottes, in Uebung ungeheuchelter Tugenden und Verabſcheuung der Sünden glaubte der Kurfürſt ſich zwar auf den Eifer der Jeſuiten verlaſſen zu dürfen, aber er erließ nicht blos an die Bürger die gemeſſenſten Befehle, die Herrn Patres zu unterſtützen, die Mißtritte ihrer Koſtgänger getreulich zu berichten, den ſchädlichen Zuſammenkünften keinen „Unterſchleif zu geben," die Herrn bei ihren unerwarteten Beſuchen, ſogar bei nächtlicher Weile, wenn gegründeter Verdacht böſer Geſellſchaft hiezu Veranlaſſung „gebete," nicht zu hindern und ſelbſt mit Anſprechung der Hauptwache hiezu Hand zu bieten, ſondern er erinnerte auch die Patres ſelbſt an die Gefahren, welche unbeaufſichtigte Kirchenbeſuche bei Abends- und volkreichen Andachten bringen könnten. Es ſollte ferner der Student ſich auch äußerlich gute Manieren und Lebensart angewöhnen, ſich am Leib und an der Kleidung der Sauberkeit befleißen, ſich wohl ſtellen, präſentiren, beſcheidentlich anreden und antworten lernen, ſowie höflich und liebreich ſein gegen Jedermann; deshalb ſei der ſtudirenden Jugend nachdrücklich einzuprägen, daß ſie ſich auf Straßen und Plätzen alles Schreiens, Lärmens, Schlagens, Auflaufens und Empörens gegen wen es immer wolle, „ſollten es auch ſchon Juden ſein," durchaus enthalte. Die Jugend ſei an Mäßigkeit, Ehrerbietung und Gehorſam, als den wahren Grund aller guten Zucht zu gewöhnen, keinen Hochmuth zu dulden, ſondern mit aller Sorgfalt Demuth ohne Niederträchtigkeit einzupflanzen, und zu einer lebenswierigen Liebe guter Bücher und Erlernung nützlicher Wiſſenſchaften aufzumuntern. — Auch auf die einzelnen Lehrgegenſtände ging der Kurfürſt in ſeinen Vorſchriften ein; er mahnt die Lehrer, gleich in den unteren Claſſen auch durch eigenes Beiſpiel dafür zu ſorgen, daß die Schüler ihr Deutſch mit einer druckmäßigen, angenehmen und reinen

Mundart ausſprechen und richtig ſchreiben, und ihnen ihre „pöbelhaft verächtlichen Wort- und Wand-Sprüche“ nicht hingehen zu laſſen; dazu ſolle „Zierlichkeit der Handſchrift“ kommen, die nicht durch unbeſcheidenes ſchnelles Dictiren verdorben werden dürfe; die Penſa ſollten öfters Briefe ſein, und dabei Titulaturen in concreto et abstracto nebſt den Höflichkeitsformen gelehrt werden. Im Lateiniſchen ſolle einerſeits nicht zu viel geſchehen, indem man die Schüler an alle Kleinigkeiten und äußerſte Feinigkeiten oder Grübeleien der grammatiſchen Regeln und Ausnahmen, die ſich leichter durch Uebung lernen, binden wolle; anderſeits nicht zu wenig, indem man die lateiniſche Sprache auf gewiſſe Materien beſchränke, ſo daß die Schüler nach ſieben Jahren ſich nicht anders als aus dem Dictionario zu helfen wüßten. Mit alleinigem Componiren oder Ueberſetzen werde Niemand in einer Sprache zur Vollkommenheit gelangen; deshalb wird ſtatt langem Regelexpliciren, Penſadictiren und Strafarbeiten empfohlen, wenigſtens eine Stunde täglich dem Lateinſprechen zu widmen. Wer nicht Anlage zum Dichten habe, der ſolle nicht ohne Frucht mit lateiniſchem Verſemachen geplagt, ſondern nur der Ausſtich ſolle zu einer vernünftig erhabenen, wohlanſtändlichen Poeſie in den wichtigſten Formen angeleitet werden, und weil dermalen die deutſche wohlgerathene Poeſie faſt allenthalben mehr Geſchmack finde, ſo ſollten von der dritten Claſſe an bis zum Ende der fünften deutſche Verſe mit Einflechtung artiger Gedanken gelehrt werden. Die Syntaxiſten ſeien anzuhalten, daß ihr Latein mit Auslaſſung aller barbariſchen Ausdrücke rein, verſtändlich und kurz ſei, ohne ſich „mit langen ineinander geſchlungenen Redensumſchweifen zu verwirren“; es ſolle ihnen Luſt gemacht werden, ſich zu Hauſe fleißig mit Ueberſetzung guter deutſcher Schriften ins Latein und umgekehrt geſchickt zu

machen, im Bewußtſein, daß ſie dieſe Zeit für ihr ganzes Leben nützlich anwendeten. Von der Poetika an müſſe Anleitung zur oratoriſchen Latinität (Tropen, Figuren, Perioden, Chrien mit Einprägung der nützlichen Verbindungs- und Uebergangspartikeln, Syllogismen ꝛc.) neben der Poetik erfolgen, aber mit wohl überlegten Aufgaben und bündiger Correctur, „dann es ein den Schülern Zeit Lebens anhangender Fehler iſt, wann ſie einmal zu einer aus- und umſchweifender, flatternder, im Grunde nichts heißen wollender Geſchwätzigkeit gewöhnt werden.“ Außerdem wird nachdruckſamſt der Unterricht in der Rechenkunſt, und für die philoſophiſchen Claſſen Geometrie und die übrige Mathematik hervorgehoben. Zu viel Zeit und Koſten auf theatraliſche Spiele und Verkleidungen zum Wohlgefallen des gemeinen Mannes zu verwenden, ſei ihm mißliebig, ſagt ſchließlich der Kurfürſt in ſeiner großen Verordnung vom 29. October 1768; um die Jugend beherzt zu machen, ſeien Dialoge und Declamation im Beiſein der Oberen und Sachverſtändigen nützlicher. — Der Einblick in dieſe Vorſchriften zeigt jedenfalls genügend, mit welch verſtändigem und eingehendem Urtheil Clemens W. die Sache der Erziehung und des Unterrichts behandelte, wie ſachgemäß er nicht blos allgemeine Grundſätze aufſtellte, ſondern auch auf bedeutſame Einzelnheiten einging, wie ernſt er beobachteten Abwegen und Irrthümern entgegentrat, und das Richtige empfahl. Es wird ein erfahrener Lehrer kaum irgend einen Hauptpunct finden, den er nicht auch für die heutige Zeit billigte.

Indem der Kurfürſt die Gymnaſien, insbeſondere das hieſige, zu heben und zu beſſern ſuchte, zeigte er ſich ihren Lehrern, den Jeſuiten, als ein wahrer Freund. Die kleinlichen Angriffe, die unter Johann Philipp beſonders durch den Einfluß des Weihbiſchofs von Hontheim auf den Orden gemacht

worden waren, billigte er nicht. Damals hatte man dieſelben eines eigennützigen Bücherhandels beſchuldigt, der jedoch nach von Hontheims eigenem Bericht im ganzen Erzſtift kaum ein paar hundert Thaler eintragen konnte, und wollte die in Frankreich von den Parlamenten und der Univerſität approbirten Bücher zum Muſter für neu einzuführende nehmen. Es folgte aber bald der ſchon lange erwartete Schlag. Pabſt Clemens XIV. brachte den Jeſuitenorden dem Drängen der bourboniſchen Höfe und kirchenfeindlicher Staatsmänner durch ſein Aufhebungsbreve vom 21. Juli 1773 zum Opfer. Als der Kurfürſt dasſelbe geleſen hatte, ſoll er ausgerufen haben: „Die Krone unſeres Hauptes iſt gefallen (cecidit corona capitis nostri)!“ Er befand ſich damals in ſeinem Bisthum Augsburg. Der von ihm in Coblenz zurückgelaſſene Landſtatthalter, Domcapitular Franz Ludwig Freiherr von Keſſelſtadt, mußte die Ausführung der angeordneten Aufhebung übernehmen und dem Kürfürſten, der die größte Milde und Rückſicht zu üben befahl, darüber berichten. Die Commiſſarien begaben ſich am 24. Auguſt in das Collegium zum Pater Rector Joh. N. Weydenkranz, beriefen den Pater Procurator und Miniſter hinzu, zeichneten den ſämmtlichen Beſitz auf, nahmen die Rechnungen über die Capitalien mit und ſorgten, daß dem Kurfürſten Alles auf das Genaueſte mitgetheilt werden konnte. Der Offizial Hurth erhielt am 7. September den Auftrag, die Schulen in der Stille zu ſchließen; da jedoch die Schüler der Philoſophie eben ihre Inaugural-Defenſion hielten, und die unteren Claſſen für die Preiſe componirten, wurde „zu Vermeidung der großen Verſtörung und des Auflaufs, ſo die Patres verunglimpft würden,“ der Vollzug aufgeſchoben. Man brachte einige Tage ſpäter den Jeſuiten bei, ſie möchten die Studenten in der Stille entlaſſen, da auf gnädigſten kurf. Befehl die Vacanz anfange. Alles lief

ruhig ab; denn wenn die Aeltern, die gehofft hatten, daß ihre Kinder „goldene Bücher" erhielten, auch beſonderes Leidweſen hatten, wenn eines Abends ſich auch viel Volk in der irrigen Meinung vor dem Collegium verſammelte, alle Jeſuiten ſollten in der Nacht weggeführt werden, ſo ließen ſie ſich doch eines Beſſeren belehren und gingen, ohne daß irgend eine äußere Gewaltthat vorkam, auseinander. Aber die innere Aufregung und Trauer war eine unverkennbare, und den Patres blieb die größte Theilnahme nicht etwa blos der Bürger, ſondern auch der Nobleſſe zugewendet. Der „zwo Bittſchriften der ſämmtlichen Bürgerſchaft zu Coblenz an Se. Kurf. Durchlaucht von Trier um Beibehaltung der verdienten Männer der Geſellſchaft Jeſu, Freiſtadt 1773" und der durch Vermittelung des Statthalters dem Kurfürſten überreichten Supplik der Jeſuiten ſelbſt bedurfte es kaum; denn Clemens W. war, wie ſeine eigenhändige Correſpondenz mit dem Freiherrn von Keſſelſtadt zeigt, nur darauf bedacht, „in ſeinen Hoch- und Erzſtiftern ſolche Einrichtungen zu treffen, wodurch dem Staate und der Kirche alles Gedeihliche zugewendet werde, und die nunmehr aus ihren Orden verſetzten Jeſuiten ebenermaßen das Merkmal erzbiſchöflicher Liebe und Sorgfalt zu verſpüren hätten." Er wußte, „daß er für das Wohl dieſer 90 Landeskinder zu ſorgen habe;" er verlangte von Füſſen an der Tyroliſchen Gränze aus, „da er eben die genaueſten Unterſuchungen in geiſtlichen und weltlichen Dingen des Augsburger Bisthums anſtellte, daß er über die Inventariſation der Jeſuitengüter Auskunft erhalte, indem ihm äußerſt daran gelegen ſei, einigermaßen den Ueberſchlag zu machen, in wie weit er mit dieſen Gütern und Habſchaften den ihm durch die päbſtliche Bulle zugewachſenen Laſten der Unterhaltung und der ſonſtigen Erforderniſſe genügen könne." Es wurde nicht das Geringſte zum Beſten der Hofkammer ein-

gezogen und verwendet, wie dies anderswo geſchah; die ſämmtlichen zum Theil erſt durch diplomatiſche Verhandlungen geſicherten Einkünfte auch von den im Mainziſchen, in Luxemburg und im franzöſiſchen Lothringen gelegenen Gütern, die Schul- und Wohngebäude, Bibliotheken ꝛc. der Jeſuiten dienten ausſchließlich dem Unterrichte, der Unterhaltung der Lehranſtalten und der Suſtentation der Exjeſuiten. Die meiſten der in Coblenz nun als Weltgeiſtliche lebenden Ordensmitglieder wurden, wie dies die päbſtliche Bulle geſtattete, Lehrer an dem „erzbiſchöflichen Collegium zum h. Johannes Baptiſt“, wie von jetzt ab das Gymnaſium hieß, oder Prediger; andere lebten als „Valetudinarii“ im Hauſe von ihren Penſionen.

Der Kurfürſt ließ in ſeinen edelen Bemühungen, auch das höhere Unterrichtsweſen zu beſſern, nicht nach. Die ſogenannten Heckengymnaſien (Winkelſchulen) wurden aufgehoben, ordentliche Tirocinien oder Vorbereitungsſchulen eingerichtet, aus denen die Schüler in die eigentlichen Gymnaſialclaſſen übergingen, wo nun talentvolle Arme den Reichen gleichgeſchätzt wurden; Fleiß, Fortſchritte, Anlage und Sitten der Schüler aller Claſſen wurden in Catalogen und Aſcenſionslisten genau controlirt,[1]) in den philoſophiſchen Claſſen monatlich Probearbeiten angefertigt und nach ſcharfen Prüfungen Zeugniſſe, welche zu ihrer Gültigkeit die Unterſchriften ſämmtlicher Profeſſoren der Philoſophie tragen mußten, darüber ausgeſtellt; dieſe entſchieden, wer zu einem Facultätsſtudium übergehen und eine Univerſität, ſei es die einheimiſche oder eine auswärtige, beſuchen dürfe. Mit

[1]) Es liegen mir manche Jahrgänge vor; Joſeph Goerres erhielt in der 4. Claſſe im Auguſt 1789 die Prädicate: felicissimum ingenium, diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles. Man kann ſich das als ganz richtig vorſtellen.

dem philoſophiſchen Studium in Coblenz wird die philoſophiſche Facultät in Trier gleichförmig eingerichtet; die Schulcommiſſion erhält ausführliche und mehrmals verbeſſerte Inſtructionen über ihren weiten Wirkungskreis (Trier-Gymn.-Programm 1841); es wird für die Geſundheit der Schüler hier nöthig befunden, Kamine zu bauen und die Claſſen zu heizen[1]), für Prämien einſchließlich der Muſik werden jährlich einige 50 Gulden verwendet, und dazu auch Werke von Denis, Klopſtock, Herder, Müller (Schweizergeſchichte), Zollikofer, Campe, Mendelſohn angekauft, wie man der Jugend auch ſonſt, „um ihr Freude an deutſcher Lectüre zu machen, gute Bücher, wie Gellert, Kleiſt, Spalding u. ſ. w. in die Hände ſpielte."

Neben den Beſſerungsverſuchen fehlte es auch nicht an vielerlei Mißſtänden. Sie ſind faſt alle auf die Wahl und Beſchaffenheit der Lehrer zurückzuführen. Neben die ſich allmählich mindernden Exjeſuiten traten meiſt junge Geiſtliche aus dem Seminar, die ohne weitere Vorbereitung zum Lehramte, nachdem ſie zwei Jahre Philoſophie und vier Jahre Theologie ſtudirt hatten, ſofort in den verſchiedenen Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichten ſollten, mit den Schülern in den erſten fünf Claſſen aufſtiegen, lehrend erſt lernten, ſich nicht durch Vertiefung in ein einzelnes ihnen zuſagendes Fach vervollkommneten, ſondern meiſt in allen oberflächlich blieben und demnach nur oberflächlich unterrichteten. Die jungen Lehrer, welche der Regens oft ohne Probe ihrer Tauglichkeit vorſchlug, wurden

[1]) Für die Koſten ſollte die Stadt, da ſie großen Vortheil vom Collegium habe, und da die Lehrer ſich das früher übliche jährliche Mittagseſſen, ſo wie die nachher dafür verabreichten 24 Thlr. verbeten hatten, wenigſtens theilweiſe aufkommen oder einige Wagen Holz liefern; zum großen Verdruſſe des Kurf. beſchränkte ſich jedoch der Magiſtrat auf den einmaligen Beitrag von 22 Gulden.

eitel und überhoben ſich. „Man hat Luſt daran,“ klagt 1788 ein Geiſtlicher, „die Buben aus dem Kreiſe ihres Verſtandes heraus zu reißen und ihnen Sachen vorzuſchwatzen, von denen ſie nichts verſtehen und beurtheilen können. In den Prüfungsblättern legte man der dritten Claſſe die Frage vor: Welche Fehler ſind in der Verfaſſung des deutſchen Reichs und wie können dieſe gehoben werden? — Deutſch können die Lehrer nicht lehren, denn ſie reden und ſchreiben es ſelbſt ſchlecht; die Geſchichte wählen ſie nicht nach der Faſſungsgabe der Schüler aus; gegen die gebrauchten Lehrbücher zeigen ſie Verachtung, und dieſe überträgt ſich auch auf die Schüler“ u. ſ. w. Kurz man ſieht aus den Berichten dieſes und anderer Zeitgenoſſen z. B. des der kurf. Regierung beſonders zugethanen Stadtſchultheißen v. Hommer, daß die guten Abſichten des Kurfürſten häufig an den realen Verhältniſſen ſcheiterten, und daß ſeine beſten Vorſchriften oft nicht befolgt wurden. Und dazu kam nun noch die ſeichte Aufklärerei und Freigeiſterei der Zeit. Clemens W. wurde, zumal als in Folge der franzöſiſchen Revolution die Gährung der Gemüther zunahm, und im Staate wie in der Kirche immer gefährlichere Erſcheinungen hervortraten, ſelbſt zaghaft und bedenklich; er verlangte die reifſte Ueberlegung und Gutachten von allen einſchlagenden Behörden, bevor er irgend eine Aenderung eintreten ließ. Manche frühere Beſtimmung wurde jetzt zurückgenommen. Die Schulcommiſſion in Coblenz wurde aufgehoben; ihre Befugniſſe gingen auf rein geiſtliche Behörden, auf das General-Vicariat und das Officialat über.[1]) Die Regierung äußerte ſich bei dem erhobenen

[1]) Vgl. die Inſtruction vom 1. Dec. 1789, welche davon ausgeht, daß die Lehre des ächten Chriſtenthums unverſehrt erhalten und den Grundſätzen verderbter Schriften und den Vorurtheilen der Religionsſpötter ſtandhaft begegnet werde, im Trier. Intell.-Blatt 1789 Nr. 98.

Bedenken, ob Weltprieſter am Gymnaſium beizubehalten, oder ob Ordensgeiſtliche zu berufen ſeien, zwar entſchieden für den Unterricht der Weltgeiſtlichen, verlangte aber, daß dieſe gemeinſchaftlich zuſammenleben, ſich anſtändig kleiden, ſelten, beſcheiden und Abends nie ohne beſondere Erlaubniß ausgehen, ihre Lectionen regelmäßig und genau nach Vorſchrift ertheilen mußten. Der Magiſtrat der Stadt, aufgefordert, ſich auszuſprechen, ob und wie er mit den lateiniſchen Schulen zufrieden ſei, oder welche Beſſerung er wünſche, gab am 2. Mai 1794 ſein Bedauern zu erkennen, daß die Aufhebung des Jeſuitenordens in eine für Religion und gute Jugendlehre wahrhaft unglückliche Zeit gefallen ſei; er denkt mit Wehmuth an die früheren Zeiten zurück, vermißt das feſte Einprägen chriſtlicher Lehre und guter Sitte; Streit, Schwärmerei, Trinken kämen freilich weniger vor, aber deſto häufiger Seele und Körper verderbende Ausſchweifungen; die Jünglinge hätten freiere, leichtfertigere Denkungsart, als vor dreißig Jahren, wollten die Meiſter ſpielen und ließen es an Anſtand und Höflichkeit gegen obrigkeitliche, geiſtliche und andere Perſonen vom Adel und Ehrenſtande fehlen; der Unterricht im Latein ſei geſunken, ein Logiker und Phyſiker wiſſe jetzt kaum ſo viel, wie früher ein Schüler der 4. Claſſe u. ſ. w. Bevor dieſe verſchiedenen Gutachten eine Folge haben konnten, brach das Kurfürſtenthum zuſammen.

Der Ueberblick über die geſammten Verſuche im Gebiete des Schulweſens zeigt: die bis zur Zeit Clemens' W. beſtehenden Syſteme des Unterrichts waren im Erzſtift Trier erſchüttert, neue Einwirkungen, wie ſie der ganze Geiſt der Zeit, wie namentlich die deutſche Litteratur und die jüngeren Richtungen der Philoſophie brachten, hatten ſich geltend gemacht, aber noch nicht feſtgeſetzt; es war Unruhe und ſchwankende Bewegung eingetreten, die zu regeln oder zu bewältigen weder der edel

geſinnte thätige Fürſt, noch ſeine Regierung vermochte; die politiſchen Ereigniſſe machten ſchließlich allen Beſſerungsverſuchen in unſerer Stadt, wie auf dem ganzen linken Rheinufer für lange Zeit ein Ende. Indeſſen hat die Betrachtung dieſer Bewegung doch ihr eigenes Intereſſe; es ſind edle Kräfte dabei aufgeboten, manche ſchöne Ziele verfolgt und mancherlei Vortheile erreicht worden. Der Elementarunterricht war gehoben, die Nothwendigkeit ſeiner Förderung war erkannt, die Bildung tüchtiger Volkslehrer war begonnen, ihre äußere Stellung gebeſſert; in den Gymnaſien war die lange gänzlich hintangeſetzte Mutterſprache eingeführt, die Mathematik und Realien zu erweiterter Pflege gelangt. Clemens W. reiht ſich mit ſeinen Reformverſuchen den edelen Beſtrebungen anderer damaliger geiſtlicher Fürſten, des Emmerich Joſeph von Breidbach und Friedrich Carl Joſ. von Erthal in Mainz, des Fürſtbiſchofs Auguſt von Limburg-Stirum in Speier, des Miniſters Franz von Fürſtenberg in Münſter u. a. m. würdig an, wenn er auch keinen Overberg zur Seite hatte und ſeine Bemühungen oft vereitelt ſah.

---

8. Das Leben am Hofe und der Einfluß desſelben auf Kunſt und Wiſſenſchaft.

Einen nachhaltigen Einfluß auf das geiſtige Leben in der Stadt hatte das Beiſpiel des Kurfürſten und ſeines Hofs. Die vielſeitige Bildung, der Anſtand und die Würde der perſönlichen Erſcheinung, die feinen Formen, in denen Clemens W. zu leben und aufzutreten gewohnt war, die edleren Genüſſe, die er als Erholung ſuchte, nicht weniger ſeine ſittliche Reinheit, ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit gaben

dem ganzen Hofe ein anderes Gepräge und geſtalteten den geſellſchaftlichen Ton in den weiteren Kreiſen der Nobleſſe und des Rathſtandes um. Der häufige Beſuch ſeiner eigenen hohen Verwandten und anderer erlauchter Fürſten und Fürſtinnen, fremder Miniſter, Geſandten, Domherrn und kaiſerlicher Generale belebten die Reſidenz. Die Feſtlichkeiten, welche denſelben bereitet wurden, entbehrten nicht königlicher Pracht, ließen zugleich aber auch Herz und Geiſt nicht leer. Die Schweſter des Kurfürſten, Prinzeſſin Kunigunde, gab, da ſie im Sommer 1769 zum Beſuche nach Ehrenbreitſtein gekommen war, aber ihren bleibenden Aufenthalt bei dem geliebten Bruder nahm, dem Hofleben den bisher nicht gekannten Reiz einer edlen Weiblichkeit. Ein Jahr jünger, als der Kurfürſt, ſelbſt geiſtlichen Standes, ſeit 1775 Coadjutorin, dann Fürſtin Aebtiſſin der Stifter Eſſen und Thorn, theilte ſie die Neigungen des Bruders, ward ihm eine treue Beratherin und durch ihre große Characterfeſtigkeit eine werthvolle Stütze, die er nicht mehr entbehren mochte; durch ſie war ihm beſonders eine äußerſt angenehme Häuslichkeit geſchaffen. Die für die verſchiedenen geiſtlichen Fürſtenthümer nothwendigen Beamten vermehrten den Hofſtaat. Die Familien des eingebornen Adels, zum Theil, wie der Landhofmeiſter Joh. Hugo Caſ. Edm. von Keſſelſtadt, durch Clemens W. hierhin gezogen, verweilten gern in Coblenz, und es geſtaltete ſich zwiſchen ihnen und dem fürſtlichen Geſchwiſterpaar das freundlichſte, von gegenſeitiger Zuneigung hervorgerufene Verhältniß. Von dieſem Leben der höheren Geſellſchaft und deſſen Einwirkung einiges Nähere!

Bei größeren Feſtlichkeiten, Auffahrten, ſolennem Kirchenbeſuch und bei Empfang auswärtiger und einheimiſcher Geſandten wurden genaue Reglements über das Cerimonialweſen, über Rang- und Hofordnung befolgt. Der Kurfürſt hatte die-

ſelben mit Benutzung der ſächſiſchen Hofeinrichtungen und nach den Berichten des Obriſtkämmerers von Breidbach-Büresheim und des Hofmarſchalls Grafen Cajetan von Zawoyski [1]), bei Beginn ſeiner Regierung abfaſſen laſſen. Ein anſchauliches Bild davon geben die Mittheilungen über den Reſidenzbezug im Rhein. Antiquarius. Abgeſehen von ſolchen offiziellen Gelegenheiten war der Verkehr des Kurfürſten mit dem Adel, den Beamten und der höheren Geiſtlichkeit ungezwungen und läßt die herzlichſte Theilnahme an allen perſönlichen und Familienverhältniſſen erkennen. Wenn Clemens W. verreiſte, hatte der gnädigſt nachgelaſſene Landſtatthalter die Aufgabe, nicht blos amtliche Berichte, Rechnungen und Protokolle der Behörden zu überſenden und die darauf ergehenden Befehle auszuführen, ſondern auch ein genaues Diarium anzufertigen, in welches außer amtlichen Geſchäften allgemein wichtige, ſo wie Einzelne betreffende Einrichtungen, Familiennachrichten, Hofbeſuche, Feſtlichkeiten und Geſellſchaften eingetragen wurden; dasſelbe, auf gebrochenen Bogen geſchrieben, gab dem Kurfürſten Gelegenheit, ſeine Aufträge und Anſichten daneben zu ſetzen und Nachrichten über ſich und die Prinzeſſin hinzuzufügen. Dieſe Diarien laſſen eine volle Einſicht in das liebenswürdige Gemüth des Fürſten, in die Geſinnung ſeiner Umgebung, ſo wie auch in

---

[1]) Der letztere, ferner der Geh. Staatsrath Fr. Joach. von Krift und der Leibmedicus Geh. Rath Joh. Gottl. Haupt, der Philoſ., Medic. und Chir. Doctor, waren die einzigen höher geſtellten Männer, die Clemens W. aus der Fremde mitgebracht hatte; doch wurde von Zawoyski ſchon nach drei Jahren als kurtrier. Geſandter am ſächſ. Hofe, und von Krift 1783 nach Dresden zurückgeſendet; der Dr. Haupt aber ſtarb hier 1794 und ward von ſeiner Frau, Maria Eliſa geb. von Herwart aus Augsburg, zu Winningen auf dem evang. Kirchhof begraben.

die geſchäftliche Thätigkeit des Herrn und ſeiner Beamten gewinnen. Der Domcapitular Franz Ludw. Freiherr von Keſſelſtadt war z. B. vom 11. Mai 1773 bis zum 31. Auguſt 1774 Landſtatthalter, während der Kurfürſt ſich in das am 20. Auguſt 1768 ihm zugefallene Hochſtift Augsburg und als Coadjutor des gefürſteten Probſtes nach Ellwangen begeben hatte. Kam ein Diarium aus Schleißheim, Hindelang, Füſſen, Oberndorf, Dillingen u. ſ. w. zurück, da mußte der Statthalter im Büresheimer Hauſe oder bei ſeinem Bruder in der alten Burg, oder wo ſonſt gerade Geſellſchaft ſich ſammelte, vorleſen, wie es dem Kurfürſten erging, und wie er ſich im ſchönen Allgau zwiſchen ſeinen Geſchäften an Waſſerfahrten und Jagden, an Spazierritten, bei Muſik, beim Beſuch von Fabriken und wiſſenſchaftlichen Anſtalten erholte, und der Statthalter berichtet ihm dagegen, wie trefflich und „unverbeſſerlich“ der Hofkammerrath Fritſch im Oeconomieweſen, der Geh. Staatsrath von Krift im Kammerweſen, der Hofrath Haack im Commercialweſen arbeite, wie Fritſch während ſeiner Reiſe nach Augsburg durch den Commercienrath Stelzer, nicht den vom Kurfürſten bezeichneten Hofcaſſirer Turner, „der noch ein biſſel zu jung ſcheine,“ vertreten werden ſolle, was Clemens W. „eine ganz gute Erinnerung“ nennt; er zeigt an, wie die Maximiner reichsſtandhafte Sache verhandelt werde, und wie die Maximiner allmählich beilegen, welche Schritte in den Jeſuitenangelegenheiten geſchehen, wie gerührt das Publikum in Coblenz über des Kurfürſten milde Anordnungen ſei, was hierin zu Mainz, Cöln, Lüttich, Aachen ꝛc. ſich zugetragen habe, welche Verſicherungen Mainz über die Beſchlagnahme der Jeſuiten-Güter in Lahnſtein und ihre Herausgabe ertheilte, welchen Erfolg der diplomatiſche Verkehr mit dem franzöſiſchen Geſandten, Chevalier D'Aigremont, in Betreff der Lothring'ſchen Beſitz-

ungen gehabt habe; er äußert ſich offen über die mißlichen Folgen der Fruchtſperre, ſtellt im Sommer 1774 eine gute Kornärnte und noch reicheren Segen an Wein in Ausſicht, ſo daß der Kurfürſt trotz ſchädlicher Donnerwetter auf 800 Fuder rechnen könne, und rühmt die Höhe der Beſtellungen auf das Selterſer Waſſer; er bittet der Armuth der Leute wegen um ein mildes Faſtengebot und erhält auf die Anfrage über die Feier der Charwoche den Beſcheid, daß er als Statthalter am Gründonnerstage die h. Communion dem ganzen Hofſtaat austheilen, dieſen vom Beſuche der h. Gräber entbinden, die Fußwaſchung und Speiſung der „Apoſtel“ d. h. 12 alter armer Männer unterlaſſen, dieſen aber Unterſtützung und das „Superplus des Judasbeutels“ zukommen laſſen ſolle. Aber neben ſolchen geſchäftlichen Meldungen nahmen doch den Haupttheil der Diarien Privaterlebniſſe, Beſchreibung von Feſtlichkeiten, Nachrichten über Beſuche und Neuigkeiten von nah und fern ein. Es iſt da faſt eine Art Civilſtandsregiſter der vornehmen Welt zu finden: daß die Frau von Keſſelſtadt eines jungen Fräuleins Kunigunde geneſen ſei, daß Fr. von Kerpen mit einem jungen Herrn erfreut worden, und der Statthalter zur Taufe des jüngſtgebornen Clemens Wenzeslaus Grafen von Metternich ſechsſpännig aufgefahren ſei, oder daß Mademoiſelle de la Roche gemäß gnädigſter Erlaubniß in der Hofkirche mit Herrn P. Ant. Brentano von Frankfurt getraut wurde, daß die Nichte des Herrn von Krift im Kloſter Camp, die Tochter des Oberſten von Sohlern in Kl. Altenburg eingekleidet wurden; es ſcheut ſich der Herr Domcapitular ſelbſt nicht, neu eingetretene zarte Verhältniſſe der Damen zu berühren und meldet dazwiſchen, wie der Geh. Rath Radermacher, der Kaufmann Pescatore, der Canonicus Milz, die allgemein beliebte alte Gräfin von der Leyen in Spaa und die faſt verkindete Frau Hofr.

Cohauſen ableben, wie der Chorbiſchof Joh. Ph. Freiherr von Greiffenklau in ſeinem Teſtamente reiche Legate für die Armen ausgeſetzt und ſeine ganze Garderobe außer den Spitzenmanſchetten ſeinen Dienern vermachte, und wie der Kurfürſt von Mainz eines plötzlichen Todes verblich, was dem Statthalter Gelegenheit gibt, die vacant gewordene Domprobſtei in Trier zu erhalten. Der Kurfürſt aber drückt bei den einzelnen Fällen ſeine Freude, ſein Beileid und ſeine Wünſche aus, ebenſo wenn ihm die Krankheit oder Wiedergeneſung einer nahe ſtehenden Perſon z. B. des Herrn Obermarſchalls mitgetheilt wird, der einem Gerichte Cabliau und einer Portion Schnecken allzu viel Ehre angethan hatte. Auch andere ernſte und ſcherzhafte Ereigniſſe werden gemeldet, daß der große und kleine Thurm der ſchönen Stiftskirche zu Limburg durch einen Blitz eingeäſchert ſei, daß den Fräulein zu S. Thomas ihr Silber geſtohlen worden und „was das Ungeſchicklichſte an dem Diebſtahl iſt, daß auch einige Theeſchalen mitgenommen ſeind worden," was man am Pariſer Hof für bon mots über die Blatternimpfung und Heilung der königlichen Prinzen mache, mit welchen abenteuerlichen Geſchichten die Geſellſchaft ſich trage, da Ferdinand Graf von Stirum, Herr zu Oberſtein, die Bekanntſchaft einer ſchönen perſiſchen Prinzeſſin gemacht haben ſolle, die Nichte und Erbin des Königs ſei, neun Sprachen ſpreche und außer vielem Verſtand viele Millionen beſitze, eine Nachricht, die doch dem Kurfürſten allzuſtark erſcheint. Großes Intereſſe zeigt der Berichterſtatter, wie Clemens W. ſelbſt, für die Vergnügungen der Nobleſſe, für vornehme Beſuche und die denſelben bereiteten Unterhaltungen mit ſammt den dafür entſtandenen Koſten; man ſieht, wie der Kurfürſt bei aller Feſtpracht doch viel auf Oeconomie hielt. Im Frühjahr 1774 wurde der Beſuch des Erzherzogs Maximilian, des jüngſten Sohnes Maria Thereſias,

erwartet. Erſt fürchtete der Statthalter, es möchte derſelbe in der Charwoche eintreffen und nicht genug Vorrath an guten Fiſchen da ſein, dann zog er bei dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen Metternich, Erkundigung über die Größe der Suite und über die Vorliebe des Erzherzogs für einen Tanz und Maskenball ein und überlegte, da bei dem Adelsſtande grade Mangel an Tänzerinnen war, ob nicht auch die Gräfin von Neuwied einzuladen ſei; als aber endlich die Nachricht des Obriſthofmeiſters, Grafen Roſenberg, eintraf, daß der hohe Gaſt ſich bei Abweſenheit des Kurfürſten nur eine Nacht aufhalten wolle, und daß die ganze Bewirthung in einem Nachteſſen beſtehen werde, da ſchreibt er: „Hätte man das früher gewußt, ſo wäre Vieles geſpart worden! Aber das Geflügel iſt noch lebendig und für die Rückkunft Sereniſſimi ſelbſt aufbewahrt worden.“ Schnell wird nun der große Saal im Ehrenbreitſteiner Schloſſe ausgeweißt und geſchmückt, da 55 Perſonen zuſammen ſpeiſen ſollten. Der Erzherzog beſteigt am 24. Mai zu Bingen, vom Grafen Metternich und Baron Spangenberg empfangen, die kurfürſtliche Jacht; bei der Ankunft begrüßt ihn der Statthalter auf höchſteigenen Befehl möglichſt kurz und präſentirt dann den Hof und die Offiziere. Nach ſechs Uhr iſt Appartement, die Gräfin Metternich ſtellt die Damen vor, der Erzherzog nimmt aber am Spiele nicht Theil, ſondern ſieht den Damen zu; bei dem ſtattlichen Souper erſcholl türkiſche Muſik, wie ſie der Erzherzog beſonders liebte; großes Vergnügen machte ihm außerdem eine von dem Kammerdiener Köhler componirte Serenade. — Auch das Namensfeſt des Kurfürſten wird mit höchſt gebührender Ehre gefeiert. Morgens celebrirte der Official Hurth ein muſikaliſches Amt, dann verſammelte ſich die ganze Nobleſſe zu unterthänigſtem Glückwunſch im Schloſſe bei dem Statthalter, empfahl ſich zu höchſten Gnaden und blieb mit den

Damen zur Tafel, bei der „die Bandhoboiſten bliesen;“ Pauken und Trompeten wurden nicht zugelaſſen, „da ſich dies bei Abweſenheit höchſter Perſonen nicht ſchickt.“ Die Hoffourierliſte wies 42 Couverts an der Haupttafel nach. Der Caffee wurde in von Keſſelſtadts Wohnung genommen, und dem folgte eine muſicaliſche Unterhaltung; Frau von Kerpen ſang zu Ehren des Kurfürſten drei Arien, zwei Schülerinnen des Herrn Köhler ließen ihre Sopran- und Altſtimme hören, Herr Gitter trug ein Solo auf der Baſſe-Viola, der „Flauttraverſiſt“ [1]) Hergen und ein junger Violinſpieler verſchiedene Stücke auf ihren Inſtrumenten vor; die Muſici erhielten eine beſcheidene Recreation, und es koſtete dies dem Kurfürſten nur den Wein. Die Mundköche, Bratenmeiſter, Zuckerbäcker ꝛc. legten Ehre ein, die Bedienung war gut und ordentlich, „ſelbſt die Wachsſtümpfe wurden alle eingeliefert.“ Die Dicaſterialperſonen aber veranſtalteten in dem Schönenbrunnen, das war ein Theil des weißen Roſſes im Thal, ein Souper und einen Ball, der bis zum Morgen dauerte. Wie man hierbei einen Blick in die Hoföconomie des abweſenden Fürſten thut, ſo ergibt ſich auch aus deſſen eigenhändigen Bemerkungen klar, wie öconomiſch er bei allem Glanz des Auftretens doch ſeine Einrichtungen überlegte. Als der Statthalter den Wunſch des neuen Kurfürſten von Mainz, mit Clemens W. in vertraulichem Verkehr zu leben, meldete, erwiderte dieſer, er werde bei ſeiner Rückreiſe in Mainz die Bekanntſchaft erneuern, doch möge durch v. Keſſelſtadts Vermittelung die Einrichtung getroffen werden, daß er gleich nach der Tafel ſich zu Schiff begeben könne; bei einem Nachtlager ſeien die Unkoſten zu groß; da müſſe er und ſeine Schweſter

[1]) Flûte traversière Querflöte oder deutſche Flöte.

Präſente geben, „welches wir bei denen übrigen Reiſekoſten nicht zu tragen im Stande wären.“ —

Die oben angeführten Feſtlichkeiten zeigen, wie ſich in den höheren Geſellſchaftskreiſen Liebe zur Muſik zu regen begonnen hatte. Namentlich war dies in dem Hauſe des Landhofmeiſters von Keſſelſtadt der Fall; dort wurden häufig muſikaliſche Unterhaltungen veranſtaltet, bei welchen auch die Nichten des Statthalters und der junge Freiherr Edmund das Clavier „ſchlugen.“ Das war eine unmittelbare Einwirkung des Hofs. Der Kurfürſt, wie die Prinzeſſin Kunigunde waren ſelbſt treffliche Clavierſpieler, kannten keine ſchönere Erholung als Muſik und glaubten, durch dieſelbe Fremden wie Einheimiſchen die reinſte und beſte Unterhaltung zu bereiten. Zwar verſchmähte es der Kurfürſt nicht, wenn eine größere Geſellſchaft ſich bei ihm ſammelte, oder „ein Appartement ſtattfand“, ein Kartenſpiel mit zu machen oder eine Partie „Doquetille“ zu ſpielen, und im Sommer lud er bis zum J. 1792 fürſtlichen Beſuch, Miniſter, Geſandte, Geh. Räthe ꝛc. mit ihren Damen in verſchiedenen Serien von 10 bis 12 Perſonen zu Vogelſchießen in Schönbornsluſt ein,[1]) wo unter Aufſicht des Reiſemarſchalls von Thünefeld die beſten Büchſen aus der kurfürſtlichen Gewehrkammer bereit gehalten und aus gemeinſchaftlichen Einlagen Preiſe geſetzt wurden, welche nicht ſelten der Prinzeſſin und dem Kurfürſten als den beſten Schützen zufielen; aber

[1]) Im Juli und Auguſt 1790 nahmen an 9 ſolchen Vergnügen außer den hohen Herrſchaften z. B. Theil: der Graf von Vergennes, der Miniſter, die Generale von Murach und von Wenz, der Oberjägermeiſter von Trott, Erzherzog Albrecht und Erzherzogin Chriſtine, Frau von Warsberg, der Graf von Baſſenheim, Freiherr von Seckendorf, von Dienheim, von Heddesdorf, von Eſch, von Kerpen, der Kurf. von Cöln u. a. m.

eigentlichen Aufwand machte er doch nur für Muſik. „Die früher ſchwache und übel verſehene Hofcapelle“ ſuchte er durch Heranziehung tüchtiger Kräfte zu heben; er verwendete anſehnliche Summen aus ſeiner Privatchatulle darauf, um eigentliche Virtuoſen zu gewinnen, ließ gute Inſtrumente (z. B. für 810 Livres Waldhörner in Paris) ankaufen, bewilligte die nöthigen Gelder zur Anſchaffung neuer Compoſitionen, lud fremde Künſtler ein und beſchenkte ſie in der freigebigſten Weiſe, verhieß den Muſikanten, die ſich einer lebenslänglichen Verſorgung würdig zeigten, geeignete Hofbedienungen, bekümmerte ſich, ehe er einen Hofmuſikus annahm, perſönlich um ſeine Leiſtungen [1]) und ſorgte, daß unter ſeinen beſoldeten Dienern immer eine Zahl für Geſang oder für einzelne Inſtrumente begabter Leute waren. Da in den erſten Jahren ſeiner Regierung bedeutende Rückſtände aus der Zeit ſeines Vorgängers hatten gedeckt werden müſſen, und nachher der koſtſpielige Reſidenzbau unternommen wurde, befahl er im Juni 1780 in landesväterlicher Fürſorge, eine Einrichtung der Art zu treffen, daß der gegenwärtigen Dienerſchaft nichts abgezogen, dagegen einzelne Stellen beſonders beim Küchenperſonal z. B. der Küchengeſchirrverwahrer, der Küchelgärtner auf den Ausſterbeetat geſetzt würden, ſchon damit ſein Nachfolger, der vielleicht nicht ſo bedeutende Zuſchüſſe geben könne, nicht genöthigt ſei, Abzüge eintreten zu laſſen, aber das ganze Muſikperſonal wollte er aus-

[1]) Dem um die Stelle eines Hoforganiſten ſupplicirenden Daniel Hünten gab Cl. W. im Januar 1787 auf, ein Probejahr zu beſtehen und dies auch darauf zu verwenden, daß er ſich im Accompagniren der Arien und im Stimmen der Claviere übe; erſt als er dieſe Befähigung durch ein Zeugniß des Capellmeiſters Sales nachwies und Proben ſeiner Geſchicklichkeit vor dem Kurfürſten ſelbſt ablegte, erhielt er die Stelle mit einem Gehalt von 200 Thlr.

drücklich beibehalten wiſſen; und wenngleich er dafür geſtimmt war, ſtatt zerſtreuender Inſtrumentalmuſik den viel auferbaulicheren Geſang bei dem Gottesdienſt zu fördern, ſollte doch die zur Kammer- und Kirchenmuſik nöthige Zahl geſchickter Muſiker nicht vermindert werden. Der Reiſefourier Jac. Lindpaintner, der Vater des bekannten Componiſten Pet. Joſ. Lindpaintner, wurde im Dezember 1781 zum Kammerdiener befördert, blieb aber dabei Hoftenoriſt, doch ohne als ſolcher beſonderen Gehalt zu beziehen. Die aus Mannheim mit 450 Gulden Gehalt und einem Quotengeld von 150 Gulden berufene vortreffliche Sängerin Cath. Carnoli überließ Clemens W. „aus beſonderer brüderlicher und freundſchaftlicher Zuneigung“ ſeiner Schweſter zur Kammerdienerin, aber ſingen mußte ſie doch, und ähnlich waren die Anſtellungs- und Beſoldungsverhältniſſe vieler Anderen. Am 10. December 1782 ließ der Kurfürſt durch den Obriſtkämmerer in der Anticamera verkünden, daß der Kämmerer und Cornet der Leibgarde Joſ. Heinr. Freiherr von Thünefeld ernannt ſei „zum Reiſemarſchall, Vorſteher der Hofökonomie-Intendanz, zum Intendanten der Hofmuſik, der Hofgärten und des Hofbauweſens“; ſeitdem ſtand derſelbe an der Spitze der geſammten Capelle. Es waren damals Capellmeiſter Conr. Stark und Pompeo Sales, Conzertmeiſter Lang, die bedeutendſten Sängerinnen Frau Fölix, Fr. Reiſinger, Mademoiſelle Capuzzi, Fr. Sales, Mlle. Lanius und Kaltenborn; neben ihnen werden als tüchtige Sänger gerühmt Zuccarini, Lintpaintner, Buchwieſer und Zwing, und dazu kam ein trefflich ausgewähltes Orcheſter, zuſammen 56 Perſonen, die ohne die Beſoldungen welche ihnen von Hofdienſten zukamen, theils in Geld, theils in Naturalien 13254 Gulden, einige Jahre ſpäter 9608 Thlr. erhielten. Mehrere unter den Muſikern thaten ſich auch als Componiſten hervor, z. B. der vorhin genannte Köhler, Sales,

Lang, der Flötiſt Hergen, die Horniſten Dornaus und der Pauker Maring. In der Kirche kamen muſikaliſche Meſſen, Tedeums, Abendslitaneien zur Ausführung theils an hohen Feiertagen, theils bei Trauerfeierlichkeiten für hohe Verſtorbene und bei Dankfeſten. Es waren Compoſitionen von Haſſe, Zach, Vogel, Dittersdorf, Neumann, Sales, Haydn u. A. Außerdem wurden in der Faſtenzeit Oratorien gegeben, die kirchengeſchichtliche oder bibliſche Stoffe hatten, wie das befreite Bethulien, Joas, die Bekehrung des h. Auguſtin, die h. Helena, der Tod Jeſu von Roſſetti u. a. Am meiſten liebte der Hof und die höhere Geſellſchaft ſowohl kleinere Conzerte für mehr private Kreiſe, in denen ſelbſt einzelne Cavaliers und Damen, wie die Gräfin Keſſelſtadt, Freiherr von Dalberg, die Grafen Wittgenſtein und Leiningen mitwirkten, als auch größere Academien, in welchen gewöhnlich eine Symphonie, mehrere Conzertſtücke für einzelne Inſtrumente, endlich Arien, Duette, Quartette, ſelten wie im Mai 1788 unter Righinis Leitung Chorgeſänge vorgetragen wurden. Die Wahl der Compoſitionen hing natürlich von der Geſchmacksrichtung der Zeit ab; es wird genügen, die beliebteſten Meiſter zu nennen: Paeſſiello, Pleyel, Kotzeluch, Bach, Haydn, Winter, Righini, Cherubini, endlich Mozart. In dieſen Academien ließen ſich die heimiſchen Virtuoſen und auswärtige Künſtler von Ruf öfters hören und wurden für Compoſitionen und Vorträge vom Kurfürſten nach Verdienſt beſchenkt: der Violiniſt Danzi erhielt bei einer ſolchen Gelegenheit 100 Gulden, Sales eine goldene Doſe, Paradies außer einer ſolchen noch 30 Carolin, Righini desgleichen eine Tabatière und 40 Louisdor; der kleine Andr. Anſchütz, der Enkel des Hoftrompeters, Componiſten und Organiſten Franz Casp. Anſchütz, da er 10 Jahre alt im Dicaſterialbau am Clavier ſtehend vor dem Kurfürſten geſpielt hatte, bekam zur Ermunterung 11 Gulden

und hat das auch als Staatsprocurator und Director des Muſikinſtituts nie vergeſſen. [1]) — Bevor das Theatergebäude gebaut war, hatte der Kurfürſt an ſeinem Hofe zu Ehrenbreitſtein eine Oper eingerichtet; ſchon im October 1769 übertrug er die Aufſicht über die Garderobe dem Kammerdiener Muſſo, der an jeden Darſteller bei der fünften Vorſtellung ein paar ſeidene Strümpfe und ein paar Schuhe, bei der 3ten Darſtellung ein paar lederne Handſchuhe zu geben hatte, dagegen Bänder, italieniſche Blumen und „alles andere zu einer Oper Gehörige“ ſich zurückliefern laſſen mußte. Daß die Hofmuſik ſpäter auch das Theater unterſtützte, iſt bereits angeführt, und ſchließlich ſei nur noch erwähnt, daß der größte Theil der Kapelle dem Kurfürſten auch zum Sommeraufenthalt nach Kärlich und Schönbornsluſt auf der langen Wurſt und in anderen Hofwagen nachfuhr, wenngleich dadurch die Koſten der Campagne ſehr ſtiegen. Es bedarf nach dieſen Mittheilungen kaum einer Auseinanderſetzung, welchen Einfluß die muſikaliſchen Unterhaltungen bei Hof bald übten, wie ſich allmählich Sinn und Geſchmack für Muſik auch bei den bürgerlichen Familien verbreitete, wie die im großem Comödienſaale zum Beſten der Hausarmen gegegebenen Winterconzerte von Leuten aller Stände zahlreich beſucht wurden, und wie eifrig namentlich das Clavier- und Violinſpiel betrieben wurde. Herr Kammermuſikus Gitter machte mit ſeinem Muſikalienhandel ganz gute Geſchäfte, der Hoforgelmacher Senft ſuchte neue Erfindungen bei Anfertigung von Inſtrumenten zu machen, und Spinette, Clavecins, Clavicorde,

[1]) Nach perſönl. Mittheilung von Anſchütz; das Geſchenk „einer Carolin“ in den Acten der Hofmuſik verzeichnet. Schon am 16. Febr. 1782 hatte ſich der kleine Andreas in Mainz vor dem Kurfürſten und im adeligen Geſellſchaftshauſe öffentlich mit allgemeinem Beifall hören laſſen.

wohlconditionirte ſimple und Hammerclaviere oder Fortepianos mit Rückdämpfung, mit drei bis fünf Veränderungen im Saitenwerk waren geſuchte Waare; ja es läßt ſich eine gewiſſe Uebertreibung in dieſer Muſikliebhaberei nicht verkennen; rühmen doch losledige Männer, die eine Bedientenſtelle ſuchen, neben der Kunſt im Friſiren und Raſiren auch ihre Geſchicklichkeit an, „das Clavier zu ſchlagen und etwas auf der Violin zu geigen.“ Es iſt dieſen Einwirkungen des Kurfürſten vor Allem zuzuſchreiben, daß Coblenz überhaupt eine die Muſik liebende und bevorzugende Stadt wurde, daß junge Talente Anregung und Ermunterung fanden, ſo daß ſelbſt nach den erſten Jahren der franzöſiſchen Herrſchaft die Reſte der Hofcapelle ſich wieder ſammelten, daß der allgemeine Wunſch nach Verherrlichung des Gottesdienſtes durch muſikaliſche Meſſen und nach größeren öffentlichen Conzerten erfüllt werden und das Muſikinſtitut unter der Leitung von Andr. Anſchütz entſtehen konnte.

Mit der muſikaliſchen Bildung, die ſich in der Coblenzer Bürgerſchaft ſolchen Beifalls erfreute, läßt ſich am füglichſten zuſammenſtellen, daß auch andere Neigungen und Liebhabereien des Kurfürſten für Kunſt und Wiſſenſchaft Nacheiferung erweckten, und daß öffentliche Inſtitute zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe von ihm ins Leben gerufen wurden. Dahin gehören Sammlungen von Naturalien, Gemälden und Kupferſtichen, die Gründung einer öffentlichen Bibliothek und Leſegeſellſchaft, ſo wie die Förderung einzelner Buchhandlungen und Buchdruckereien. In ſeinem Schloßgarten zu Kärlich ließ Clemens W. merkwürdige ausländiſche und einheimiſche Bäume und Sträucher anpflanzen und die auf Blech bezeichneten Namen derſelben daneben anbringen. Er gab im Januar 1783 dem Geh. Rath Beck Auftrag, ein Cabi-

net hierländiſcher Mineralien anzulegen und erließ Befehl an das Bergamt, beſonders an den Berginſpector Jacobi, alle „Schau- und Lehrſtufen“ dahin abzuliefern. Und alsbald bildeten ſich mehrere Freunde der Natur ihre Privatcabinette, unter denen namentlich das des Canonicus von S. Florin, Heinr. v. Umbſcheiden, bei den Zeitgenoſſen ſehr geſchätzt war. Man fand da „manche Seltenheiten von Naturalien, die man in den erſten fürſtlichen Cabinetten nicht antrifft.“ Ein Zimmer war mit ausgebalgten Vögeln aus verſchiedenen Zonen, immer Männchen und Weibchen zuſammen, gefüllt. Eben derſelbe geiſtliche Herr theilte auch die Vorliebe des Kurfürſten für Kunſtgegenſtände, beſonders für ſchöne Gemälde. Meiſterſtücke aus der italieniſchen, niederländiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Schule ſchmückten ſein vor dem Löhrthor gelegenes Landhaus, zu welchem er Fremde freundlich zuließ. Nur einen geringen Theil ſeiner Kunſtſchätze konnte er vor dem Eindringen der Franzoſen nach Pfaffendorf retten, aber neunzehn Jahre lang iſt er auch mit keinem Schritte wieder auf das linke franzöſiſch gewordene Rheinufer gekommen. Paſtor Lang in Neuendorf gewann damals dieſelbe Liebhaberei und begann die Bilder und Bücher zu ſammeln, die er bei ſeinem Tode der Stadt Coblenz vermachte. Daß ſelbſt bedeutende Maler, wie Januarius Zick, hier ihren Sitz hatten, iſt ſchon erwähnt. Außer den Fresken im Schloſſe malte er eine große Zahl Bilder für den Chor der Florins- und Caſtorkirche.[1]) — Um die Intereſſen des kurfürſtlichen Dienſtes und der Wiſſenſchaften zu fördern, und überhaupt nützliche und aufklärende Kenntniſſe zu verbreiten, beſchloß Clemens W. im Februar 1779 eine öffentliche Biblio-

[1]) Ueber ſeine Gemälde vgl. Dr. Ant. Richter, S. Caſtor 3. Aufl. p. 144.

thek in Coblenz zu gründen. Er verhandelte damals mit dem Kanzler la Roche darüber, ernannte als Commiſſarien erſt den Geh. Rath von Laſſaulx und den Hofrath Freiherrn v. Weſterhold, fünf Jahre ſpäter die Regierungsräthe Bender und Weckbecker, ſo wie den Geh. Rath Cohauſen, „begnehmigte“ den Vorſchlag, daß von jedem neu zu ernennenden niederen und höheren, geiſtlichen und weltlichen Beamten ein einmaliger Beitrag von fünf bis zwanzig Gulden dazu bezahlt werde [1]), und ſprach die Erwartung aus, daß ſowohl die Landſtände, wie Einzelne es nicht würden an Schenkungen fehlen laſſen. Beſonders ſollten für den kurf. Dienſt unentbehrliche Werke aus der Zeit nach dem weſtphäliſchen Frieden, die den Gebieten der Reichsgeſchichte, Genealogie, Diplomatik, des Staatsrechts und der Kameralwiſſenſchaften, der Theologie, Geographie, Naturgeſchichte und Kunſt angehörten, ferner aber auch claſſiſche Autoren und ſchönwiſſenſchaftliche Schriften angeſchafft werden. Den Maßſtab für manche dabei nöthigen Einrichtungen nahm man von der Göttinger Bibliothek her. Als Local wurde nach einigem Schwanken, ob nicht der Dicaſterialbau den Vorzug verdiene, trotz des Widerſpruchs des damaligen Schulpräfecten der große Saal des Collegiums gewählt, doch wurde der urſprüngliche Plan, die Exjeſuitenbücher der Bibliothek einzuverleiben, aufgegeben. Die Anſchaffung der nöthigen Utenſilien erleichterte die Freigebigkeit des Kurfürſten und die Geſchicklichkeit des Baumeiſters Gärtner. Als Bibliothekare mit einem Gehalte von 50 Gulden ſtanden unter den Regierungscom-

---

[1]) Noch im Sommer 1793 zahlte der Paderborner Domherr C. Th. Freiherr von Redwitz, als er kurf. trieriſcher Kämmerer wurde, außer der Canzleitaxe von 21 Thlr. einen Bibliothekbeitrag von 10⅓ Thlr.

miſſarien erſt der Dechant von S. Caſtor, Corn. Pesgen, „der aber nicht viel that,“ dann der Profeſſor Weber, der bald nach Trier verſetzt wurde, und ſeit dem November 1784 der Profeſſor Joh. Mathie. Regierungsrath Weckbecker machte ganz praktiſche Vorſchläge über Anſchaffung und Erhaltung der Bücher, wie Auctionen zu benutzen ſeien, wie hauptſächlich Werke, die der Einzelne ſich nicht anſchaffen könne, gekauft werden ſollten, und wie der Bibliothekar für Sicherung der Bücher ſorgen müſſe.[1]) Bis zum Herbſt 1784 betrug die Einnahme ſchon 4241 Gulden, und es waren die anſehnlichen Bücherſammlungen des verſtorbenen Kanzlers Pet. Dom. Haack und des Hochgerichtsſcheffen Liel, ſo wie eine große Zahl einzelner werthvoller Werke Eigenthum der Bibliothek geworden. Vom Januar 1785 an wurde die öffentliche Benutzung derſelben geſtattet. Ein Catalog derſelben lag immer in der Leſegeſellſchaft offen.

So nannte ſich ein Verein von 102 der angeſehenſten Perſonen, welche im Januar 1784 mit Genehmigung des Kurfürſten zuſammentraten, um auf gemeinſchaftliche Koſten Zeitungen, periodiſche Zeitſchriften, Journale und neue Werke aus allen Wiſſenſchaften anzuſchaffen, in einem gemietheten Locale

---

[1]) Ueber die Anlage der Cataloge und die Aufſtellung der Werke hatte Weckbecker originelle Anſichten; er wollte dieſe nach ſieben Hauptdisciplinen ordnen, „die in einer inneren Vereinbarung ſtünden“: Die Gottesgelahrtheit habe durch Concilienkenntniß mit der Rechtswiſſenſchaft, dieſe durch das Naturrecht mit der Weltweisheit, dieſe durch die Naturgeſchichte mit der Heilkunde, dieſe durch die Anatomie mit der Mathematik, dieſe durch die Zeitrechnung mit der Geſchichte, dieſe durch die Romane mit der Philologie, und endlich dieſe wieder durch die Mythologie mit der Theologie ihre Verbindung.

aufzulegen und ſo zur allgemeinen Bildung beizutragen. Jeder Theilnehmer zahlte jährlich einen Beitrag von einem Carolin. Es waren acht der bedeutendſten deutſchen und drei franzöſiſche Zeitungen aufgelegt, ferner vierzehn Zeitſchriften, z. B. die Halleſchen, die Göttinger gelehrten Anzeigen, der deutſche Mercur, das deutſche Muſeum, Schlözers Staatsanzeiger, Meuſels hiſtoriſche Litteratur ꝛc., ferner Real- und Zeitungslexica, Encyclopädien, technilogiſche Wörterbücher, Kupferſtiche, Globen, Atlanten u. ſ. w. Auch geeignete Bücher und Brochüren wurden angeſchafft, und nachdem ſie einige Wochen aufgelegen hatten, den Mitgliedern zu häuslicher Lectüre geliehen. Der Kurfürſt ſtellte es dem wohlthätigen Sinne der Geſellſchaft anheim, den Vorrath ihrer geleſenen Schriften nach einiger Zeit der Bibliothek umſonſt oder um einen billigen Preis zu überlaſſen. Welche Wohlthat dergleichen Einrichtungen für Coblenz waren, erkannten die gebildeten Einwohner und Fremde, welche man in liberaler Weiſe zuließ, gerne an, und ſchon aus den angeführten Schriften läßt ſich leicht erſehen, daß der geiſtige Horizont gegen früher ſehr erweitert, daß nicht ängſtlich allzuenge politiſche oder religiöſe Gränzen gezogen, ſondern nur Rückſichten auf die Erleichterung und Verbreitung wiſſenſchaftlicher und nützlicher Erkenntniß genommen waren. Als ſich jedoch in Folge der Revolution bedenkliche Bewegungen bei den Zuſammenkünften in der Leſegeſellſchaft kund gaben, und aufgeregte Raiſonnements ſtatt fanden, wurde dieſelbe ebenſo wie die in Trier durch eine Regierungsverfügung vom 15. October 1793 aufgehoben. — Litterariſche Thätigkeit entwickelte ſich in Coblenz nur in geringem Grade. „Obſchon viele denkende Köpfe ſich vorfänden," meinte Hr. Himmes, „ſo wäre doch wenig Hang zur Schriftſtellerei." Es gab bis zum J. 1797 nur

eine einzige Buchdruckerei, die der Geſchwiſter Krabben.[1]) Der Buchhandlungen entſtanden unter der Regierung des letzten Kurfürſten zwei, nachdem früher nur Buchbinder und zur Meſſe hierhin kommende fremde Buchhändler dieſes Geſchäft betrieben. Im Mai 1772 wurde Joh. Casp. Huber aus Grätz in Steiermark von dem Geh. Rath la Roche zur Aufnahme als Buchhändler empfohlen, „da dieſe Gattung von Gewerbe im trieriſchen Lande noch ganz fremd und unbearbeitet ſei.“ Der Kurfürſt gewährte ihm ein Privilegium auf 6 Jahre und geſtattete unter der Bedingung, daß er das Bürgerrecht erwerbe, einen freien Buchhandel mit offenem Waarenlager ſo aufzurichten, daß er in theologiſchen und dogmatiſchen Dingen keine von der Kirche unterſagten, keine gegen die guten Sitten anſtößigen und keine vom kaiſerlichen Fiskal und der Commiſſion zu Frankfurt verbotenen Bücher debitire, weshalb eine Aufſicht angeordnet werden ſolle. Huber betrieb vorzugsweiſe Sortimentshandel; der Verlag umfaßte eilf für deutſche Land- und Stadtſchulen und zwanzig für lateiniſche und höhere Schulen beſtimmte Bücher.[2]) Elf Jahre ſpäter wie Huber bekam auch der im wilden Mann wohnende Gaſthalter Joh. Mart. Himmes ein Privilegium, und die kurfürſtlichen Commiſſarien, Official Beck und Reg.-Rath Weckbecker ſtellten, indem ſie den Catalog einreichten, dem Kurfürſten anheim, ob proteſtantiſche Bibeln, Exegeſen, theologiſche Abhandlungen, Predigten, Ge-

[1]) Am 16. Auguſt 1771 erhielten die Erben des Franz Krabben, nämlich Joh. Balth. Krabben und Kath. Ther. Comino geb. Krabbin, ein ausſchließliches Privileg über die Hofbuchdruckerei, welches doch ſchon früher die Wittwe Chriſt. Krabbin gehabt hatte.

[2]) Es waren incorrecte Texte latein. und griech. Schriftſteller, Chreſtomathien, elementa matheseos von Knoodt, praecepta ad stylum latinum, initia logices, die deutſche Vernunftlehre des Jeſuiten Sels u. a.

ſangbücher u. ſ. w. in der Berückſichtigung ſtehen bleiben ſollten, daß Himmes, der bereits mit Fr. Eßlinger zu Frankfurt in Verbindung getreten war, auf die Erweiterung des Verkehrs und auswärtigen Handels mit anderen Religionsverwandten denke. Der Kurfürſt genehmigte dies am 2. Juli 1784 mit dem Zuſatze, daß die proteſtantiſchen Bücher nicht an andere Katholiken als an lehrende Theologen verkauft werden dürften. Auch der Himmes'ſche Verlag war unbedeutend; die erſte Ausgabe der Reiſe auf dem Rhein von Joſ. Gr. Lang war dort in Commiſſion gegeben; einträglicher war das kurtrier. Geſangbuch mit und ohne Noten. Dagegen umfaßte das reiche Lager Bücher aus allen Wiſſenſchaften, und neue Erſcheinungen aus der ſchönen Litteratur (z. B. der Muſenalmanach von Voß und Göking, Leſſings theatr. Nachlaß, Schillers Cabale und Liebe Holteys Gedichte ꝛc.) fanden Abſatz; Briefe von Asmus wurden ſelbſt im Intelligenzblatt zur Unterhaltung abgedruckt. Nach dem Tode des Himmes 1793 wurde das Geſchäft auf Pet. Thorn übertragen. Die Buchhandlungen waren angewieſen, an Studenten außer den gewöhnlichen Schulbüchern, deren Verzeichniß der Rector in den Herbſtferien überſchickte, keine Schrift ohne ſchriftliche Anweiſung des Lehrers zu verkaufen. Die Cenſur blieb eine ſehr milde; ſtrenge Aufſicht trat erſt 1790 unter der Einwirkung der franzöſiſchen Ereigniſſe ein. Dagegen klagten die Buchhändler wohl über „Schleichhandel" auswärtiger beſonders neuwiediſcher Firmen, und erhielten von der Regierung das Verſprechen des Schutzes gegen allen Nachdruck. — Auch in dem Gebiete des geiſtigen Lebens ſind große durch die perſönliche Anregung des letzten Kurfürſten eingetretene Aenderungen nicht zu verkennen; aber noch mancher Jahre hätte es bedurft, wenn das Neue neben und zum Theil an Stelle des Alten feſte Wurzeln hätte faſſen ſollen.

9. Einwirkung der franzöſiſchen Revolution; das Treiben der Emigranten.

Der Kurfürſt war mit ſeinem Miniſter, dem Freiherrn von Duminique, während des Sommers 1789 in ſeinem Hochſtift Augsburg. Als er Ende October zurückkehrte, nahmen ihn nicht blos die ehrwürdigen Väter des Capuzinerkloſters zu Bornhofen, bei denen er übernachtete, freudigſt auf und legten ihm und der Prinzeſſin eine Zahl der damals beſonders beliebten Chronogramme „mit frommer Herzlichkeit zu Füßen," ſondern auch die Bürger von Coblenz empfingen ihn mit alter Liebe. Als ſich das Gerücht verbreitete, Deputirte hätten ihm bei der Ankunft eine Beſchwerdeſchrift überreicht, wurde Sorge getragen, daß die in den devoteſten Ausdrücken der Freude und Dankbarkeit abgefaßte und vom Kurfürſten ſogleich huldreichſt beantwortete Adreſſe der treugehorſamſten Bürgerſchaft abgedruckt wurde. Den begründeten Mißſtänden wurde, wie oben erzählt, allmählich abgeholfen und eigentlichen Unruhen vorgebeugt. Clemens W. fühlte indeſſen bald, daß ſich in den wenigen Monaten gar Manches geändert habe, und daß die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Belgien ihren Einfluß auch im Kurſtaat Trier übten. Er fuhr zwar mit unermüdeter Thätigkeit und unerſchöpflichem Wohlwollen fort, für das Beſte der Unterthanen zu ſorgen, den Bedürftigen Arbeit und Unterhalt, den Arbeitsunfähigen Unterſtützung zu verſchaffen; er ließ den ganzen Winter durch an dem Reſidenzgarten weiter arbeiten, anſehnliche Quantitäten ſeines Getreides verbacken und die Brode um einen geringen Preis an Arme in Coblenz und im Thal abgeben, aber er ſuchte auch ernſtlichſt die Eintracht zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen und die weltliche wie die geiſtige Autorität zu ſtärken. Man ſagt, er ſei damals aus einem Aufklärer ein Reactionär geworden, man kann mit gleichem

Recht ſagen, er habe die Stärke gehabt, dasjenige zu ändern, was er in früheren Maßregeln Irrthümliches, Mangelhaftes oder Verkehrtes erkannte; jedenfalls beſaß er die Kraft der Selbſtüberwindung, ſich ſelbſt dabei nicht zu ſchonen. Iſt hier auch nicht der Ort, die dem ganzen Erzſtift angehörende kirchliche Wirkſamkeit des Erzbiſchofs darzuſtellen, wie er die Zahl der 38 Feſttäge auf die Hälfte beſchränkte, die Proceſſionen minderte, den Weihbiſchof von Hontheim väterlich zum Widerruf ſeines Febronius bewog, dem überſtürzenden Eifer Joſephs II. muthig entgegentrat, Abteien und Klöſter reformirte,[1]) wie er endlich in dem Nunciaturſtreit und den Emſer Punctationen 1785 die Rechte des Oberhauptes der Kirche einſchränken und die erzbiſchöfliche Gewalt ausdehnen zu wollen ſich verleiten ließ, ſo muß doch die auch in Coblenz großen Eindruck machende Erklärung erwähnt werden, durch die er von dem Emſer Congreſſe zurücktrat. Er that dies am 20. Febr. 1790 auch deshalb, weil „die Einigkeit zwiſchen Haupt und Gliedern dermalen ganz beſonders nöthig ſei, und weil er bei den gegenwärtigen ſehr bedenklichen Zeiten auch nur den geringſten Anlaß zu einem Aergerniß zu vermeiden und dem ihm untergebenen Volke ein Beiſpiel der Unterwürfigkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu geben, als ſeine vorzüglichſte Pflicht anſehe.“ Daß er in ſolcher Geſinnung bei dem Unterrichtsweſen neben den Profanwiſſenſchaften die Wichtigkeit der chriſtlichen Lehre noch mehr wie früher betonte, die Aufſicht über Lehre und Lehrer in höheren

[1]) Für Coblenz gehört hierhin die Aufhebung des in gänzliche Armuth verſunkenen Kloſters der Weißer Nonnen im Mai 1794 und deſſen Umwandlung in ein ſtädtiſches Krankenhaus. Ueber die geiſtl. Wirkſamkeit iſt die erſchöpfende Darſtellung von Marx (Geſchichte des Erzſt. Trier V) zu vergleichen.

und niederen Schulen geiſtlichen Behörden übertrug, in Betreff des Buchhandels ſtrengere Verordnungen gab und die Leſegeſellſchaften aufhob, war natürlich. Andere in Folge der Revolution ergriffene Maßregeln werden am füglichſten in der folgenden Darſtellung deſſen, was in den Jahren 1789 bis 1794 zu Coblenz geſchah, Erwähnung finden.

In den Lebensverhältniſſen der Stadt riefen die Folgen der franzöſiſchen Revolution große Veränderungen hervor. Die Auflöſung der Ordnung, die Vernichtung ſo vieler auch im trieriſchen Lande feſt beſtehenden Rechte, der zur vollen Anarchie führende Freiheitsſturm wurden wie überall in allen einzelnen Phaſen mit den gemiſchteſten Gefühlen und großer geiſtiger Aufregung begleitet. Das Publikum erhielt, abgeſehen von anderen Zeitungen durch das zweimal wöchentlich erſcheinende, von der Regierung beeinflußte und „der neuen Freiheitsſeuche“ von Anfang an ungünſtige Intelligenzblatt während des Jahres 1789 ziemlich vollſtändige Kenntniß der Hauptereigniſſe. Bald kamen lebende Zeugen derſelben. Der Graf Artois langte mit zahlreicher Begleitung ſchon am 7. Auguſt im hieſigen Poſthaus an; diesmal noch nicht, um zu bleiben. Er nahm das Schloß, die Jacht, die Feſtung in Augenſchein und reiſte am folgenden Tage weiter. Im November folgten die Erzherzogin Maria Chriſtine und Herzog Albrecht von Teſchen; ſie hatten die aufrühreriſchen Niederlande auf kaiſerlichen Befehl verlaſſen, verweilten faſt einen Monat beim Kurfürſten und ſiedelten dann nach Poppelsdorf über. Man erhielt aber auch aus unmittelbarer Nähe beunruhigende Nachrichten, daß in Folge der revolutionären Bewegungen ſich räuberiſches Geſindel zuſammenrottire und Gewaltthaten verübe. Die Regierung mußte auf die ſchärfſte Controle an den Thoren dringen, das Jägercorps durch das Gallſcheider Gericht ſtreifen, der Amtsverwalter

Herger zu Boppard das Geſindel auf dem rechten Rheinufer verfolgen. Unruheſtifter in Boppard wurden zur Flucht genöthigt, und ſcharfe Rechtsſprüche gegen ſie erlaſſen. Das biedere Benehmen der Wollweberzunft zu Trier gegen die dortigen Störer der Ordnung wurde dagegen als nachahmenswerthes Beiſpiel edler deutſcher Denkungsart den Coblenzern empfohlen. Man bewunderte, als mit dem Freiheitsgeiſte auch das Elend über die Gränzen Frankreichs in das aufrühreriſche Lüttich eingezogen war, die Schnelligkeit in den Entſchlüſſen des Berliner Hofs und in der Bewegung ſeiner Truppen; es kamen kurpfälziſche Dragoner und Würzburger Truppen auf der Fahrt gegen die Empörer durch, von dem Kurfürſten und der Prinzeſſin begrüßt und bewirthet, und im Juni 1790 rückte das Trierer Contingent von hier aus, um im November ohne Lorbeeren zurückzukehren. — Das waren Vorſpiele. Den erſten und einzelnen Auswanderern folgten immer größere Schaaren; man vernahm genaue Berichte über die Noth in Frankreich und die von den Erzählern ſelbſt geſehenen Greuelſcenen; es wurde reichlich erſetzt, was das Intelligenzblatt verſchwieg, welches vom Januar 1790 ab nur ſelten eine gleichgültige Nachricht aus Frankreich brachte, von allen erſchütternden Ereigniſſen kein einziges mehr meldete, und nicht einmal die ankommenden Fremden, wie früher, zu verzeichnen wagte. An geſchärften Befehlen, genaues Augenmerk auf die Fremden, ihren Aufenthalt, Umgang und ihr Betragen zu haben, dieſelben beim geringſten Verdachte eines die Ruhe ſtörenden Empörungsgeiſtes ſorgſam auszufragen und nach Umſtänden auszuweiſen, ließ die Regierung es nicht fehlen. Es beſtätigte ſich, daß franzöſiſche Emiſſäre ausgeſendet worden waren, die, als unglückliche Vertriebene oder als Bedienten verkleidet, auftraten und Andere in den Schwindelgeiſt hineinzuziehen ſuchten. Dem Stadtſchultheiß

wurde im September 1790 ein ganzes Verzeichniß derſelben eingehändigt.

Nachdem der bekannte frühere Finanzminiſter von Calonne die Wege dazu gebahnt hatte, ſchlug der zweite Bruder des franz. Königs, Graf Artois, bei ſeinem Oheim, dem Kurfürſten von Trier, ſeinen bleibenden Sitz auf (15. Juni 1791) und machte Coblenz zum Hauptſammelplatze der Emigranten. Geflüchtete Prinzen, Grafen und Marquis, Marſchälle und Offiziere der verſchiedenſten Rangſtufen und Waffengattungen, Miniſter und Hofleute, Cardinäle, Biſchöfe und Abbés, Frauen von hohem und niederem Adel, würdige und unwürdige Perſonen, Reiche und Arme fanden ſich für kürzere oder längere Zeit hier ein. Hatte das Coblenzer Publikum ſchon beim hohen Umgang (23. Juni 1791) Gelegenheit gehabt, über die große Zahl der Fremden und den Glanz der franz. Uniformen zu ſtaunen, ſo mehrte ſich die Menge doch noch bedeutend, als im Juli nach glücklich gelungener Flucht „Monſieur", der Graf von Provence, und „Madame", ſeine Gemahlin, mit ihrem Gefolge hier anlangten. Der Stadtſchultheiß von Hommer berechnete die Zahl der vom Juni 1791 bis zum Februar 1792 hier domicilirenden Franzoſen auf 3000, obwohl in den Liſten der franz. Generale nur ungefähr 1300 aufgeſchrieben ſeien. Die Anweſenheit der vielen Fremden und ihr Treiben und Leben übte einen ungeahnten Einfluß auf alle ſocialen Verhältniſſe. An Wohnungen war bald Mangel, und es wurden ungeheure Preiſe bezahlt; die Gaſthäuſer waren überfüllt. In den drei Reichskronen mietheten ſich ſo viele franzöſiſche Familien mit Bedienung, Pferden und Wagen ein, daß der damalige Gaſthalter Thorn öffentlich dem Gerüchte widerſprechen mußte, als könne er keine Fremden mehr aufnehmen. Der kurtrieriſche Hof war oft vollſtändig

beſetzt, und Poſthalter Barth ſah meiſtens gegen 150 Gäſte an ſeinem Tiſche. Wer irgend, mochte er vom Raths- oder Bürgerſtande ſein, eine Wohnung möbliren, Stallungen entbehren oder Remiſen einrichten konnte, der bot ſie für Fremde an. Möbel aller Art, Spiegel, Wandleuchter, Marmortiſche, Treſorſchränke ꝛc. lieſt man faſt in jeder Nummer des Intelligenzblattes zum Kaufe angezeigt. Die Schreinerzunft mußte es geſchehen laſſen, daß die Stadtbewohner wegen dermalen vieler einlogirter Franzoſen für ihre Nothdurft Schreinerarbeit ſich von auswärts kommen ließen, und daß ein lebhafter Handel mit Metzer und Mannheimer Stühlen betrieben ward. Und was für Summen wurden auf Putz, Kleidung, Uniformen, Luxusartikel u. ſ. w. verwendet! Die Schneiderzunft, welche 1789 von 64 auf 50 Meiſter hatte reducirt werden ſollen, zählte 1792 ſogar 72 Meiſter, darunter 16 Weibsſchneider. Die Handwerksleute hatten, als die Prinzen ihre Garden montiren ließen, alle Hände voll zu thun, und die Einheimiſchen konnten für ſchweres Geld kaum das Nothwendige erhalten; ein paar Schuhe koſteten, das galt als unerhört, einen ganzen Conventionsthaler. Die Krämer ſetzten ihre Waaren, Tuch, Borden, Hüte, Epauletten, Cocarden, Federn, Seide ꝛc. mit bedeutendem Gewinn ab. Die Beſchwerden der Nimmerſatten über verbotenen Waarenhandel des franz. Secretärs Maupas mußten abgelehnt werden; der Geſandte v. Vergennes wies dem Oberamtmann nach, daß nur Tuch zur Uniformirung einer Compagnie verſchrieben worden war Kutſchen und Kaleſchen nach neueſter Conſtruction, Reit- und Wagenpferde, nicht weniger Parfüms jeder Gattung, wohlriechender und nicht riechender Puder beliebiger Farbe, Oele, Pomaden, Tincturen, Wäſſerchen ꝛc. fanden zahlreiche Abnehmer. Die Herrn Lallier und Lacomparte hielten reich aſſortirte Lager auserleſener Galanterie-

und Bijouteriewaaren. Und nun Eſſen und Trinken! Es iſt bekannt, welche Verſchwendung bei der Tafel der Prinzen herrſchte, und wie die kurf. Hoftafel einen früher nicht üblichen Aufwand für die zahlreichen Gäſte machen mußte. Die 20 Köche der Prinzen, die Conditoren ſammt dem Kapaunenſtopfer Schickhauſen und ſeinen Gehülfen hatten unendliches Material nöthig; Gaumen der verwöhnteſten Art mußten in den Gaſthöfen befriedigt werden, und es war eine ſeltene Erſcheinung, daß zwei Franzoſen ſich nach einem bürgerlichen Tiſch umthaten. Waren auch früher wohl am Hof und bei der Nobleſſe koſtbare fremde Weine, Champagner, Burgunder, Muskat, Malaga, Xeres an feſtlichen Tagen getrunken worden, und bei Mülhens, Grand, Zweifel, Mosler u. a. m. vorräthig geweſen, ſo wurden ſie jetzt doch in Maſſe gebraucht, und manches ſonſt hier unbekannte edle Gewächs, Conſtantia, Corſikaniſcher, Frontignan, S. Perry, Stein- und Leiſtenwein der beſten Jahrgänge von 1728—83, nebſt ausgeſuchten Delicateſſen, Auſtern, Seeenten, Seezungen u. dgl. wurden in deutſcher und franzöſiſcher Sprache feil geboten. Auch die gewöhnlichen Lebensmittel, ſo wie Holz und Kohlen ſtiegen bei dem ſtarken Verkauf ſehr im Preiſe; der Erzbiſchof mußte bei dem Mangel an Fiſchen Dispens von Faſten- und Abſtinenzgeboten ertheilen; der Miniſter ließ dem Magiſtrat vortragen, er ſelbſt wolle, ſo lange die vielen Fremden in der Stadt wären, das Marktſtandgeld mit vier Thalern wöchentlich an die drei Rathsdiener zahlen laſſen, und „die feilhaltenden Marktgänger ſollten zur Verwohlfeilung der Victualien von allen Abgaben frei ſein.“ Die Holznoth war im Herbſt 1791 ſo groß, daß der Kurfürſt eine Prämie von 300 Thlr. für denjenigen ausſetzte, der zuerſt 200 Klafter Brennholz à 12 Gulden an Private in Coblenz abſetze. Indeſſen bedurfte man nicht blos Sachen, ſondern auch Perſonen. Hatten viele der

vornehmen Fremden auch eine zahlreiche Dienerſchaft mitgebracht, wurden zur Erleichterung auch viele amtliche Verordnungen und private Ankündigungen zugleich franzöſiſch abgefaßt, ſo mußte man doch für den gewöhnlichen Verkehr Leute haben, die beider Sprachen kundig waren. Es wurden mit guten Atteſtaten verſehene Reitknechte und „Jacques", desgleichen Dienſtmädchen und Kammerjungfern um hohen Lohn geſucht, die von Geburt Deutſche ſeien und etwas franzöſiſch ſprächen. Die, welche Luſt hatten, bei der franz. Garde Stalldienſte zu leiſten, erhielten freies Quartier, Montur und 12 fl. Koſtgeld, und es wurden ihnen für die Zukunft große Vergünſtigungen zugeſichert. Die ſteigende Theurung mochte den Einheimiſchen wohl unangenehm ſein, aber ſie ertrugen ſie leicht, da die anſehnlichſten Summen in Umlauf kamen, die meiſten Bürger gutes Geld verdienten und manche gradezu reich wurden. Abgeſehn von der aufrichtigen Theilnahme, die man anfänglich für die Vertriebenen fühlte und oft ungeheuchelt bei freudigen wie bei unglücklichen Nachrichten zu erkennen gab, ſah man die Franzoſen ſchon des materiellen Gewinnes wegen gern. Coblenz wurde ſelbſt darum von anderen Orten beneidet; die Mainzer prieſen ihre Wohnungen und Einrichtungen, die Vortheile des dortigen Aufenthaltes im hieſigen Intelligenzblatte an; manche Orte bewarben ſich ſogar um Zuweiſung von Emigranten, und als im Januar 1792 die Franzoſen größeren Theils ausgewieſen werden ſollten, veranlaßten hieſige Bürger, wie der Glaſermeiſter Engel und Schreiner Hilgert, ſchriftliche Remonſtrationen, die unter Androhung von Feſtungsſtrafe „verhoben" werden mußten.

Hatte Coblenz durch die Emigranten einerſeits materiellen Gewinn, ſo litt es anderſeits doch großen ſittlichen Schaden. Es iſt kein Zweifel, unter den Emigranten gab es

viele wirklich noble und würdige Perſonen, theils ſolche, die ihr herbes Schickſal mit Ergebung trugen, die, nachdem ſie Alles, was ihnen theuer war, altererbte Beſitzungen, oft ſelbſt die nächſten Angehörigen, verloren hatten, ihrer Ueberzeugung treu, Dienſte bei den Truppen der Prinzen ſuchten und in der Noth den Heroismus beſaßen, ſich von Milch, Kartoffeln und ein Bischen Brot zu nähren, oder auch einſtweilen ſich als Lehrer, die Damen als Gouvernanten eine ärmliche Subſiſtenz zu ſichern, theils ſolche, die im Beſitze geretteten Reichthums denſelben zum Beſten ihres unglücklichen Vaterlandes verwenden, ihren König aus ſchmachvoller Abhängigkeit retten, die Hoffnung auf beſſere Zuſtände in Gottvertrauen nicht aufgeben wollten. Ihnen ſchenkten die Einwohner allgemein die größte Hochachtung. Man ſah ſie häufig den in der Jeſuitenkirche für die Franzoſen eingerichteten Gottesdienſt und die franzöſiſche Predigt des Pfarrers von S. Paul beſuchen, während andere, meiſt jüngere Franzoſen in den Kirchen durch ihr lärmendes Auftreten und anſtößiges Umhergaffen den Coblenzern Aergerniß gaben. Die bei weitem größere Zahl dieſer jungen Cavaliere, Hofleute und Offiziere kannte nämlich in ihrem Uebermuth und Leichtſinn, ihrer Frivolität und Unſittlichkeit keine Gränzen; die gewöhnlichſten Forderungen des Anſtands, der öffentlichen Ordnung, der Volksſitte und Religion wurden von ihnen verletzt. Auch davon einige Beiſpiele! Die Offiziere mit ihren Demoſtiken machten ſich bei ihren Spazierritten in der Weißer Gemarkung ein Vergnügen daraus, ihre Pferde über die Felder galoppiren zu laſſen und die Bauern, welche um Schonung ihrer Früchte baten, mit Piſtolen zu bedrohen. Der Herzog von Guiche ſchonte ſelbſt des Kurfürſten ſchöne Bosquets und Raſenplätze vor der Reſidenz nicht, bis ihn der Corporal Noll Bekanntſchaft mit ſeinem Haſelſtock machen ließ.

Andere erlaubten ſich im Thal den Spaß, durch ſtarkes Schießen die Bürger glauben zu machen, es ſei ein Brand ausgebrochen, und lachten die Herbeieilenden aus. Brand aber gab es durch die Unvorſichtigkeit der Franzoſen jeden Augenblick. Die Schreiben, welche der Stadtſchultheiß an den Generallieutenant von Miran mit der Bitte richtete, daß er Ordres gegen ſolche Ungebühr erlaſſe, hatten ſelten Erfolg; eben ſo wenig die Mittheilung, daß ſämmtliche Wirthe durch kurfürſtliche Anordnung angewieſen ſeien, keine Hazardſpiele zu dulden. In ſolchen Spielen ſich aufzuregen, gehörte zu ihren Lieblingsvergnügen, noch mehr die Raufereien und Duelle, die ſich daran anſchloſſen. Hofrath Schmitz klagte im Januar 1792 über die Unordnung der jungen Franzoſen, „die ſich bei ihrem Hang zu Ausgelaſſenheiten auf den Maskenbällen nicht in die Sitte des hieſigen Landes fügen wollten," und die kurfürſtliche Regierung mußte verordnen, daß allen Masken der Ballſaal verſchloſſen ſei, daß Niemand dort mit Stock oder Degen erſcheinen, ſich den Tanzenden in den Weg ſtellen, durch die Colonnen der Engliſch Tanzenden quer durchlaufen, beim Walzen ſich hindernd an der Seite andrängen und beim deutſchen Tanzen anderen Paaren voraneilen dürfe, daß vielmehr jeder ſich nach der Tanzordnung richten, ſich beſcheiden und anſtändig halten, Mißverſtändniſſe gütlich beilegen und dem wachthabenden Offizier folgen müßte. Erſt die Mitaufſicht eines franz. Oberoffiziers brachte Ordnung. Wie rückſichtslos drängten ſich dieſe Emigranten in die Antichambres des Kurfürſten, aller Anordnungen der Hofbeamten ſpottend, wie baar aller ſonſt ſo gerühmten franz. Höflichkeit nahmen ſie uneingeladen an der Hoftafel die Plätze ein, die den gebetenen Gäſten beſtimmt waren! Und doch war dergleichen jugendlicher Uebermuth der bei anderen Gelegenheiten auch ſehr liebenswürdigen und ver-

ſchwenderiſch wohlthätigen Fremden noch zu ertragen; dagegen wurden ihre Anmaßungen in politiſchen Verhältniſſen, wovon nachher Näheres, beſonders aber ihre Liebeshändel und Ausſchweifungen mit allen die öffentliche Sittlichkeit verderbenden Folgen allmählich der Gegenſtand des gerechteſten Unwillens. Es hatte ſich in Coblenz eine ſo große Zahl franzöſiſcher Weibsperſonen geſammelt, daß die kurfürſtliche Conferenz der Regierung im Frühjahr 1792 den Befehl zugehen ließ, zunächſt die zwei Polizeicommiſſarien, den Hochgerichtsſcheffen Scholl und den Franzoſen de Rey zur Verantwortung darüber zu ziehen, wie ſich bei der ihnen aufgetragenen Aufſicht ſo viele Franzöſinnen ohne Legitimation hätten einſchleichen können, dann aber alle, die ſich ohne ehrbare Verrichtung hier aufhielten, binnen 24 Stunden aus der Stadt ſchaffen zu laſſen. Es war das nicht zu verwundern, da von oben das Beiſpiel gegeben wurde. Monſieur hatte die Dame d'atour ſeiner Gemahlin, Frau de Balby, Graf Artois die Madame de Polaſtron und andere der angeſehenſten Emigranten andere einflußreiche Geliebte bei ſich; ſie führten ihr in Verſailles gewohntes Leben fort und gaben Veranlaſſung, daß man „von der Herrſchaft der vierzig Sultaninnen," deren Umtrieben und Cabalen öffentlich ſprach. Mancher würdige Mann mußte ſich bequemen, dieſer Damen Gunſt zu ſuchen, um ſeine berechtigten Anſprüche bei den Prinzen erfüllt zu ſehen. Gegen dieſes Aergerniß richteten weder die Vorſtellungen des Kurfürſten, noch der Tadel und die Unzufriedenheit beſonnener Franzoſen etwas aus.[1]) Viele der adeligen Herrn, jung, ſchön, reich, an Abenteuer ge-

[1]) Das vom Rh. Antiqu. I, 1, 56 vorgeſchlagene iuste milieu vermag ich in dieſer Beziehung nicht zu finden und ſtehe auf der Seite des Oberhofmarſchall von Boos.

wöhnt, in liſtigen Verführungskünſten erfahren, brachten Unglück in ehrbare Familien. Und wie die Herrn, ſo die Diener; die Corruption nahm in einem Grade zu, daß Jahrzehente dazu gehörten, Beſſerung zu bewirken.[1]) Zu ſolcher Sittenloſigkeit kam bei gränzenloſer Verſchwendung auch nach und nach Verſchuldung; im Sommer 1792 vermochten viele Emigranten nicht mehr baar zu bezahlen, was ſie brauchten; die Prinzen ſelbſt kamen in Geldverlegenheiten, die Zuſchüſſe fremder Höfe verminderten ſich. Die meiſten Franzoſen fanden zwar Credit, aber mancher Einwohner verlor Waaren und Geld; gegen Klagen ſuchten die Prinzen ihre Franzoſen zu ſchützen; als ein Herr von Blonquet auf die Klage eines Geſchäftsmannes beim Scheffengericht verhaftet wurde, nahm ſich Graf Artois heraus, den Statthalter v. Kerpen ſehr heftig und aufgeregt um deſſen Befreiung anzugehen, ſo daß der Kurfürſt auf den Rapport darüber ſchrieb: „Es iſt ſicher, daß der Graf Artois in ſolchen Sachen nichts verſteht und glaubt, daß wie früher zu Verſailles die Gerechtigkeit den Anſichten des Hofs und der Gunſt der Prinzen weichen müſſen.“ Die niederen Stände unter den Franzoſen, Bediente und Soldaten, legten ſich auf Diebereien; ſelbſt im Schloſſe kamen die ſilbernen Unterſchalen der Wandleuchter und die goldenen Crepinen bei zahlreichen Geſellſchaften abhanden. In dem Intelligenzblatt hören beim Abzuge der Franzoſen die bis dahin ſich häufenden Anzeigen über geſtohlene und vermißte Sachen auf einmal auf.

Am bedenklichſten geſtaltete ſich das politiſche Verhalten der Emigranten. Der Kurfürſt war anfänglich, als er die aus Frankreich Geflüchteten aufnahm, nur von ſeiner angebornen Herzensgüte, von Mitleid für Bedrängte und Un-

[1]) Wer daran zweifelt, der leſe die 2. Seite des Avis in dem Almanach d'adresses de la ville de Coblence pour l'an XII (1804) nach.

glückliche bewegt geweſen. Er und ſeine Beamten erwieſen den Prinzen die größte Aufmerkſamkeit; Gaſtlichkeit wurde in einem Umfange geübt, der weit über alle Courtoiſie hinausging; das Sommerſchloß Schönbornsluſt mit aller glänzenden Einrichtung wurde den Neffen des Kurfürſten und ihrem Gefolge eingeräumt, für ihre Tafel verſchwenderiſch geſorgt. Als ſie vor dem Winter in den Leyenſchen Hof überſiedelten, wurde auch dieſer mit kurfürſtlichen Meubeln verſehen; der Magiſtrat mußte für gutes Pflaſter und helle Beleuchtung in den benachbarten Straßen ſorgen; der Miniſter von Duminique, der ſich den Fremden überhaupt ſehr angenehm zu machen ſuchte und ſelbſt die Vermittlung übernahm, daß ſie zuverläſſige Diener erhielten, traf perſönlich alle Vorkehrungen gegen Feuersgefahr in der prinzlichen Wohnung. Zu dem Mitleiden und der Hospitalität geſellte ſich wohl allmählich auch politiſche Antipathie gegen das revolutionäre Frankreich, nicht blos weil dort jede Art der Autorität untergraben wurde, ſondern auch weil der Beſitzſtand der Trierer Metropolitankirche und die geiſtlichen wie weltlichen Rechte derſelben beeinträchtigt wurden. An gefährliche Folgen hatte der Kurfürſt jedoch bei der Aufnahme der Fremden ebenſo wenig wie andere Leute gedacht. Seit dem Spätſommer 1791 trat die politiſche Gefahr in den Vordergrund.

Es begann ſich eine der ſchwierigſten Lagen für den Kurfürſten zu entwickeln. Coblenz wurde der Mittelpunkt der Contrerevolution; es etablirte ſich hier das äußere Frankreich, ein fremder Staat im Kurfürſtenthum Trier. Die Prinzen hatten ihren eigenen Staatsrath; der Generallieutenant von Vaudreuil und der Biſchof von Arras waren die einflußreichſten Mitglieder. Calonne, der alte Günſtling des Grafen Artois, ſchaffte Subſidien von den befreundeten Höfen; bald nahm er auch mit ſeinen Trabanten Prioreau und Rey die Sorge für

die Sicherheit der Stadt in die Hand; es beſtand neben der einheimiſchen nun eine franzöſiſche Polizei. Als Kriegsminiſter trat der alte Marſchall von Broglio auf, die Generale von Miran, von la Roſière, Janſon, von Martange u. a. ſtanden unter ihm. Eine Kriegsmacht wurde hier und in den benachbarten Dörfern und Städten gebildet; es werden genannt die Gardes du corps du roi (compagnie Ecossaise, cie de Noaille, cie de Grammont, cie de Luxembourg), Gardes de Monsieur, Gardes d'Artois; Musquetaires, Chevaulégers, Gendarmes, dieſe drei zuſammen auch als les compagnies rouges bezeichnet; die compagnie des Gardes de l'institution de S. Louis, welche der Graf Vergennes ins Leben rief; das corps des hommes d'armes à pied et à cheval, die carabiniers, die dragons de Monsieur, d'Artois, d'Angoulème, die chevaliers de la couronne, die Provinzialcompagnien z. B. cie des gentilhommes de Dauphiné, de Provence, de Montauban ꝛc. ꝛc. Es waren Leute von ſtreng royaliſtiſcher Geſinnung; manche Compagnien beſtanden nur aus Offizieren und Edelleuten; aber im Kriege waren ſie wenig zu fürchten, denn es fehlte vielen an Uebung und Waffen trotz alles Lärms, welchen ſie trieben; in buntem Gemiſch ſtanden Greiſe, wie der alte Marquis Polignac, neben Knaben; frühere Cavalleriſten dienten als Infanteriſten, und manche Compagnie exiſtirte, wie der Domdechant von Kerpen ſchreibt, nur auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit. Indeſſen mußte dieſe Errichtung bewaffneter Corps in Frankreich als eine Feindſeligkeit betrachtet werden, beſonders ſeit Ludwig XVI. die Conſtitution angenommen und die Ausgewanderten zur Rückkehr eingeladen hatte. Immer heftiger wurden die Reden in der Nationalverſammlung gegen das Gebahren in Coblenz; jeder, der am 1. Januar 1792 nicht zurückgekehrt wäre, ſollte

als Feind angeſehen werden. Der König ſelbſt erklärte, während des Kaiſers Neutralität in den Niederlanden belobt wurde, am 14. Dezember 1791: „Ich laſſe dem Kurfürſten von Trier eröffnen, daß ich in ihm nur einen Feind Frankreichs erkennen kann, wenn er nicht bis zum 15. Januar bewirkt, daß in ſeinen Staaten alle Zuſammenrottirungen und feindliche Zurüſtungen von Seiten der geflüchteten Franzoſen aufhören.“

Der Kaiſer ließ durch ſeinen Geſchäftsträger von Kornrumpf dazu ermahnen, die Unterſtützung der Emigranten auf Gaſtfreundſchaft zu beſchränken; die geiſtlichen und weltlichen in Coblenz verſammelten Landſtände drangen immer aufgeregter und ungeſtümer auf neutrales Verhalten. Zwar hatte der Kurfürſt ſchon früher alle fremde Werbungen verboten; ſie waren dennoch geſchehen. Ja noch mehr! Während der Miniſter von Duminique, der vom Auguſt an, wie er ſelbſt ſagt, Note auf Note mit Warnungen übergeben hatte, daß alle kriegeriſche Anſtalten gehindert werden ſollten, in Schwalbach war, wurden den Garden trieriſche Gewehre von der Feſtung zur Einübung junger Leute gegen Empfangſcheine verabfolgt und konnten nachher nicht alle zurückerlangt werden. Der Kurfürſt hatte dann am 19. November 1791 das Verbot der Werbungen verſchärft und eine zweijährige Feſtungshaft für Werber und Angeworbene feſtgeſetzt, auch jede Lieferung von Pulver, Flinten, Kugeln und Kanonen ꝛc. unterſagt. Er erklärte nun dem franzöſiſchen Hof, er werde grade ſo handeln, wie der Kaiſer, und erließ am 3. Januar 1792 ein gedrucktes Reglement, in welchem außer der Wiederholung der früheren Anordnungen beſtimmt wurde, daß kein militäriſches Corps und keine Gattung militäriſcher Uebungen im Erzſtift geduldet, auch Remonte- und Artilleriepferde für die Franzoſen an allen Zollſtätten zurückgewieſen werden ſollten. Ausgenommen wurden durch

eine nähere Erläuterung die zum Hofſtaate der Prinzen gehörenden und zu ihrer perſönlichen Sicherheit beſtimmten Garden und alle Edelleute, die als Parteculiers lebten. Dagegen erging an die Commiſſäre der Prinzen Befehl, daß das im Jeſuitencollegium, auf den Speichern von S. Caſtor und anderswo lagernde Mehl, Korn, Waizen, Reiß ꝛc. binnen drei Tagen entfernt ſein müſſe. Von Duminique erwartete, daß 2000 Franzoſen das Land verlaſſen, und daß bis zum 12. Januar kein Mann von einem Militärcorps mehr da ſein würde. Frankreich, wenigſtens ſein König ſchien nun befriedigt; es kamen die beruhigendſten Erklärungen. Inzwiſchen war der franz. Geſandte von Vergennes zum großen Bedauern des Kurfürſten abberufen worden. Der neue Geſandte des conſtitutionellen Königs, Herr Bigot de S. Croix, wurde bei Hofe, nachdem der Kurfürſt ſich in Mainz nach dem dortigen Verfahren durch einen Courier erkundigt und bis zu deſſen Zurückkunft Zahnweh gehabt hatte, mit gewöhnlichem Ceremoniell empfangen und zur Tafel gezogen. Die Emigranten aber höhnten und inſulirten „den Demokraten“ in jeder Weiſe. Er mußte den Gaſthof bei Barth verlaſſen, denn kein Franzoſe wollte dort bleiben; man beſchmutzte ſeine Thüre in der unfläthigſten Weiſe; er miethete ſich im Heddesdorfſchen Hauſe ein; von Duminique war der Einzige, der ihn beſuchte; wenn er bei Hofe erſchien, waren dort Emigranten nicht zu ſehen; mehrere derſelben ſollen ihm den Tod geſchworen haben; er nahm ſchon nach zwei Monaten Urlaub und überließ ſeinem Secretär, Herrn von Bordeaux, die Weiterführung der Geſchäfte.

Die Emigranten machten aber noch ganz andere Noth. Sie vereitelten die Ausführung der Reglements. Erſt warfen ſie im Unwillen über die in Coblenz eingetretene Aenderung alle Schuld auf den Miniſter. Die Stellung des-

ſelben wurde äußerſt unangenehm; er habe, ſchreibt derſelbe am 2. Januar 1792 in einem Rapport an den Kurfürſten, das ſonderbare Schickſal, daß er von Domcapitel, Ständen, Directorien [1]) und Regierung der Conſpiration mit den Emigranten verdächtigt werde, ſo daß er bei der erſten Nachricht von einer Invaſion das Leben riskire, während er von der andern Seite der Schwäche und Nachgiebigkeit beſchuldigt werde; „man hat geſchrieen," ſchreibt er in einem Briefe an v. Kerpen, „daß ich von den Prinzen gewonnen ſei, die Prinzen ſchreien, daß ich mich zu ſehr einſchüchtern laſſe, und daß ich dem revolutionären Frankreich zu ſehr helfe." Glaubte der Kurfürſt, es beſtehe von Seiten der Emigranten das geheime Project, den Kaiſer mit der franzöſiſchen Nation in einen Krieg zu verwickeln, ſo ſchien dem Miniſter die Emigrantenbehandlung ein zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von Preußen und Ludwig dem XVI. verabredetes Spiel zu ſein; „man will," ſagt er in einem geheimen Schreiben am 8. Januar, „die Armee der Contrerevolution entwaffnen und zerſtreuen, man will von der dem Kurfürſten drohenden Gefahr her einen plauſiblen Vorwand gewinnen, die Pläne der Prinzen zu vereiteln; der Kaiſer und der König von Preußen wollen unter einem andern Vorwand handeln und nicht das Anſehen haben, als unterſtützten ſie die Pläne der Prinzen; der Hof von Frankreich will keine Verpflichtung gegen die Prinzen haben, um die Prätentionen zu vermeiden, welche ſie und ihre Creaturen nachher aufſtellen können, und kein Hof will Herrn v. Calonne. Wenn wir den Willen der Höfe erfüllen, ſcheint es, wir haben nichts zu fürchten; die Contrerevolution iſt vernichtet, die Prinzen ſind wüthend,

[1]) Das ſind Ausſchüſſe der Stände, welche deren Intereſſen wahrten, ſo lange die Stände ſelbſt nicht verſammelt waren.

die Franzoſen verzweifelt und Calonne hat ſeine Carrière beendigt.“ Beide der Kurfürſt wie ſein Miniſter blieben zunächſt des ernſten Willens, die neutrale Stellung des Kurfürſtenthums aufrecht zu erhalten, aber es fehlte ihnen die Kraft gegen die Vorwände und Schliche, die Eigenmächtigkeit und den zähen Uebermuth der Emigranten, es fehlte ihnen die Macht gegen die bewaffneten Schaaren, es fehlte ihnen endlich auch Härte gegen Unglückliche. Das Erbieten der Franzoſen, gegen jeden feindlichen Einfall zu helfen, wurde abgelehnt, aber immer wiederholt. Auf die eindringlichſten Schreiben des Miniſters gaben die Prinzen keine Antwort. Einige Abtheilungen von Bewaffneten zogen ab, andere kamen dafür in großer Zahl in Coblenz und anderen Orten an. Broglio ließ ohne Vorwiſſen der Prinzen und des Kurfürſten zehn Compagnieen franzöſiſcher Edelleute aus den Niederlanden kommen und ſchickte den Prinzen von Rewel und Herrn de la Valle im Anfang Januar 1792 nach Trier, um ſich mit dem dortigen Statthalter von Kerpen über Cantonnements für dieſelben zu benehmen. „Es iſt zum Raſendwerden, in dem Augenblicke, da alles rassemblement militaire verboten iſt!“ ließ von Duminique aus, konnte aber nur mit Mühe gegen Broglio, mit dem er tagtäglich die ſtärkſten Auftritte hatte, bei den Prinzen durchſetzen, daß für den größeren Theil Gegenbefehle erfolgten, die anderen aber zu je 20 durchgelaſſen und nach Ettenheim geſchickt wurden. In Coblenz und Umgegend hinderten erſt das ſchlechte Wetter, der Schnee auf den Bergen, der anhaltende Regen, die angeſchwollenen Flüſſe den Abzug nach naſſauiſchen Orten; die fliegende Brücke konnte nicht fahren; es wurden in Mitleid weitere Termine geſetzt; darauf hatten die Franzoſen kein Geld, ſie wußten nicht wohin. Als ein Regierungsreſcript dem hieſigen Stadtrath befahl, den in ſeinem Amtsbezirk befindlichen

Leibgarden des Königs bekannt zu machen, daß ſie ſich binnen acht Tagen zu erklären hätten, ob ihnen neue Quartiere in Oeſterreich oder Heſſen bereit ſeien, remonſtrirte der Magiſtrat, daß ſehr wenige oder keine an der Montur kennbare Königsgardiſten in hieſiger Stadt anzutreffen ſeien, daß ſich viele Emigranten nach eingezogener Erkundigung ſolche Namen beilegten, die ſie gar nicht kennbar machten, daß ſie zugleich ihre Qualität als Gardiſten verſchwiegen, und man daher außer Stande ſei, das Reſcript zu erledigen. In gleicher Weiſe war es nicht wohl möglich, dem Antrage von Hommers Folge zu geben, ein namentliches Verzeichniß aller anweſenden Franzoſen anzufertigen; es hinderte dies der ewige Wechſel und die Angabe falſcher Namen. Es wurde bei Krämern und Handwerkern nach franzöſiſchen Armaturſtücken geſucht; man fand eine ziemliche Zahl franz. Säbel, Piſtolen, Degenkoppeln u. ſ. w., die meiſten aber waren verborgen. Die Artilleriepferde zogen größtentheils ab; über 100 blieben; Calonne und einige Generale erklärten ſie für ihr Eigenthum. Es ſollte ein franz. Werber, der zwei verſchiedene Namen führte, gefaßt werden; die Prinzen ſchützten ihn, er unterſtütze in ihrem Auftrag Emigranten. Bis zum 18. März 1792 waren die hommes d'armes und die compagnie rouge ganz, die gardes du corps großentheils nach Andernach und ins Naſſauiſche gezogen, nur die gardes du roi ſtanden noch in verordnungswidriger Zahl — höchſtens 20 ſollten ohne Uniform und Chef geduldet werden — in Neuendorf, Ehrenbreitſtein und Boppard. Das Bürgermeiſteramt notirte auf Regierungsbefehl in Neuendorf von Haus zu Haus die Emigranten und fand 109 derſelben mit 103 Pferden. Die Neuendörfer erklärten ſich zwar zur vorſchriftsmäßigen Beſchränkung bereit, aber ſie ſeien des Franzöſiſchen nicht kundig, könnten keinen Nachdruck üben, mehrere Franzoſen ſeien

auch krank, andere hätten mit ihren Wirthen über Vorſchüſſe und Lieferungen noch Richtigkeit zu pflegen, jeder wolle zu den 20 gehören, und man wiſſe nicht, wer etwa dazu wegen des Dienſtes bei den Prinzen beſonders berechtigt ſei. Da mußte denn ein in der franz. Sprache geübtes Rathsmitglied zuſammen mit dem Stadtſchreiber noch einmal hin wandern und die Sache ordnen. Nun fand man 146 Emigranten, die angaben, kein anderes Quartier finden zu können. Die Regierung ſetzte es durch, daß der Commandant Flavigny nur 20 Quartierbillets austheile, und dem Ortsvorſtand wurden 20 fl. Strafe angedroht. Neuendorf wurde leerer, aber Wallersheim, Güls, Vallendar ꝛc. voller. Solcher Schliche und Ränke und Anmaßungen war kein Ende. Hielt man den Emigranten eine Verordnung vor, ſo klagten ſie über die Abhängigkeit franzöſiſcher Edelleute von ſubalternen Beamten oder beriefen ſich auf den Marſchall von Broglio, unter dem ſie ſtänden; dieſer gab ihnen Verhaltungsmaßregeln nach ſeiner Art, ſcheinbar willig zu ſein, aber anders zu handeln, oder er bezog ſich auf unmittelbare Anordnungen der Prinzen und ſeine Ohnmacht gegenüber dem Einfluß anderer Generale. Und von Calonne behauptete kühn, der Miniſter habe erlaubt, neuen Zügen niederländiſcher Compagnien in der Eifel und an der Moſel Quartiere anzuweiſen, der Miniſter erklärte das Gegentheil. Kurz man ſieht, die Fremden ſpielten die Herrn und Gebieter. Von Dankbarkeit wollten ſie nichts wiſſen; ſie ſcheuten ſich nicht zu ſagen, ſie hätten Geld genug ins Land gebracht und deshalb ſeien die Einwohner ihnen Dank ſchuldig. „Der kurf. Hof," ſchreibt v Kerpen, „muß eine ſehr gemeſſene Sprache führen, wenn die Reglements eingehalten werden ſollen, und die Execution mit Gewalt vornehmen, nöthigenfalls die Hospitalität aufkündigen; es iſt gar nicht einzuſehen, aus welchem Grunde die Deutſchen jener

Nation auf die Beine helfen ſollen, welche immer verſucht hat, die Deutſchen zu unterdrücken.“ Der verſtändige geiſtliche Herr hatte ſicher Recht, aber die Gaſtfreundſchaft aufzugeben vermochte das gütige Herz des Kurfürſten nicht, und zur Anwendung von Gewalt hätte man Mittel der Gewalt haben müſſen. Dieſe fehlten; die 1200 Soldaten, welche man gewöhnlich hielt und auf der Feſtung, in Coblenz und in Trier vertheilte, verminderten ſich im Frühjahr 1792 um 300 Mann, als die vierjährige Dienſtzeit der 1788 gezogenen Mannſchaft zu Ende ging; ein Erſatz war ſchwierig, denn 1789 war die eigene Ziehung der Rekruten aufgegeben und beſtimmt worden, daß künftig geworben werden ſollte; die Werbung aber hatte ſchlechten Fortgang, weil ſowohl die kaiſerlichen Werber, wie die Franzoſen Alles, was brauchbar war, in ihre Dienſte nahmen. Der Magiſtrat in Coblenz klagte, die Franzoſen engagirten faſt alle Bäckerburſche und würben ſo viele Stalldiener an, daß die Meiſter an Geſellen, der Landmann an Knechten und die Garniſon an Rekruten Mangel habe. Die Regierung mußte im Sommer zur Ziehung zurückkehren. Wäre aber auch die volle Zahl da geweſen, ſo wäre ſie der viel größeren Macht der Emigranten nicht gewachſen geweſen, die, mochte man auch einzelne Transporte von Gewehren aufgegriffen und auf die Feſtung gebracht haben, wohl wußten, wo und wie ſie ſich ſogleich bewaffnen könnten. In der That wurden jedoch die trieriſchen Truppen ſo ſchwach, daß die Behörden den Kurfürſten nicht bergen konnten, er werde vielleicht in die Lage kommen, nicht einmal ſein Reichscontingent zuſammen zu haben, und vergeblich erinnerte v. Kerpen daran, daß ſich wie 1702 und 1714 Kreisaſſociationen bilden müßten, um jede Gefahr abzuwehren. Da blieb alſo nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und Manches zu dulden oder nicht

zu ſehen, was nicht geändert werden konnte. Das brachte aber von anderer Seite Schwierigkeiten.

Gar manche Bürger begünſtigten, wie ſchon erwähnt, das Bleiben der Emigranten. Nicht ſo die geiſtlichen und weltlichen Landſtände des Ober- und Niedererzſtifts Es waren unter dieſen Aebten, Pröbſten, Prioren, Stifts- und Landdechanten, ſo wie unter den Deputirten der zwei Directorial- und der je ſechs kleineren Städte einſichtige und erfahrene Männer, aber auch ſehr aufgeregte und unruhige Köpfe, die, wie es in bedenklichen Zeiten zu gehen pflegt, durch Thätigkeit und Eifer, durch Unbedenklichkeit in der Wahl ihrer Mittel bei Nichtbeachtung oder falſcher Beurtheilung der thatſächlichen Verhältniſſe auch Andere mit ſich fortriſſen. Es waren nicht etwa Leute, die ſich für die neue Freiheit begeiſterten, die mit Joh. v. Müller in dem Tage der Baſtilleerſtürmung den ſchönſten ſeit dem Untergange des römiſchen Reichs ſehen wollten; ihr Unmuth war ein patriotiſcher; ſie waren beſorgt um die Lage ihres Landes, ſie ſahen die Unterſtützung der geflüchteten Franzoſen als gefährlich an, weil ſie die Rache der Freiheitsmänner in Frankreich aufrufen und dem Erzſtift den Untergang bringen könnte. Aber ihre Beſorgniß und Furcht ſteigerte ſich zur Leidenſchaft und zu äußerſt bedenklichen Schritten gegen die Regierung, den Miniſter und den Fürſten ſelbſt; ſie trugen den wirklich vorhandenen Schwierigkeiten nicht Rechnung, ſchenkten unwahren und übertriebenen Gerüchten zu leicht Glauben, vermehrten nur die Gefahr, ſtatt ſie zu mindern und erhoben ſich nicht über den engen Geſichtskreis, innerhalb deſſen ſie nur dem eigenen kleinen Lande und deſſen Intereſſen Berückſichtigung ſchenkten. In Coblenz machten die Landſtände ſchon im December 1791 immer eindringlichere Vorſtellungen, die ſie als das vielleicht einzige Mittel bezeichneten, dem Kurfürſten den bisherigen Gang der Sachen

in ſeiner wahren Geſtalt hinzuſtellen. Unter Berufung auf eine Menge theils wahrer theils unwahrer oder entſtellter Einzelnheiten behaupteten ſie, die Neutralitätsvorkehrungen ſchienen kein rechter Ernſt zu ſein, man habe ſie damit getäuſcht und das Land nach und nach an den Abgrund geführt; ſie verdächtigten den Miniſter von Duminique, der Schuld ſei, daß das Land der franzöſiſchen Nationalrache ausgeſetzt ſei, und in deſſen Händen ſie unmöglich länger das Schickſal der Unterthanen ſehen könnten, wenn ſie auch dem Gerücht nicht glauben wollten, daß er bei dem Gegenrevolutionsplan intereſſirt ſei; ſie drohten ſchließlich mit Anrufung höherer richterlicher Hülfe, damit die ganze Welt überzeugt würde, daß die Stände alles Mögliche zur Rettung des Vaterlands gethan hätten (24. December 1791). Der Kurfürſt ließ ihnen durch v. Hügel ſeine höchſte Indignation beſonders über das Mißtrauen in ſeine landesväterlichen Abſichten und über ihre grundloſen Beſchuldigungen gegen den Miniſter eröffnen und auf die Gewißheit kaiſerlicher Hülfe im Falle der Gefahr hinweiſen. Denn er hatte durch den kaiſ. Geſchäftsträger v. Kornrumpf die officielle Anzeige erhalten, daß zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Preußen eine Defenſiv-Allianz zur Erhaltung der Reichsconſtitution unterzeichnet ſei; er wußte, daß beide Monarchen in Paris energiſche Vorſtellungen gegen jede Verletzung der Reichsgränzen gemacht, und daß Feldmarſchall Bender den Befehl erhalten hatte, bei drohender Gefahr Hülfe zu leiſten. Da ſtimmten die Stände zwar einen andern Ton an, ſie verſicherten ihre treue Ergebenheit gegen den Kurfürſten, der ſich raſtlos um Minderung des Staatsaufwandes bemühe, der in Wohlthätigkeit ſein Glück ſuche, dem die Rechte der geringſten Unterthanen ſo heilig ſeien, wie ſeine eigenen; ſie hätten nicht beleidigen wollen und geglaubt, daß er die franz. Angelegenheiten hauptſäch-

lich dem Miniſter überlaſſe; ſie hätten bei der Bemühung, den Beſitz der Unterthanen zu ſichern, nicht ſorgfältig gewählte Ausdrücke gebraucht und die Unbeſtechlichkeit des Miniſters nicht antaſten wollen. Aber die Klagen gegen die Emigranten erneuerten ſie, und die Ausſicht auf kaiſ. Hülfe erregte ihnen die neue Beſorgniß, daß der Kurſtaat ein Schauplatz des Kriegs werde, und daß Theuerung der Lebensmittel die Folge ſei. Und als ſie am 21. Januar 1791 ſich verabſchiedet, auch ihre Deprecation und Treuverſicherung wiederholt und für das Reglement vom 3. Januar gedankt hatten, beobachteten ſie die Emigranten und ihr Verhalten ſorgſam; der Syndicus der weltlichen Stände machte über alle begründete und vermuthete Abweichungen von den kurf. Erlaſſen Anzeige an die obererzſtiftiſchen Directorien, es erhoben ſich heftige Debatten über die Art, wie man „ächte Maßregeln zur Sicherung des Erzſtifts und zum Vorbiegen aller Gefahr" nehmen ſolle, ob man eine Klage gegen den Kurfürſten bei dem Reichsgericht erheben, oder ob man ſich an die Nationalverſammlung in Paris wenden ſolle. Das Letztere wäre offenbarer Verrath, das Erſtere verfaſſungswidrig und erfolglos geweſen und jedenfalls war es unpolitiſch; es konnte nur die Gefahr des Landes mehren, wenn die eigenen Stände die Nichtbefolgung der Reglements öffentlich behaupteten. Indeſſen erhoben die obererzſtiftiſchen Directoren den Recurs an das Reichsgericht, nachdem der Scheffe Gottbill und der Amtsmeiſter Recking und Linius dies am 21. März gehindert hatten, einen Monat ſpäter zum Beſchluß; den niederſtiftiſchen Syndicus beruhigte aber v. Hügel durch die Noten des Herrn v Bordeaux, welche die nochweilige Zufriedenheit des franz. Miniſteriums erklärten, und der Recurs kam nicht zu Stande. Als jedoch nach Leopolds II. Tode im April und Mai die Gefahr ſich ſteigerte, die Kriegserklärung

Frankreichs gegen den König von Ungarn und Böhmen erfolgte, Dumouriez dabei Ausfälle auf den Kurfürſten von Trier machte, deſſen Maßregeln gegen die Emigranten illuſoriſch ſeien, der zahlreiche Attrouppements dulde, der Magazine derſelben im Kurſtaate habe, ein perfides Spiel von Drohungen und Gewaltthätigkeit treibe, und als die Furcht ſich verbreitete, die Franzoſen würden nach Trier kommen, die Häuſer plündern und den Bürgern den Wein in den Kellern austrinken, da konnten die obererzſtiftiſchen Stände weder durch v. Hügels proteſtirende Noten an Herrn v. Bordeaux noch durch des Kurfürſten ernſteſte Weiſungen an die Prinzen abgehalten werden, eine Denkſchrift zum Drucke zu entwerfen, um Frankreich und das Publikum zu belehren, daß ſie nicht Theil daran hätten, wenn gegen die Neutralität gehandelt würde; ſie berückſichtigten nicht, daß ſie damit eine öffentliche Anklage gegen ihren Landesherrn richten, Unzufriedenheit gegen ihn verbreiten und der franz. Nation Grund geben würden, jeden Unfug an den Gränzen zu beſchönigen. Für des Kurfürſten Unvermögen gegen die Emigranten hatten ſie kein Verſtändniß. Ja es fielen gegen den Kurfürſten die härteſten Worte. Einer der heftigſten ſagte, „es könne nur ein Dummkopf oder wer zu einer Fraction gehöre, jetzt ohne Furcht ſein; es ſeien 25 Jahre, daß der Kurfürſt regieren thäte, während dieſer Zeit ſei das Land durch Gebäu, durch Jägereinrichtungen und andere Gegenſtände in Schulden verſetzt und durch die Aufnahme der Franzoſen in die unglückliche Lage gebracht, mit Krieg überzogen zu werden". Nur die gemeſſenſten Befehle des Kurfürſten und die unwillige Drohung desſelben, daß die Directorien mit Perſonen und Vermögen für die Folgen verantwortlich blieben, konnten dieſen bedenklichen Beſchluß, eine Denkſchrift zu drucken, rückgängig machen. Die niedererzſtiftiſchen Stände überzeugte von Hügel durch Gründe von

der Schädlichkeit eines ſolchen Schrittes; „ſie wurden," wie die Trierer ſagten, „gegen die ihren Mitſtänden drohende Gefahr unfühlbar." Was die Köpfe am meiſten kühlte, das war die Furcht, daß die Preußen kämen. Und doch fehlte es auch da nicht an unbegründetem Tadel und an Unzufriedenheit. Die Emigranten tadelten, daß die coalirten Mächte nicht ſchnell genug herbeirückten und ihnen halfen; die Stände, durch Nachrichten des landſtändiſchen Syndicus v. Laſſaulx in Coblenz aufgeregt, die Preußen würden auf Koſten des Landes Verpflegung finden, verlangten, der Kurfürſt ſolle ihren Durchmarſch hindern! Der Miniſter ſchrieb an den Statthalter von Kerpen in Trier, man müſſe die unruhigen Köpfe notiren, er habe ein Mittel, zwei Worte über ſie zu ſagen, ſobald die Preußen da wären. Im Uebrigen ließ er mittheilen, daß die Preußen weder Korn noch Hafer im Erzſtift aufkaufen würden, ihre Magazine, von Danzig aus mit Allem verſehen, ſeien ſchon in Holland eingerichtet.

Mit der Ankunft der Preußen ſollte nun eine andere Ordnung der Dinge eintreten. Es ſchwanden damit auch die vereinzelten und unbedeutenden Erſcheinungen revolutionärer Geſinnung, die in Coblenz beobachtet waren. Unter den Franzoſen war mancher Aufwiegeler, die Dienerſchaft des neuen Geſandten war immer wohl mit Geld verſehen, und fremde Zuwanderer brachten die neuen Freiheitsideen unter das Volk. Es wurde der Regierung bekannt, wie in den drei Reichskronen und in anderen Wirthshäuſern franz. Nationalcocarden aufgelegt worden ſeien, wie Handwerksburſche ausgelaufen hätten: „Es lebe die Nationalverſammlung!" wie ſich ein Bürger Stauber aufrühreriſche Reden erlaubt, wie an Markttagen, beſonders Donnerstags, verſchiedene Schultheißen, Gemeindevorſteher und Schulmeiſter vom Lande ſich in das Haus des franz.

Geſandten begäben und dort Wein und Geld erhielten. Deshalb wurden auf höchſten Befehl am 20. Februar 1792 vier Mitglieder der Regierung, die Geh. Räthe von Cohauſen, von Hommer, von Pidoll und Hofrath Radermacher, als Commiſſarien beſtellt, welche die Stadt in vier Diſtricte theilten und durch ſtille Aufſeher Nachforſchungen anſtellten; der Kurfürſt ließ jedem 200 Gulden für etwaige Auslagen zahlen. Sie fanden aber bei näherer Ausſandſchaftung, daß jenen Anzeigen nichts Bedenkliches zu Grunde liege, daß namentlich Stauber, gegen welchen der Chevalier von Servigny und andere franz. Offiziere geklagt hatten, bei einem Weinkauf in Rhenſe ein Gläschen zu viel getrunken, in Capellen mit Franzoſen zuſammen getroffen ſei, aber nicht wiſſe, wovon er geſprochen habe. Doch wurde eine Verordnung gegen innere Ruheſtörer und deren Complotte öffentlich angeſchlagen und den ſtädtiſchen Muſikanten verboten, das „ça ira" in Gaſthöfen zu ſpielen. Ein eigentlich aufrühreriſcher Sinn hatte ſich auch bei den unteren Claſſen des Volkes nicht entwickelt.

---

10. Die Preußen in Coblenz.

Die Verbindung Preußens und Oeſtreichs gegen Frankreich war nun geſchloſſen, der Plan zum Feldzug in die Champagne endlich geordnet, die preußiſchen Truppen näherten ſich im Juni 1792 Coblenz, während der Kurfürſt ſich mit ſeinem Miniſter von Duminique zur letzten Kaiſerwahl nach Frankfurt begeben hatte, und der Dombechant Freiherr von Kerpen als Landſtatthalter die Geſchäfte führte. Die kurf. Beamten, wie der Stadtmagiſtrat hatten in den nächſten Wochen ſehr viel mit der Entfernung der Franzoſen und für die Aufnahme

„des zur Beſchützung des deutſchen Reichs ankommenden preußiſchen Militärs“ zu thun. In erſter Beziehung gab es viele Schwierigkeiten, da die Emigranten jetzt, von den Feſſeln der Reglements befreit und in der Einbildung, daß Alles nur ihretwegen geſchähe, noch höhere Anſprüche machten, wie früher, und da ſie meiſtentheils ohne Geldmittel die Bürger mit Verluſt und Schaden bedrohten. Der Stadtmagiſtrat, zur Aeußerung über die Bequartierung aufgefordert, ſchlug vor, alle Franzoſen, die bei den Prinzen nicht äußerſt nöthig ſeien, zu delogiren, mit der Einquartierung die bürgerlichen und zur Aushülfe auch die befreiten Häuſer zu belegen, beſonders ſolche, in welchen bisher Franzoſen gegen Miethe aufgenommen waren, und die gewöhnlich vermietheten Speicher, nöthigenfalls auch die Kreuzgänge der Klöſter den Preußen gegen billigen Zins zu Magazinen anzuweiſen. Die Regierung beauftragte am 14. Juni 1792 den Geheimen Rath von Hommer und den Bürgermeiſter Scholl, dem Generallieutenant von Miran den Antrag zu machen, daß wegen Ankunft der Preußen die Dragoner von Artois, die Offiziere des Dragoner-Regiments der Königin und die Carabiniers in ein Cantonnement auf dieſer oder jener Seite des Rheins verlegt würden, und vier Tage darauf beſchloſſen der General von Schönfeld, der General-Quartiermeiſter von Grawert und der Marquis de la Roſière ein Uebereinkommen über die Quartiere und Märſche der Preußen und der Franzoſen ab. Doch waren noch viele Correſpondenzen des Landſtatthalters mit den franz. Generalen erforderlich, um dieſe zur Ausführung der getroffenen Dispoſitionen zu bewegen. Als die preußiſchen Commiſſarien die Räumung der gedeckten Reitſchule, der anſtoßende Ställe und Remiſen im Thal zur Brodbäckerei verlangten, weigerten ſich die dort mit ihren Pferden liegenden Prinzengarden, dies

vor 15 Tagen zu thun; erſt das energiſche Einſchreiten von Kerpens half ab. Ebenſo ging es in Horchheim, wo der Herzog von Braunſchweig vorläufig ſein Hauptquartier aufſchlagen ſollte, und deſſen Quartiermeiſter Major von Lecoq den Herzog v. Guiche mit der Compagnie Luxemburg verdrängen mußte. Der Kurfürſt erließ den Befehl (29. Juni), daß bis zum 2. Juli alle Emigranten, die zu einem Truppencorps gehörten, Coblenz und die Umgegend verlaſſen haben müßten; nur Geiſtliche, Frauen vom Ehrenſtande und Kranke durften bleiben, wenn ſie ihre und ihrer Dienerſchaft Namen und Quartiere bei der kurf. Commiſſion angezeigt und einen Schein darüber erhalten hatten. Es war dies um ſo nöthiger, als die Zahl der Franzoſen ſtatt ſich zu vermindern, täglich wuchs; von Kerpen ſchlug eine Menge Geſuche, die dagegen eingereicht wurden, conſequent ab. Nun ſahen die Coblenzer einen Theil der luxuriös ausgeſtatteten Emigranten-Regimenter durch die Stadt zu ihren Quartieren an der Nahe, auf dem Hunsrücken und an der Obermoſel ziehen. Doch war ihr Abzug an vielen Orten mit Unruhen verbunden. Die Gläubiger wollten ſie ihrer Schulden wegen nicht fortlaſſen; es kam ſelbſt zu Thätlichkeiten. Die Franzoſen verſuchten Beruhigung durch Geißeln zu ſchaffen, die ſie zurückließen; aber dieſe beſaßen ſelbſt nichts; „die fünf Franzoſen, die in Vallendar zurückbleiben, haben keine Effecten und Mittel und bieten keine Sicherheit,“ meldete der dortige Amtsverwalter von Steitz. Endlich ſchien Hülfe zu kommen. Die Prinzen waren in dem Teſtamente Kaiſer Leopolds bedacht; der ruſſiſche Geſandte von Romanzoff zahlte ihnen bedeutende Summen, der Kurfürſt meinte, eine Million Thaler. Von Duminique ſchrieb von Frankfurt, die Prinzen könnten nun alle Schulden bezahlen und mit Ehren abreiſen. Der Finanzrath Limbens brachte von Brüſſel über 500,000

Gulden Wechſelbriefe, die, von dem Banquier Mülhens für richtig befunden, gemäß einem Uebereinkommen mit v. Calonne bei dem Statthalter deponirt wurden und Hoffnung gewährten, daß die Schulden wenigſtens größeren Theils gedeckt würden. Vorläufig beruhigten ſich die Creditoren und Lieferanten, da von Kerpen, von dem Kurfürſten, dem Miniſter und den preuß. Generalen unterſtützt, mit Feſtigkeit die Intereſſen der Bürger vertrat. Die Prinzen mit ihrer Suite, ihren Equipagen und Pferden blieben noch bis zum 13. Juli, und ſo lange ſie blieben, erregten ſie Anſtände und zeigten den kurf. Beamten und ihren Anordnungen gegenüber fortwährend Rückſichtsloſigkeit und Uebermuth, ſo daß ſelbſt der langmüthige Kurfürſt endlich die Geduld verlor. Ihre Pferde ſtanden theils in Schönbornsluſt theils in Coblenz; die Ställe ſollten geleert werden, dort für die Pferde des Königs von Preußen, hier für die der königlichen Prinzen. Kammerrath Wirth begab ſich nach Schönbornsluſt, Niemand wollte weichen; er bot an, die Pferde in Kärlich unterzubringen oder ihnen andere Stände in der Stadt anzuweiſen, damit jeder Zwiſt mit den Leuten des Königs vermieden werde; eine halbe Stunde vor deren Ankunft waren ſie noch da. „Das begreifen nur diejenigen nicht," bemerkte der Kurfürſt auf die ihm gemachten Anzeige, „die mit den Franzoſen noch nichts zu ſchaffen hatten, welche es wagen, ſich einem unangenehmen Streit mit der Suite des Königs auszuſetzen, deſſen Schutz ſie anflehen, deſſen Wohlthaten ſie empfangen haben. Sie bleiben immer Franzoſen!" Als von Kerpen ſchrieb (10. Juli), es ſei zuverläſſig, daß die Prinzen künftigen Donnerstag Nachts abgingen, notirte Clemens W. ſein „Gott ſei Dank!" daneben, und ebenſo neben die Nachricht, daß Coblenz ſich von Franzoſen leere, die Worte: „Deß bin ich wohl

froh!“ Am 13. Juli reiſten ſie nach einem glänzenden Souper bei der Prinzeſſin von Naſſau im ruſſiſchen Hauſe endlich ab.

An die Stelle der Franzoſen rückten allmählich Preußen. Es war ein großer Unterſchied; an der Spitze als Oberfeldherr der Neffe des berühmten Siegers von Crefeld und Minden, der regierende Herzog Carl W. Ferd. von Braunſchweig, eine große, kräftige, edle Geſtalt mit offener Stirn und feurigen Augen, ein Mann voll Würde und Freundlichkeit, umgeben von der Glorie des ſiebenjährigen Kriegs, anerkannt als tüchtiger Feldherr, ſo daß ſelbſt die Franzoſen ihn hatten zum Führer gewinnen wollen; ſeine Truppen, größtentheils aus der Schule Friedrichs des Großen ſtammend, in den Waffen geübt, ſtattlich gerüſtet, feſt disciplinirt, ſtramme Leute: „ſie werden,“ ſagt von Kerpen, „allem Anſcheine nach für das Land eine große Wohlthat ſein und die böſen Gewohnheiten austreiben, die Viele angenommen haben.“ Sie zahlten pünktlich; von Göking, der die zweite Marſchcolonne beſorgte, wollte ſelbſt 1000 Friedrichsdor auf Abſchlag im Voraus geben, was jedoch Geh. Rath Weckbecker „als wider die Delicateſſe“ ablehnte. Es wurde den neuen Gäſten von den kurf. Behörden die größte Aufmerkſamkeit und Fürſorge zugewendet; auch ihr Verhältniß zu den Bürgern geſtaltete ſich gut und freundlich. Der Herzog von Braunſchweig, bei der Einfahrt in Ehrenbreitſtein mit 24 Kanonenſchüſſen begrüßt, ſchlug am 3. Juli ſein Hauptquartier im v. Eyß'ſchen Hauſe zu Horchheim auf; ſofort eilte der Statthalter, ihn zu bewillkommnen, traf ihn vor dem Orte, überreichte ihm zwei Schreiben des Kurfürſten, und kehrte mit ihm nach Coblenz zurück, wo der Herzog die franz. Prinzen beſuchen wollte. Auf der Brücke freute man ſich ſeiner Höflichkeit, indem er die Leute aufforderte, ſich zu bedecken. Noch größeres Vertrauen faßte man zu den Preußen, als er Ordre gab, in den be-

nachbarten Orten alle Scheuern, in denen Pferde eingeſtellt waren, zu räumen, damit die Bauern nicht gehindert wären, ihr Getreide einzuheimſen, und als von Grawert ſich Mühe gab, für das Lager bei Rübenach ein uncultivirtes Terrain auf der Höhe zu finden, wo den Früchten kein Schaden gethan werde. Kaum ſchien es deſſen zu bedürfen, daß der Kurfürſt ihm die Fürſorge für ſein Land anempfehle. Doch benutzte derſelbe die Zwiſchenzeit zwiſchen der Wahl und der Krönung des Kaiſers Franz II., um ſchnell nach Coblenz und Horchheim zu fahren (7. Juli), den Herzog zu ſprechen und dann ſogleich nach Frankfurt zurückzukehren. Am 13. Juli verlegte der Herzog ſein Quartier in das deutſche Haus; kaum hatte der Amtmann noch Zeit, den von den abziehenden Franzoſen zurückgelaſſenen Schmutz zu entfernen; am 18. Juli zog er nach Rübenach. Es war natürlich, daß bei der großen Zahl der Truppen Theuerung entſtand; denn hatte auch der Miniſter von Duminique von Frankfurt aus angeordnet, daß an die benachbarten Ortſchaften Hafer von den kurf. Speichern gegen billigen Preis abgegeben wurde, und kamen auch aus den holländiſchen Magazinen der Preußen bald große Ladungen von Getreide und Hülſenfrüchten an, ſo ſtiegen doch die Preiſe der anderen Lebensmittel auf ungewohnte Höhe, und an Fleiſch, Bier, Branntwein ꝛc. trat Mangel ein. Doch wurde den Klagen des Herzogs darüber ſchnell abgeholfen. Geh. Rath Weckbecker trat mit dem Magiſtrat darüber in Verhandlung, und es wurde beſchloſſen, daß es Jedermann, Chriſten und Juden, erlaubt werde, Vieh zu ſchlachten und zu verkaufen, daß die Einfuhr von Bier u. ſ. w. abgabenfrei ſein, und Jedem der Kleinverkauf geſtattet ſein ſollte; dazu wurden auf dem Caſtorhof, dem Florinsmarkt, dem Paradeplatz, am Löhrthor, bei den Dominikanern und Franziskanern, in der Clemensſtadt und nachher ebenſo

im Lager Meßbuden aufgeſchlagen; den Marktmeiſtern wurden die Rathsverwandten Burkart und Jommes beigegeben, daß ſie die Preiſe für Gemüſe, Butter, Eier ꝛc. ſetzten und allen Vorkauf verhindern halfen; in den Brauereien und Klöſtern wurde Tag und Nacht Bier gebraut. Auch in anderen Beziehungen erfüllte man die Forderungen und Bitten des Herzogs bereitwilligſt. Bei Weißenthurm ſollte eine fliegende Brücke zum ausſchließlichen Transport der Truppen eingerichtet, bei Coblenz oberhalb der Reſidenz eine ſtehende Schiffbrücke gebaut werden. Es fehlte an Pontons. Der Herzog verlangte einen geſchickten Mann zur Hülfe. Der Statthalter beauftragte ſofort den in ſolchen Dingen ſehr erfahrenen Herrn Faßbender, der ſofort, was mangelte, beizuſchaffen wußte und ſo gute Dienſte that, daß ihn der Herzog nicht entlaſſen wollte, bis die Brücke vollendet ſei. Der Kurfürſt geſtattete dies, obwohl Faßbender eigentlich die Rückfahrt von Frankfurt leiten ſollte. Die militäriſchen Verhältniſſe wurden gemäß einer Verabredung des Commandanten von Wenz mit dem General von Thadden ſo geordnet, daß die Preußen die Hauptwache beſetzten — man hätte ihnen ſonſt eine beſondere Hauptwache ſchaffen müſſen, und das hätte Geld gekoſtet — und daß ſie die nöthigen Poſten an der Commandantur und an den Thoren ſtellten.

Es war ein militäriſches Leben und Treiben, wie Coblenz noch keines geſehen hatte. Die wechſelndſten Erſcheinungen und Bilder zogen vorüber. Erſt die zahlreiche Einquartierung. Ein vorläufiges Verzeichniß nennt 3264 Perſonen mit 1571 Pferden; es waren weniger Mannſchaften als militäriſche Behörden; z. B. der Staatsminiſter Graf von Schulenburg, die Cabinetsräthe und Mitglieder des Ober-Kriegscollegiums, die Generaladjutanten von Biſchofswerder und von Mannſtein, ſechs Flügeladjutanten, der Generalquartiermeiſter von Grawert,

die drei Quartiermeiſter v. Lecoq, von Pfuhl und von Maſſenbach, die Ingenieure von Rauch, von Linderer, von Laurens, ein reformirter, ein lutheriſcher und zwei katholiſche Prediger, der Oberauditeur, der General-Polizeidirector, der Stabsprofoß mit Scharfrichter und Geſellen, das Feldkriegscommiſſariat unter der Direction des Geh. Finanzraths von Harlem, die Feldkriegskaſſe, das Feldpoſtamt, die Proviant- und Magazinbeamten, das Fuhrweſen, das Feldlazareth ꝛc. mit allen dazu gehörigen Räthen, Secretarien, Regiſtratoren, Calculatoren, Canzliſten, Copiſten, Bedienten u. ſ. w. Dann kamen die preuß. Beſatzung (Inf.-Regiment von Thadden), der Durchzug der ſchönen Regimenter in ihrer ſtraffen Haltung und Zucht, die prächtige Artillerie, zum Theil auf dem Plan aufgeſtellt, die vielen Prinzen und Generale. Endlich in den Morgenſtunden des 23. Juli langte auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., mit dem Kronprinzen von Mainz her an, vom Kurfürſten, der ſelbſt am 18. Juli zurückgekommen und mit ſeinen Jachten bis oberhalb Kamp entgegengefahren war, abgeholt und nach Schönbornsluſt geleitet; denn dieſes Sommerſchloß, wie der von Leyenſche Hof waren zur Aufnahme der hohen Gäſte ſorgfältig eingerichtet und mit kurf. Möbeln verſehen worden. Und nun eine Woche lang rauſchende Feſte in der Reſidenz, Gallapräſentationen, große Mittagstafeln, Bälle, Illuminationen, Conzerte, Theatervorſtellungen, und wechſelnd im Lager Paraden, Revuen und Manövers. Es fehlte den Coblenzern nie an Stoff der Unterhaltung, an Reiz und Befriedigung der Neugier. Am meiſten Aufmerkſamkeit erregte der König ſelbſt, imponirend durch volle hohe Geſtalt, majeſtätiſch auch bei freundlicher Herablaſſung, unverkennbar von der ritterlichen Abſicht durchdrungen, das Königthum in Frankreich zu retten, und des Erfolges gewiß. Welchen Gegenſatz

bildete das Leben in Schönbornsluſt jetzt gegen das vorigjährige! Kleine militäriſche Dejeuners, kurze Mittagstafeln, zu denen keine große Zahl Gäſte geladen waren, dagegen viele wichtige Geſchäfte und ernſte Berathungen! Die letzten zwei Tage campirte der König im Lager.

Auch nachdem der König am 30. Juli über Polch weiter gezogen, und das Lager abgebrochen war, gab es noch viele Geſchäfte für das Heer zu beſorgen. Der Miniſter von Dumiſnique war unabläſſig thätig, daß es demſelben an nichts mangele, daß das Militärhoſpital mit Allem verſorgt werde, daß der Transport von Fourage und Getreide zu Waſſer und zu Lande ſchleunigſt erfolge; er ſcheute ſich nicht, ſelbſt Schiffe von Bonn und Mainz anzuhalten, „das Kriegsgeſetz und die Noth ſeien ſeine Entſchuldigung.“ Bald ſchreibt er an den nach Trier zurückgekehrten Statthalter von Kerpen, es ſeien 300 Wagen des Morgens abgegangen und der Reſt werde des Abends folgen; von Kerpen ſolle ſorgen, daß 250 Wagen am dritten Tage, ebenſo viele am vierten in Wittlich bereit ſeien, dann werde Alles gut gehen; bald zeigt er an, daß die Halfer, weil beſſer bezahlt, williger geworden ſeien, und binnen ſechs Tagen kein Schiff mehr in Coblenz vor Anker liegen werde. Der König erkannte des Miniſters eifrige Bemühungen durch ein verbindliches Schreiben und das Geſchenk einer überaus prachtvollen Tabatière mit ſeinem in Brillanten gefaßten Bilde an. Auch dies theilte von Duminique dem Statthalter mit und fügte bei, „er habe dem Ueberbringer eine Uhr mit goldener Kette gegeben, und da er wiſſe, daß auch der Herr Statthalter ein ſchönes Präſent vom Könige erhalten werde, überſende er ihm zwei goldene Uhren zur Auswahl, deren eine er bei ſeiner Rückkehr dem Herrn Lallier zurückſtatten könne; er — der Miniſter — habe geglaubt, dem Könige ſeine Erkenntlichkeit zeigen

zu müſſen, und den Platz angekauft, wo deſſen Zelt geſtanden, um dort einen Obelisk mit einer Inſchrift zu errichten.“ Große Noth machte beiden hohen Beamten und dem Kurfürſten ſelbſt das Verfahren der Franzoſen im Obererzſtift, die jetzt einen ergänzenden Theil der Armee ausmachten. Obwohl der König für einige Zeit 8000 Mann bezahlte, begingen ſie Exceſſe aller Art und nahmen den Bauern ohne Mitleid Lebensmittel und Fourage weg, ſo daß dieſelben nichts für ſich übrig behielten. Von Kerpen war bekümmert, „zu ſehen, daß der Geiſt, welcher die Revolution in Frankreich hervorgerufen habe, noch immer der nämliche ſei, und daß der Adel und Hof zwar beſtraft, aber nicht gebeſſert ſei; es ſei kein Wunder, daß das franzöſiſche Volk ſich vereinigt habe, dieſen Adel zu vernichten; von Borglio, „über deſſen Eigenmächtigkeit von Kerpen beſonders zu klagen hatte“, ſei für Recht nicht empfänglich, wenn er die Gewalt in Händen habe; dieſe Franzoſen wollten in Frankreich die Ordnung herſtellen und zeigten im Grenzlande ihres Wohlthäters Despotismus, Willkür und verletzten das Eigenthum.“ Als die Klagen der Dörfer ſich von Tag zu Tag mehrten, von Kerpen im Auftrage des indignirten Kurfürſten dem Herzog von Braunſchweig die Bitte vorgetragen hatte, zu ſorgen, daß das Kurfürſtenthum die Franzoſen los werde, dieſer aber keinen Termin dafür fixiren konnte, gab der Kurfürſt Weiſung, die Effecten und Pferde der Emigranten in Coblenz und den benachbarten Orten in Beſchlag zu nehmen, bis ſie bezahlten; doch wurde der Sequeſter bald wieder aufgehoben, officiell aus Rückſicht auf Monſieur, der That nach, weil es „freſſende Unterpfänder“ waren.

11. Die Schrecken im October 1792 und die erſte Flucht des Kurfürſten.

Der Feldzug in die Champagne mißlang; die ſchöne preußiſche Armee war durch Krankheit und Hunger auf dem Rückzuge in die ſchlimmſte Lage verſetzt; das Elend der deutſchen Reichszuſtände enthüllte ſich zuerſt am Rhein. Es begann die bewaffnete Propaganda der Franzoſen in die Gegenden, welche die Verbündeten im Siegesvertrauen ohne Schutz gelaſſen hatten. Cuſtine drang zunächſt nach Speier, brandſchatzte Worms, ſchien ſich darauf zurückzuwenden, führte bald aber ſein Hauptunternehmen gegen Mainz aus. Die Einwirkung dieſer Ereigniſſe auf die Bewohner von Coblenz war eine außerordentliche; Schrecken, Aufruhr, Flucht, faſt Verrath, noch einmal Rettung folgten hintereinander. Als die Nachricht über die Ereigniſſe in Speier und Worms Coblenz erreichten, war die Stadt von Truppen faſt ganz entblößt. Auf Requiſition des Herzogs von Braunſchweig waren ſchon im Auguſt 400 Mann unter Oberſt-Lieutenant Knipp nach Trier in Garniſon geſchickt worden; die neu gezogenen Recruten waren zur Verſtärkung nachgeſandt. Man glaubte, Cuſtine habe es beſonders auf Coblenz und die Feſtung abgeſehen; die Mainzer Schätze kamen auf ihrer Fluchtfahrt vorüber. Der Kurfürſt, damals in Kärlich reſidirend, befahl, das Archiv und die koſtbarſten Effecten einzupacken. Die angeſehenſten Einwohner ahmten das nach; Adelige wie Bürger, Weltliche und Geiſtliche eilten, ihr Eigenthum zu retten. Da verbreitete ſich beim Volke die Furcht, wenn der Adel, die Ehren- und reicheren Bürger mit den beſten Habſchaften geflüchtet ſeien, werde der mittlere und geringe Bürgerſtand beim Einfalle der Patrioten das härteſte Ungemach tragen müſſen. Nicht gegen den Kurfürſten und ſeine Regierung erhob ſich am Freitag, den 5. Oktober 1792, Abends ein Auf-

ruhr, ſondern gegen die Flucht derſelben. Rotten betrunkener Leute durchzogen die Straßen, beſetzten die Thore, ſchickten eigenmächtig Patrouillen mit Flambeaux aus, wieſen die Flüchtenden zurück, holten die Effecten wieder aus den Schiffen, hinderten einen an den Kurfürſten beorderten Eilboten abzureiten und ſtießen dabei, wie man erzählte, die zügelloſeſten Drohungen und Schimpfreden gegen den Miniſter aus. Am folgenden Morgen wurden Maßregeln der Strenge und der Beſchwichtigung getroffen.[1]) Der Kurfürſt beauftragte am 6. Oktober den Kanzler von Hügel, die Geheimen Räthe von Münch, von Pidoll, von Hommer, den Reviſionsrath Schaaff, den Hochgerichtsſcheffen Kilian und Bürgermeiſter Scholl, unter Zuziehung der Rathsverwandten Mazza und Burkart eine ſtrenge Unterſuchung einzuleiten und die Ruheſtörer auf die Feſtung zu ſetzen, um die guten Bürger gegen die böſen zu ſchützen. Alle Wirthshäuſer ſollten um 9 Uhr geſchloſſen ſein, jede Zuſammenkunft auf den Straßen durch das von Trier zurückbeorderte Militär gehindert, jede Gewaltthätigkeit exemplariſch beſtraft, wer gegen die Obrigkeit rede für ſechs Wochen bei Waſſer und Brot auf der Feſtung eingeſperrt, und wer ſich einer Wache oder Patrouille thätlich widerſetze, niedergeſchoſſen werden. General von Wenz erhielt die entſprechenden Befehle. Zugleich aber verſammelte, ſchon 7 Uhr Morgens, der Geh. Rath v. Hommer den Magiſtrat, und ließ Deputirte aus den Directoren der niedererzſtiftiſchen Landſtände, dem Magiſtrate und der Bürgerſchaft „ausſetzen." Es waren die Hochgerichtsſcheffen Scholl, Bourmer,

[1]) Im Betreff der von Boos erzählten Flucht des Miniſters nach Bonn habe ich Bedenken, da Briefe desſelben aus Kärlich vom 7., 9., 10., 11., 12 Oktober vorliegen, eine ſchriftliche Bitte an den kurkölniſchen Miniſter um Hülfe am 10. nach Bonn abgeht, und am folgenden Tage von dieſem eine abſchlägliche Antwort erfolgt.

Linz und Syndicus von Laſſaulx; Burkart, Zimmer und Syndicus Roſenbaum; die Stadthauptleute Müller, Magnino, Collig und der Stadtwachtmeiſter Engel. Sie begaben ſich in das Regierungs-Seſſionszimmer, wo ihnen der Reg.-Kanzler von Hügel in Gegenwart der Regierung und Hofkammer im Namen des Kurfürſten eröffnete, „wenn es ſchon ſich ereignen könne, daß die franz. Patrioten einen Beſuch auf hieſige Stadt machten, hätten dennoch Kurf. Durchlaucht befohlen, daß alle ihre Gelder im Landrentamt ſowie in der Privatkaſſe dahier verbleiben ſollten, indem Höchſtſie dieſe lieber verlieren wollten, als daß ein Ungemach für hieſige Stadt entſtehe; keine nahe Gefahr ſei vorhanden; doch wolle man es jedem frei laſſen, wenn er ſeine beſten Effecten außerhalb der Stadt in Sicherheit bringen wolle; auf allen Fall ſei es der höchſte Befehl, daß eine Regierungs-Deputation, der ſich dann die Deputirten anſchließen könnten, den allenfalls herannahenden franz. Patrioten entgegengehen ſolle, um zu erklären, daß man bereit ſei, ſie in hieſige Stadt einzulaſſen, und ſich ihnen in nichts widerſetzen wolle.“ Den Magiſtratsmitgliedern wurde zugleich aufgetragen, dieſe höchſte Aeußerung auf der Harrat bekannt zu machen, und an den Thoren die nöthigen Anſtalten zu treffen, daß Niemand dort gehindert werde. Dies geſchah ſofort. „Das Fieber legte ſich Nachmittags,“ ſchrieb am folgenden Tage von Duminique, „da man das Publikum überzeugen konnte, daß nur ein falſcher Lärm Veranlaſſung zur Furcht gegeben habe“. Die Franzoſen waren von Worms wieder zurückgezogen. Das Publikum war vorläufig beruhigt; aber was ſollte der Kurfürſt von ſeiner Regierung und ſeinem Kriegsrath halten, die nicht blos die Abſendung einer Deputation an die heranziehenden Franzoſen und ihre Aufnahme in die Stadt, ſondern auch Anzeige der preußiſchen Magazine und Preisgebung der Feſtung angerathen hatten? Er verweigerte ſeine Zuſtimmung zu den letzten Punk-

ten und behielt die nähere Unterſuchung ſich vor. Vor Allem mußte auf Schutz und Sicherung für die Zukunft einerſeits gegen den etwa vordringenden äußern Feind, andererſeits gegen aufrühreriſche Bürger gedacht werden. Es waren Befeſtigungswerke und eine militäriſche Beſatzung nöthig. Die Feſtung war weder ausreichend verproviantirt und mit Pulver und Munition verſehen, noch hatte ſie eine hinlängliche Beſatzung und Vertheidigungsanſtalten. Man kann ſich denken, wie dankbar der Kurfürſt in dieſem Augenblicke eine Erklärung der Zünfte und Bürger in Ehrenbreitſtein aufnahm (10. October), in welcher ſie ihn ihrer guten und getreuen Geſinnung, ihrer Entſchloſſenheit zu Hülfe und ihrer Bereitſchaft für Arbeiten auf der Feſtung verſicherten. Gleiche Anerbietungen erfolgten von den umliegenden Dörfern, von Pfaffendorf und Horchheim an bis in die Auſt hinein, von den Ortſchaften der Aemter Limburg und Montabaur, wenn auch nicht von den Bürgern dieſer Städte, von Niederwerth, Vallendar u. a. m. Der Artilleriehauptmann von Faber entwarf einen Plan zu den Defenſionswerken auf der Feſtung, wie zu einem Verhau und einer Batterie über der Karthauſe im Coblenzer Walde. Es ergingen die Befehle zur Beſchaffung des Geldes, Lieferung der Paliſſaden, Anfertigung der Faſchinen und zum Ankauf von 1000 Centner Pulver. Kriegsrath Simon übernahm mit Faber die Leitung. Der Kurfürſt erwartete von der Coblenzer Bürgerſchaft, daß ſie in ihrer eigenen Vertheidigung und aus Vaterlandsliebe gern Alles beitragen und der Bürgerſchaft zu Mainz in patriotiſcher Geſinnung und männlicher Kraft nicht nachgeben werde. Darüber hatte man nämlich damals die günſtigſten Nachrichten. Das gute Verhältniß zwiſchen der Stadt und dem Landesherrn ſchien durch ein Schreiben desſelben vom 18. October gänzlich hergeſtellt: „Die von dem Bürgermeiſter Scholl

der von mir niedergeſetzten Commiſſion eingereichte Erklärung über die Geſinnungen ſämmtlicher Zünfte iſt mir beſonders angenehm geweſen. Ich war niemals ſo ungerecht, das Vergehen vom 5. d. M. der ganzen Bürgerſchaft aufzubürden. Die Unterſuchung iſt beendigt, ich kenne nun die einzelnen Schuldigen und werde ſolche nach den Anträgen meiner Landesregierung und nach dem eignen Verlangen der Bürgerſchaft ohne Nachſicht beſtrafen laſſen. Ich bedaure, daß einige wenige böſe Menſchen durch den ſträflichen Vorgang den Namen der Bürgerſchaft bei Auswärtigen entehrt haben, und erfreue mich, in der Allgemeinheit die alte Liebe, Treue und jene bei meinem Ueberzuge in die Stadt ſo heilig zugeſicherte Anhänglichkeit noch ungeändert gefunden zu haben". Er weiſt im weiteren Verlaufe auf ſein unermüdliches Streben und Arbeiten für die Sicherung der Stadt, auf die Zuſagen und Hoffnungen, die er habe, hin und erklärt ſchließlich, daß er außer dem nicht vorauszuſehenden äußerſten Nothfalle das Erzſtift nicht verlaſſen werde, bis es hinlänglich gedeckt ſei, „wo er ſodann aus beſonderer Rückſicht für das Beſte des Erzſtifts ſelbſt ſich den Winter hindurch vielleicht entfernen könnte."

Als Garniſon war das in Trier ſtehende Militär auserſehen. Es brachen die 800 Mann mit vier Feldſtücken ſogleich auf, erhielten aber auf der Alf Gegenbefehl, gingen nach Schweich zurück und bekamen dort am 10. Octbr. neue Ordre zur Fahrt nach Coblenz. Der Miniſter gab dem damals in Trier weilenden Geh. Rath Weckbecker über dieſe räthſelhafte Verwirrung die Aufklärung, „er habe, nachdem die Regierung verſchiedene fürchterliche Vorſtellungen gemacht, ein Theil der Bürger ſich rebelliſch betragen, und der Kriegsrath mit dem General ſich ausgeſprochen hätten, es bleibe nichts übrig, als dem Feind auf die erſte Anforderung die Schlüſſel zu überbringen, Befehl

zur Contreordre erhalten, um die Garniſon nicht dem Feinde in die Hände zu ſpielen; nunmehr hätten die Geſinnungen ſich geändert. Der Kurfürſt ergreife die wahren Mittel zur Sicherheit, die nothwendigen Strafwege gegen die Aufwiegler, man ſehe, wer Einfluß auf den Rath, die Feſtung zu übergeben, geübt habe, dieſe werde jetzt eilends in Stand geſetzt, das Militare werde auf immer in ſtärkerer Anzahl verbleiben und von oben an beſſer organiſirt werden." Und in einem andern Briefe ſchrieb er, es koſte zwar die Herſtellung der Feſtung und ihre Verproviantirung für 14 Tage 24,000 Thlr., und der ſtändiſche Syndicus ſolle dagegen proteſtiren, aber der Kurfürſt laſſe ſich nicht ſtören; derſelbe bleibe ſicher in Kärlich, es ſei denn, daß die Gefahr ſehr dringend werde. Die Truppen langten am 12. an und wurden vom Kurfürſten und von der Prinzeſſin an der Moſel empfangen; ihr Führer, Hauptmann von Trapp, wurde wegen ſeiner gegen die Franzoſen in Merzig bewieſenen Bravour zum Major ernannt.

Gegen innere Unruhen war Coblenz geſchützt, aber nicht gegen Angriffe von außen. Von Duminique hatte einige tauſend Mann von der Kaiſ. Kgl. Armee verlangt; ſie konnten nicht ſo ſchnell gegeben werden; er ſchrieb an den kurkölniſchen Miniſter von Waldenfels (10. Octbr.), man möge für die nächſte Zeit 400 Mann ſchicken; es wurde abgeſchlagen; in Bonn ſeien nur 300 Mann, die nicht entbehrt werden könnten, die übrigen Truppen ſtünden in Arnsberg und könnten bei den ſchlechten Wegen früheſtens in 14 Tagen kommen. Nun neue Rathloſigkeit und neue Gerüchte und ein immerwährender Wechſel von Furcht und Hoffnung! Bald hieß es, die Patrioten ſeien von Landau aus ſchon in Homburg angelangt, der Herzog von Zweibrücken ſei eine Stunde vor ihnen her in Todesängſten geflohen, ſie drängen auf den Hunsrücken;

bald, die Franzoſen rückten von Saarlouis über Berncaſtel gegen Coblenz vor; dann erwartete man wieder K. K. Succurs; man ſagte ſich, welche Wichtigkeit die Feſtung als der Schlüſſel des Rheins und der Moſel überhaupt habe, wie jetzt mit ihrem Verluſte auch die Magazine und die Armee verloren ſeien, welche Verantwortlichkeit alſo entſtehe, wenn ſie nicht mit allen Mitteln vertheidigt werde. Alle einſichtigen Männer erkannten, wie thöricht der erſte Angſtbeſchluß geweſen wäre, welches traurige Schickſal der Stadt, wenn ſie ſich dem Feinde ergeben, gedroht hätte; die preußiſch-öſterreichiſche Armee hätte unbedingt verſuchen müſſen, ſie wieder zu erobern und den Feind zurückzutreiben, der doch wahrſcheinlich erſt gewichen wäre, nachdem er Alles geplündert und verwüſtet hätte! Und doch, was ſollte geſchehen, wenn der Mangel an vertheidigenden Truppen den Verſuch einer Vertheidigung von vornherein als vergeblich erſcheinen ließ, wenn der Feind durch Widerſtand nur zu Rache und Wuth entflammt wurde? Die Bürger und beſonders die Landſtände gedachten, das wußten der Miniſter und die Regierung ſehr wohl, „ſich gegen alle Gattung der Defenſion zu ſetzen", wenn nicht Truppen zu Hülfe kämen; man wußte aber auch, daß die Bürger und ganz ſicher 10,000 Bauern helfen würden, ſobald ein militäriſcher Beiſtand angelangt ſei. Deshalb drängte von Duminique unter Darlegung dieſer Verhältniſſe (18. Octbr.) den Geh. Rath Weckbecker, um Alles in der Welt ſchnell 3000 Mann zu Schiffe hierhin zu ſchaffen, und Weckbecker wieder drang zu dieſem Zwecke in den Generalfeldzeugmeiſter Fürſten von Hohenlohe (Trier 20. Octbr.), „es wäre kein Zweifel, daß die Franzoſen die Abſicht hätten, ſich der Feſtung zu bemeiſtern, Rhein und Moſel zu ſperren, die Magazine zu zerſtören, die Zufuhr abzuſchneiden, dadurch die Armee zu Grunde zu richten und die occupirten Reichslande zu

brandſchatzen. Aber ehe noch Antwort erfolgte, rückte die Gefahr wirklich ſehr nahe.

An demſelben Tage, da des Kurfürſten Mahnung, der patriotiſchen Hingebung der Mainzer zu folgen, an die Coblenzer gelangt war, ſtand Cuſtine ſchon vor Weißenau, und es fielen die erſten Schüſſe. Eine Schreckensbotſchaft folgte der andern; Eſtafetten und Couriere eilten mit neuem Hülferufe nach Trier: Cuſtine ziehe mit 20—30,000 Mann gegen Mainz; dieſelben könnten mit ihren zahlreichen Pontons und Kanonen leicht über den Rhein und Main gehen, und die Feſtung Ehrenbreitſtein im Rücken angreifen, die ſich mit ihrer kleinen Beſatzung unmöglich halten könne; ohne raſche Hülfe ſei Alles verloren. Sie konnten ebenſo gut auch über den Hunsrücken nahen, ſei es von der Saar, ſei es von der Nahe her, oder ſie konnten auch den Rhein herunter fahren. Hier bot die Feſtung Rheinfels bei S. Goar vielleicht einen Haltpunct gegen ſie. Der heſſiſche Commandant, General-Major von Reſius, war zwar ohne Inſtruction von ſeinem Herrn, aber er erklärte ſich bereit, ſich zu wehren, ſo gut er könne; indeſſen werde die feindliche Uebermacht ihm nur kurze Zeit gewähren. Von Duminique meldet am 20. October Nachts ½3 Uhr von Kärlich an Weckbecker, ſo eben komme zuverläſſige Nachricht, daß Mainz ſeit geſtern belagert ſei, der Kurfürſt denke ſich einſtweilen nach Bonn zu begeben; wenn K. K. Truppen bis morgen einrückten, und Hohenlohe gegen Zweibrücken voranziehe, ſei noch Alles zu retten. Aber noch war keine Nachricht über nahende Hülfe da. Der Kürfürſt, die Prinzeſſin Kunigunde, der Miniſter und einige andere Begleiter reiſten am 21. October, an welchem Mainz capitulirte, nach Bonn ab. Dem Statthalter zu Trier, wie der Regierung zu Coblenz wurde von wegen Seiner kurf. Durchlaucht gnädigſt angefügt, daß, nachdem dringende Um-

ſtände nicht geſtatteten, daß Höchſtderſelbe länger im Erzſtift bleibe, derſelbe die beiden Domcapitularen Lips Grafen von Keſſelſtadt und Phil. Aug. Freiherrn von Hacke als Landſtatthalter ernannt habe. Die beiden Herrn hatten und brauchten das Recht, einen Anderen zu ſubſtituiren; v. Hacke begleitete lieber ſogleich den Kurfürſten; von Keſſelſtadt berief den Geh. Staatsrath und Regierungskanzler von Hügel zu dem ſchwierigen Amte. In der Stadt herrſchte die unſäglichſte Beſtürzung und Verwirrung; Alles, was konnte, floh mit den beſten Habſeligkeiten [1]) zu Lande oder zu Waſſer rheinabwärts. Der Magiſtrat hielt am 20. eine Sitzung, doch ohne die untere Bank, „welche wegen Enge der Zeit nicht beigeladen werden konnte.“ Der landſtändiſche Syndicus, „Hochgerichtsſchöpf“ und Hofrath Peter Ernſt von Laſſaulx referirte unter Anderem, er habe von dem Kanzler von Hügel die Nachricht erhalten, der Kurfürſt, der ſich wegbegeben, ſei entſchloſſen, Coblenz und die Feſtung aufs nachdrücklichſte zu vertheidigen, wenn der gehoffte K. K. Succurs in Zeiten eintreffen würde; ſollte dies nicht ſein, ſo müſſe man die Uebergabe ohne weitere Gegenwehr geſchehen laſſen, „des Endes denn die ausgeſetzten ſtädtiſchen und ſtändiſchen Deputirten mit hinglänglichen Vollmachten der anzufordernden Brandſchatzung halber zu verſehen und ihm zu nennen ſeien.“ Für den Fall, daß eine beſondere Contribution auf die Stadt gelegt werden ſollte, wurden Bürgermeiſter Scholl, der Stadtſyndicus Roſenbaum, der Hochgerichtsſcheffe J. H. Haan und die beiden Rathsverwandten Eltz und Zimmer ausgeſetzt, und am 22. die Vollmachten ausgeſtellt, durch welche im Voraus Alles als verbindlich anerkannt wurde, wozu ſich die Deputirten anheiſchig machten, und dieſe volle Gewalt erhielten, die nöthigen Summen

[1]) Von Boos im Rh. Ant. I, 1, 128.

zu leihen. Inzwiſchen erhielt der Bürgermeiſter Nachricht, die Franzoſen ſeien bereits in Simmern, ein Unter-General führe ſie. Scholl, bedenkend, daß ein Unter-General ſich auf die Befehle ſeines Chefs beziehen und einer Deputation, die um Schonung bitte, vielleicht kein Gehör geben werde, hielt dafür, es bleibe nichts übrig, als Deputirte in's Hauptquartier nach Mainz zu ſchicken; der Syndicus ſtimmte zu. Er, Haan und der Kaufmann Juſt. Chenal erhielten ein Beglaubigungsſchreiben über ihre Beauftragung von Scholl, deſſen Unterſchrift der Regierungsrath Schäffer beſcheinigte (24. Octbr.). Doch verhandelte mit von Laſſaulx vor ſeiner Abreiſe noch Major von Faber in einem Auftrag des Kanzlers, und von Laſſaulx mit General von Wenz in Betreff der Befeſtigungswerke im Coblenzer Walde oberhalb der Karthauſe. Es ſchien gefährlich, daß der Feind hier Vertheidigungswerke finde. Sie wurden zerſtört. Wer eigentlich den Befehl dazu gegeben, ob von Hügel und in ſeinem Auftrage von Faber oder General von Wenz, oder Scholl, der inzwiſchen den Kurfürſten in Bonn mit der Zumuthung in Staunen geſetzt hatte, durch eine mündliche Anordnung die Demolition zu bewirken, blieb dunkel; Niemand wollte es gethan haben. Die Regierung ſelbſt beſchloß übrigens an dem nämlichen Tage, daß die Vertheidigung der Feſtung eingeſtellt werde, und zeigte dem Kurfürſten an, daß ſie gegen jede auch nur ſcheinbare Defenſionsanſtalt ſei. Die Deputirten und diejenigen, welche dieſelben abſendeten, beachteten nicht, daß es etwas ganz Anderes ſei, einem wirklich vorgedrungenen Feind nach Waldeſch auf Befehl oder in Begleitung von Regierungsmitgliedern entgegen zu gehen und mit ihm wegen Uebergabe der Stadt zu verhandeln, etwas ganz Anderes wieder, ihm mit Extrapoſt bis Mainz entgegenzufahren und um Schonung zu bitten, indem man die ganze Schwäche und Hoffnungsloſig-

keit ihm offen zeigte. Ja es geſchah noch mehr. Der Syndicus und ſeine Begleiter gelangten am 25. früh nach Mainz, erhielten durch einen ihnen nachgeſchickten Eilboten zwar Nachricht, daß an demſelben Tage noch Heſſen in Coblenz eintreffen ſollten, wurden aber gleich darauf zu Cuſtine entboten und und trugen dieſem die Bitte um Schonung der Perſonen und des Eigenthums vor. Dieſe ſicherte der General unter der Bedingung zu, daß ihm ſowohl die Stadt wie die Feſtung ohne Gegenwehr eingeräumt werde. Indem von Laſſaulx erklärte, dazu hätten ſie keine Vollmacht, hielt er es doch zugleich für nöthig, dem General Einblick in die Denkſchrift zu geben, die er früher im Auftrag der Stände angefertigt und in einer franzöſiſchen Ueberſetzung mit nach Mainz genommen hatte. Darin wurde der Nachweis geführt, daß die Stände alles Mögliche gethan hätten, um die Neutralität aufrecht zu halten, und daß keine Schuld auf ihnen ruhe, wenn dagegen gehandelt worden wäre; es waren ferner Klagen über die Landesverfaſſung in Bezug auf die Ritterſchaft und ihr Verhältniß zu den Ständen, ſo wie Beſchuldigungen gegen den Miniſter darin ausgeſprochen. Cuſtine ließ noch am 25. den Kaufmann Chenal mit einem Briefe zurückkehren, in dem er ſeine Forderungen und Verheißungen dem Bürgermeiſter Scholl meldete und zugleich ankündigte, General Kellermann werde das Moſelthal hinabziehen und die Feſte „Ermannſtein“ beſetzen. Von Laſſaulx und Haan blieben in Mainz und harrten auf Antwort. Mag es nun richtig ſein, was von Laſſaulx verſicherte, daß Cuſtine in der Schrift nur Einiges angeſehen und ſie ihm wieder mitgegeben habe, oder mag die Ausſage des ſpäter auf dem Ehrenbreitſtein ſitzenden Mainzer Clubiſten Böhmer Wahrheit enthalten, v. Laſſaulx habe ihn und den General nachträglich gebeten, ſein Expoſé nach Paris an die Nationalverſammlung zu ſchicken,

jedenfalls war eine indirecte Anklage gegen den Landesherrn und den Hof erhoben, und es war dem Feinde eine Handhabe geboten, ſich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumiſchen. Dies war auch in einem andern Schreiben deutlich geſagt, welches der Commandeur des Jägercorps und Mitglied des Kriegsraths, Obriſtlieutenant von Perney, an die Directoren der Landſtände ſchon am 24. erlaſſen hatte. Dieſer, von den Directoren vielleicht nur zur vorläufigen Erforſchung der Geſinnung Cuſtines geſchickt, meldete, er habe nichts geſpart, den General zu überreden, daß die Bürger von Coblenz und die Unterthanen des Kurſtaats nicht für das verantwortlich ſeien, was gegen die franz. Nation geſchehen ſei, und Cuſtine habe verſichert, daß er wiſſe, wie alle Beleidigungen von Seiten des Hofes kämen. Es waren alſo Schritte geſchehen, die ſich mit der Treue gegen den Landesherrn nicht vereinbaren ließen. Und doch, wer möchte bei der allgemeinen Furcht, als nirgends ein Beiſpiel von Muth gegeben wurde, als diejenigen flohen, denen vor Allen die Pflicht des Schutzes oblag, und diejenigen, welche die Stadt vertheidigen ſollten, ſelbſt Ergebung ohne Widerſtand anriethen, über den Einzelnen, der weiter ging, zu hart urtheilen? Von Laſſaulx, ein ſonſt ſehr hoch geachteter und geſchäftskundiger Mann, hat ſchwer für ſeinen Fehltritt und für eine Uebereilung büßen müſſen, die nur durch den allgemeinen Schrecken und vielleicht durch eine gereizte Stimmung und ſchiefe Stellung gegenüber dem Miniſter und dem Hofe erklärbar wird; er wurde ſpäter verhaftet, auf die Hauptwache und dann auf die Feſtung geſetzt, er ſtrengte beim Reichskammergericht zu Wetzlar, welches, beiläufig geſagt, ſelbſt bei Cuſtine um eine Sauvegarde nachgeſucht hatte, einen Prozeß an, der trotz der Menge der beiderſeitig zum Drucke geförderten Actenſtücke und einzelner Urtheile kein Reſultat hatte, er wurde

vom Kurfürſten und vielen Andern als ein Verräther angeſehen und erſt am 1. Februar 1794, da er ſich der kurf. Commiſſion und den gewöhnlichen Gerichten unterwarf, ſeiner Haft entlaſſen. Haan hatte ſchon früher als minder betheiligt gegen Caution in die Stadt zurückkehren dürfen; man hatte die Ueberzeugung gewonnen, er ſei in die ganze Angelegenheit gerathen, „wie Pontius ins Credo.“ Von Perney war entwiſcht, Chenal wurde losgegeben. Und doch waren noch gar manche Andere in die Sache verwickelt, der Bürgermeiſter, die übrigen Hochgerichtsſcheffen, die zugleich Directoren der Landſtände waren, und namentlich der Regierungskanzler v. Hügel, gegen den ſich trotz ſeiner Gegenerklärungen der Verdacht erhob, daß er den Syndicus zu ſeiner Reiſe autoriſirt habe. Wenden wir uns von dem widerlichen Falle ab, der in Coblenz nach beiden Seiten hin große Aufregung bewirkte, und berichten lieber den weiteren Verlauf der Dinge in der Stadt.

Sicher wäre Coblenz noch müheloſer wie Mainz in die Hände der Franzoſen gefallen, wenn Cuſtine auch nur eine kleine Abtheilung ſchnell vorgeſchickt hätte. Aber was man kaum noch gehofft hatte, trat ein. Es kamen endlich beſſere Nachrichten, dann Hülfe und Rettung. Generallieutenant von Bieſenrodt, Commandeur des heſſiſchen Corps, hatte ſchon am 21. October vom Herzog von Braunſchweig zu Senningen Befehl erhalten, nach Coblenz zu marſchiren; er eilte, ſo ſchnell er konnte; am 24. ſtand er ſchon in Salmrohr unweit Wittlich. Von Hügel, welcher zwei Nächte (24. und 25. Octbr.) in Andernach zubrachte und ſich nur bei Tage nach Coblenz wagte, empfing Nachricht, daß gemäß eines Schreibens des Herzogs von Braunſchweig an den Fürſten von Hohenlohe (g. Aubange, am 21. Octbr.) auch der König von Preußen nach Trier und Coblenz ziehen wolle, er hörte, daß drei Escadrons

heſſiſcher Huſaren am 25. Morgens in Lutzerath eingerückt ſeien, er vernahm gleichzeitig, daß die Franzoſen ihre Vorpoſten noch in Caſtellaun hatten, ihre Kanonen nicht fortbringen konnten und mindeſtens noch drei Tage brauchten, um nach Coblenz zu gelangen, daß aber Kellermann, wenn er die Expedition unternähme, wenigſtens 10 Tage dazu nöthig habe; er hoffte jetzt, daß „durch den voreiligen, ſo ſehr widerrathenen Schritt der Deputirten, denen die Zeit bis zum näheren Vorrücken des Feindes zu lang geworden ſei," die Ankunft der Franzoſen nicht beſchleunigt werde, daß dieſe vielmehr in der Zuverſicht, von der Feſtung Ehrenbreitſtein keinen Widerſtand beſorgen zu dürfen, mit Rheinfels den Anfang machen würden. Wie ein Lauffeuer verbreiteten ſich dieſe günſtigen Nachrichten in der Stadt. Die Regierung und der Magiſtrat trafen Maßregeln, daß die Einfuhr aller Lebensmittel frei gegeben wurde, und daß die Einwohner ſich mit Vorräthen von Fleiſch, Speck, Tabak, Bier ꝛc. verſahen. Man athmete auf, als noch am 25. die erſten Heſſen von ferne erblickt wurden; die braven Leute hatten ſich den größten Anſtrengungen unterzogen, als gelte es einen Wettlauf zwiſchen ihnen und den Franzoſen, wer zuerſt da ſei. Der Flügel-Adjutant des Königs von Preußen, Major von Rüchel, requirirte am folgenden Tage Nachtquartier für das Grenadier-Bataillon Prinz von Heſſen-Philippsthal, für die heſſiſchen Huſaren unter Obriſt v. Schreiber, für ſich, den Major v. Laurens und ihre Begleitung; am 27. und 28. Octbr. kam der General von Bieſenrodt mit den übrigen Truppen an. Die Bewohner der Stadt und Umgegend wetteiferten, die abgemagerten Soldaten gut zu verpflegen, die als die erſten Retter gekommen waren, und von denen man erſt die volle Wahrheit über die ſchreckliche Noth des Rückzugs erfuhr. Von Rüchel erließ die zu dem Schutz der Stadt nöthigen mili-

täriſchen Anordnungen. Der aufgeräumte Verhau mußte ſofort wieder hergeſtellt werden; 200 Arbeiter mit Hacken, Spaten und Schaufeln mußten vom 28. an jeden Morgen auf dem Schloßplatz zur Verwendung bereit ſtehen. Acht Tage blieben die Heſſen hier.

Die preußiſche Armee rückte nach. Am 29. Octbr. traf ſie in Trier ein, als dort noch über ihre Marſchroute berathſchlagt wurde. „Es iſt die Gewohnheit der Preußen in allen ihren Kriegshandlungen," ſchrieb Weckbecker, „daß man davon erſt erfährt, wenn es zu ſpät iſt, das Erſtliche einzuleiten." Der König von Preußen mit dem Herzog von Braunſchweig, den Prinzen Ludwig, Ludw. Ferdinand und zahlreichem Gefolge ritt am 5 Novbr. in Coblenz ein. Er nahm, während für die Suite im Schloſſe geſorgt wurde, in Abweſenheit des Kurfürſten ſein Abſteigequartier lieber bei dem Geh. Rath Weckbecker in der Neuſtadt und blieb mit einer durch den Einfall der Franzoſen in Limburg veranlaßten zehntägigen Unterbrechung bis zum 25. hier, nicht wie früher vom Glanze rauſchender Feſtlichkeiten umgeben, ſondern einfach lebend, ſelten hohen Beſuch empfangend, die Bürger, wenn er, von ſeinem ſchwarzen Doggen umſpielt, vor dem Schloſſe ſeine Promenade machte, durch freundliche Herablaſſung erfreuend und militäriſch thätig. Er ließ ſich täglich von ſeinen Generalen Rapporte erſtatten, ertheilte die Parole, beſichtigte die Feſtung und den Verhau im Coblenzer Wald und ließ Batterien auf der Karthauſe, der Oberwerthſpitze und dem Allerheiligenberge errichten. Nicht mehr als der Ritter des Königthums, ſondern als der Retter der Ehre und des Beſtandes Deutſchlands trat er von hier aus auf. Den Raubzügen Houchards und Cuſtines, die auf dem rechten Rheinufer bis in die preußiſche Aufſtellung hinein ſich ausdehnten, ſollte ein Ende gemacht, Mainz wieder erobert,

die Franzoſen aus den deutſchen Rheinlanden verdrängt werden; dafür wurden in Coblenz die Beſchlüſſe gefaßt, und dafür war des Königs Umgebung, Braunſchweig, Mannſtein, Rüchel, der zeitweilig kommende Luccheſini u. a. m., thätig; hier empfing der letztere die merkwürdigen Anträge der Pariſer Agenten Mandrillon und Mettra, welche Preußen von Neuem, aber ebenſo vergeblich wie früher, von Oeſtreich trennen und einen Separatfrieden oder noch lieber ein Bündniß zwiſchen Preußen und dem revolutionären Frankreich herbeiführen wollten.[1]) Tadel in Betreff der vorangegangenen Ereigniſſe mochte Friedrich Wilhelm nicht leiden; den Obriſten von Tempelhoff, der ſich freimüthige Aeußerungen erlaubte, man habe zu wenige Artillerie und von unrichtigem Caliber gehabt, die Dispoſitionen in der Campagne und nach dem Rückzuge ſeien unrichtig geweſen, ließ er, wenigſtens für kurze Zeit, auf die Feſtung ſetzen. Von Kerpen hielt denſelben für einen ſachverſtändigen offenen und wahren Soldaten; auch der Kurfürſt bedauerte ihn.

Die geſtrengen preußiſchen Gouverneure, von Courbière und von Romberg, hielten auf genaue Ausführung ihrer Befehle, mochten ſie Ausſchließung der Franzoſen, Verzeichniſſe der Fremden, Fertigſtellung von Stallungen in Gebäulichkeiten des Caſtorſtifts, oder Einräumung einer Kirche — es war die Jeſuitenkirche — zu proteſtantiſchem Gottesdienſt, oder Requiſition von Pferden und Wagen betreffen, wobei Adel und Geiſtlichkeit im Falle der Noth nicht geſchont wurden, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Nobleſſe dies unanſtändig fand. Auch nachdem der König von Coblenz nach dem Taunus aufgebrochen war, von Rüchel Frankfurt erſtürmt hatte, und Cuſtine's Schaaren ſich hatten nach Caſtel zurückziehen müſſen,

---

[1]) Vgl. Sybel Geſch. der Revol. II, 40.

Ereigniſſe, die mit dem freudigſten Intereſſe hier aufgenommen wurden, behielt die Stadt eine ſtarke Garniſon, und es fuhr der preußiſche Major v. Linderer fort, die Defenſionsanſtalten zu ſtärken. Doch leiſteten ihm die 400 Fröhner aus der Stadt und den Dörfern, zum Theil Weiber, Greiſe und Knaben, ſchlechte Dienſte; er ſah ſich genöthigt, ſtatt ihrer 600 Mann von der Feſtung einzuſtellen, beſonders als im December eine Reihe ſich gegenſeitig ſchützender Batterien aufgeworfen wurde, deren Zug vom erſten Waſſerthurm auf dem Metternicher Weg hinter Mariahülf über den Petersberg bis in den Weg unweit Schönbornsluſt ging. Außerdem wurde unmittelbar vor der Moſelbrücke vom Fluſſe unterhalb bis oberhalb derſelben ein Brückenkopf, Graben und Bruſtwehr, angelegt. Die Brückenbogen wurden unterminirt, um ſie im Falle eines Rückzugs zu ſprengen. Auch bei Waldeſch wurden neue Werke errichtet. Alle dieſe Schutzmaßregeln wurden um ſo eifriger betrieben, als die Franzoſen neue Streifzüge auf den Hunsrücken, an die Nahe und Moſel machten. Doch verurſachte dies weniger Unruhe als andere Laſten, die auf den Bürgern ruhten. Die Einquartierung war ſo zahlreich, daß ſie auch in geiſtliche Häuſer, Stiftsgebäude, Klöſter und was ſonſt noch frei geweſen war, gelegt werden mußte. Es fehlte, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten nicht an Klagen darüber, daß nicht mit Unparteilichkeit verfahren werde. Noch größer war die Beſorgniß, daß durch die vielen kranken Soldaten anſteckende Seuchen entſtehen könnten. Der Magiſtrat verordnete deshalb, daß alle einquartierten Kranken bei dem Phyſikus Fölix angemeldet und auf deſſen Weiſung in das Lazareth befördert, ferner daß fremde Abdecker zugelaſſen würden, um die vielen gefallenen Pferde zu verſcharren. Indeſſen wurden alle ſolche Beſorgniſſe und Uebelſtände nebſt der ſteigenden Theurung und Holznoth nach den

kurz vorher ausgeſtandenen Aengſten leichter ertragen, und die Unterthanen bewahrten einen guten Sinn. Nicht nur der Geh. Rath Weckbecker berichtete dies wiederholt von hier aus, und ebenſo der zur Wegführung der Schiffe an die Moſel geſchickte Ingenieur Fröhlich von den dortigen Ortſchaften, ſondern es ergibt ſich auch ungeſucht aus einzelnen Vorfällen des gewöhnlichen Lebens, wie denn z. B. eine große Bäckerſchlägerei nur den Grund hatte, daß die Theilnehmer auf die freilich nicht begründete Nachricht hin, Mainz ſei wieder erobert, in ihrer Freude der Flaſchen zu viele geleert hatten.

---

12. Die Zeit während der Entfernung des Kurfürſten.

Der Kurfürſt hatte ſich von Bonn über Cöln, Düſſeldorf, Eſſen nach Münſter begeben. In Cöln nahm er Geld auf, um ſeiner Dienerſchaft, die auf der Flucht in Noth war, ein Quartal vorauszubezahlen; in Düſſeldorf entließ er dieſelben; hierhin hatten ſeine Jachten auch das Archiv, die beſten Möbeln, Pretioſen u. ſ. w. in Sicherheit gebracht. In Eſſen und Münſter blieben die Equipagen; in Münſter auch das Silber aus der Schloßkirche. Von Münſter aus, welche Stadt ihm der Kurfürſt von Cöln als Aſyl angeboten hatte, und wo er vom 27. Octbr. bis zum 6. Novbr. verweilte, traf er feſtere Anordnungen über die Landesregierung in ſeiner Abweſenheit. Den Chorbiſchof Grafen von Keſſelſtadt hielt er für einen Mann trefflichen Willens und guter Abſichten, der eifrig auf das Wohl des Landes bedacht und ſeinem Landesherrn anhänglich ſei, aber „ſein Scharfſinn," ſo ſchreibt er in vertraulichen Briefen, „ſei nicht durchdringend, ſein gutes Herz, nicht mit der in gegenwärtigen Zeitumſtänden nöthigen Feſtigkeit

verbunden, könne leicht mißbraucht werden; auch traue er ſeiner Umgebung nicht.“ Alle die gewünſchten Eigenſchaften fand er gemäß früherer Erfahrung bei dem Statthalter zu Trier, dem Domdechanten und wirklichen Geh. Rath Anſelm Freiherrn von Kerpen; er wußte, daß er muthig, energiſch, ſehr thätig, mit der Landesverfaſſung, der Civildienerſchaft bekannt, in den Geſchäften ſehr erfahren, außerdem auch bei dem Könige von Preußen und der Generalität ſehr geſchätzt ſei; dieſen erſah er ſich alſo zum Stellvertreter, und gab ihm als Statthalterei-Räthe den Geh. Staatsrath, Kanzler von Hügel und den Geh. Rath Weckbecker, ferner als Secretäre die Hofräthe Cardon und Liel bei. Von Weckbecker namentlich war er mit Grund überzeugt, daß er „in ſchleunigen Anſtalten, bei allen Gelegenheiten, wo Entſchloſſenheit erforderlich ſei, und bei Behandlung der preußiſchen Offiziere“ ſehr brauchbar ſei. Der Kurfürſt behielt ſich zu eigener Erledigung von Augsburg aus die Reichs- und Kriegsſachen, namentlich die Stellung des Reichscontingents und Friedensunterhandlungen vor und gab am 31. October dem Landſtatthalter eine offene und eine geheime Inſtruction. In der letzteren wies er ihn außer zu finanziellen und ökonomiſchen Angelegenheiten, welche beſonders die Einziehung rückſtändiger Emigrantengelder, die Erſparniſſe bei der Hofökonomie und die Bezahlung der in Cöln aufgenommenen Schuldſumme betreffen, an, daß General von Wentz unter den Herzog von Braunſchweig geſtellt ſei, doch ſo, daß die trieriſchen Truppen nicht ohne kurf. Genehmigung außer Landes dienen ſollten, daß der Landſtatthalter für richtige Bezahlung derſelben und für Vollendung der Feſtung unter preußiſcher Beihülfe ſorge, daß er genau unterſuchen laſſe, wer die Demolition der Schanzen veranlaßt, wer von der Regierung gegen die Vertheidigung und die kurf. Befehle geſtimmt, und wer den Regierungs-Rath

Schäffer beauftragt habe, ein Schreiben der Stände an den General Cuſtine zu autoriſiren, damit die Betheiligten unter preußiſcher Autorität mit Caſſation, Suspenſion und Arreſt beſtraft würden; namentlich wollte er die Theilnehmer an der Mainzer Deputation wo möglich auf die Feſtung Weſel gebracht, den jungen Lieutenant von Perney reducirt und dieſe ganze Familie aus dem Erzſtift verwieſen, ebenſo alle verdächtigen Einwohner von Coblenz entfernt haben. Von Kerpen nahm „die mühevolle Stelle“ an, mußte jedoch ſeiner Geſundheitsverhältniſſe wegen bis zum Anfang December noch in Luxemburg und Trier bleiben. Für dieſe wenigen Wochen wurde der Chorbiſchof von Keſſelſtadt ſubſtituirt, der als Statthalter ſich denn auch in Geſellſchaft von Hügels dem Könige von Preußen, dem Herzog von Braunſchweig und den Prinzen vorſtellte, bei welcher Gelegenheit die Herrn die Scherze über die Flucht der Nobleſſe und die ſpitze Frage nach dem Urheber der Sendung nach Mainz mit in den Kauf nehmen mußten. Der Miniſter von Duminique wendete ſich auch in einer beſonderen für ihn und die ganze Lage characteriſtiſchen Angelegenheit brieflich an von Kerpen. In der Nacht, als der Miniſter Kärlich verließ, hatte er den oben erwähnten auf dem Platze des Königszeltes errichteten Obelisk mit ſeiner zu Ehren des Königs lautenden Inſchrift zu vergraben befohlen; als Grund gab er jetzt an, er habe geglaubt, die Patrioten würden am folgenden Tage in Coblenz ſein und im Aerger über die Inſchrift Rache üben und Metternich verbrennen; er wiſſe nicht, ob ſein Befehl vollzogen ſei, bitte aber in dieſem Falle den Herrn Statthalter, den Preußen den wahren Grund und ſein Vorhaben mitzutheilen, daß im Frühjahr der Obelisk und die Inſchrift wieder hergeſtellt werden ſollte! Ob er es gethan

hat, bezweifle ich. Es waren bei ſeiner Rückkehr wieder geänderte Verhältniſſe.

Der Kurfürſt, davon benachrichtigt, daß er nichts mehr für ſeine Staaten zu fürchten habe, begab ſich, „um manche unangenehme Berührungen zu meiden," am 6. Novbr. in ſein Bisthum Augsburg; „es war eine ſehr mühevolle Reiſe auf abſcheulichen Wegen, von denen man ſich keine Idee machen kann," ſo lautet ſein kurzer Bericht; „ich und meine Schweſter wurden bei Meiningen umgeworfen; ich hatte, Gott ſei Dank, kein Unglück, aber meine Schweſter erlitt eine ſehr ſtarke Contuſion am Kopfe, in Folge deren ſie auf der Reiſe viel zu leiden hatte und noch das Zimmer hüten muß." Erſt am 14. Novbr. langten ſie an. Das Jahr, welches der Kurfürſt außerhalb ſeines Erzbisthums verlebte, war ein durch große Unannehmlichkeiten getrübtes. Die Prinzeſſin Kunigunde erkrankte, kaum von ihrem Sturze geneſen, bedenklich an einem Schleimfieber. Es gelang indeſſen der Geſchicklichkeit des Leibarztes Reiſinger, dieſelbe zu heilen. Die zurückgebliebene Schwäche hinderte ſie jedoch noch lange, den Briefwechſel mit ihrer geliebten „Mutſch" wieder aufzunehmen; und im April erlitt ſie auf der Promenade durch den Sturz eines Baumes eine neue ſchmerzhafte Contuſion am Kopfe. Auch der Miniſter von Duminique ſiechte vom Januar 1793 an ſehr lange, mußte im Mai nach Carlsbad gehen und kehrte erſt im Juli zum Kurfürſten zurück. Dazu kamen noch finanzielle Verlegenheiten. Clemens W. hatte den franzöſiſchen Prinzen nicht nur bei ihrem Aufenthalt an ſeinem Hofe die Mittel zu einem luxuriöſen Leben zukommen laſſen und große baare Vorſchüſſe gemacht, ſondern er hatte auch nachher für ſie gut geſprochen, als ſie bei Banquiers in Frankfurt bedeutende Geldſummen aufnahmen. Jetzt wurde er von den Herrn Gontard und Bren-

tano gedrängt, die garantirten Summen zu zahlen. Die Prinzen und ihre Agenten ſetzten der Auszahlung der ihnen durch Erbſchaft zugefallenen Gelder an den Kurfürſten, den Prinzen Xaver und die übrigen Gläubiger immer neue Schwierigkeiten entgegen, ſo große Mühe ſich auch der Landſtatthalter, der Hofrath Lippe, der K. K. Geſandte Graf Metternich u. a. m. zur Erledigung der Angelegenheiten gaben, und ſo viele Reiſen auch Lippe nach Düſſeldorf, Brüſſel und Amſterdam machte. Von den Frankfurter Drängern befreite ihn endlich ein mit dem Coblenzer Banquier Mühlens getroffenes Abkommen, der die Schuld tilgte und ein milderer Gläubiger wurde. Die Plünderungen und Erpreſſungen der Franzoſen in einem großen Theile des Kurfürſtenthums minderten ſelbſt die gewöhnlichen Einkünfte; Clemens W. mußte ſehr zurückgezogen leben und ſich aufs Aeußerſte einſchränken; er ſah nie mehr, als 12 Perſonen an ſeinem Tiſche und warf ſeinem Landſtatthalter, der eigene Wagen und Pferde, Silber ꝛc. mitbrachte, nur 300, nachher nur 400 Gulden monatlich aus. Unter ſolchen Verhältniſſen war es, namentlich wenn man den Eindruck der Unglücks-Botſchaften über neue Bedrängniſſe ſeines Landes, Angriffe auf Trier, Verheerungen ganzer Aemter an der Saar, der Nahe, dem Hunsrücken, ſteigende Theurung und Noth, ferner die Wirkung der Schreckensnachrichten aus Frankreich, beſonders des Proceſſes und der Hinrichtung des Königs, hinzunimmt, ſehr leicht zu erklären, wenn er zuweilen reizbar und heftig wurde, wenn er das langſame Vorgehen der Verbündeten ungeduldig tadelte und Mißtrauen gegen einzelne Beamte ſchöpfte. Bald äußerte er ſeine Unzufriedenheit über das ſchwächliche und von Anderen abhängige Verfahren des Chorbiſchofs von Keſſelſtadt und wies den Landſtatthalter an, ihn und andere Conferenzmitglieder zu beſtimmten Geſchäften nicht mehr zuzuziehen,

ſondern ſich, wenn er es für nöthig halte, an Männer, wie Weckbecker, Eſchermann und Syndicus Corbach zu wenden, die fremdem Einfluß unzugänglich wären; bald tadelte er mit harten Worten den ſchlechten Geiſt der Stände und der Directorien vorzüglich einzelner Mitglieder im Obererzſtift, und konnte ſeine Entrüſtung über die Deputation nach Mainz, über das Reichskammergericht und das Verfahren der dort in der von Laſſaulx'ſchen Sache richtenden „Illuminaten und Democraten" nicht bergen. Beſonders ungehalten war er nicht ohne Grund auf mehrere Mitglieder der Regierung und Hofkammer, die bei der ſteigenden Theurung der Früchte ſich ſtatt Wein hatten Getreide liefern laſſen; als ihm gemeldet wurde, daß ſie kein Mittel zur Abhülfe des Nothſtandes finden könnten, ſchrieb er: „Das wundert mich nicht, denn darauf werden die uneigennützigen Kammerräthe nicht fallen, das ſo abſonderlich erworbene Getreide zurückzuerſtatten!" Mehrere der Betheiligten, namentlich von Hügel und Offizial Beck, reichten dem Kurfürſten eine Vorſtellung wegen dieſer „Weinloſungsgeſchichte" ein und machten darin ungeziemende Ausfälle auf den Miniſter, erhielten ihre Schrift aber zurück, und v. Kerpen wurde beauftragt, ihnen vorzuhalten, wie der Kurfürſt nicht geſonnen ſei, ſolche anzügliche Schriften von den in ſeinem Dienſt ſtehenden Männern anzunehmen, die allen Uebrigen das Beiſpiel ſchuldigen Reſpects geben ſollten; die Vorwürfe gegen den Miniſter ſeien nicht ſowohl eine Unbill gegen dieſen, als eine Beleidigung gegen ihn ſelbſt, ſie müßten es denn nicht für eine Beleidigung anſehen, ihm verblümt zu ſagen, er ſei ſchwach genug, ſich von den Leidenſchaften eines Miniſters leiten zu laſſen; er habe ſchon lange gemerkt, daß man dieſen haſſe, weil er keine Unordnung dulde. Noch viel aufgeregter ſchrieb er wenige Tage ſpäter, „er werde ſolche Impertinenzien nicht dulden und ſei nicht ſo

dumm, wie ſie ihn machen wollten, als wenn er ſich von ſeinem Miniſter führen laſſe; in gegenwärtigen Verhältniſſen ſeien ſolche Sottiſen nicht gleichgültig, man fange bei den Miniſtern an und ſuche dieſe zu entfernen, aber er habe nicht Luſt zu enden, indem er ſeinen Kopf auf das Schaffot lege, wie der unglückliche Louis!" Die ſcharfe Lection, welche von Kerpen unter Vorhaltung des eigenhändigen kurf. Befehls ertheilte, that ihre Wirkung. Gegen den Kanzler faßte der Kurfürſt tiefes Mißtrauen; das Benehmen desſelben in der Zeit der Gefahr war ſehr zweideutig; die wichtigſten Regierungsprotokolle aus den Octobertagen fehlten, als von Kerpen ſie verlangte; von Laſſaulx blieb bei ſeiner Behauptung, daß der Kanzler ihn zur Reiſe nach Mainz autoriſirt habe; das unberufene Verlangen von Hügels, daß ſein Betragen durch von Keſſelſtadt und von Hacke geprüft werde, mehrte nur den Verdacht; viele Intriguen bei den Landſtänden, bei welchen ſelbſt der Gedanke an eine Coadjutorwahl aufgetaucht ſein ſoll, ſchienen von ihm angeſponnen. Er mochte ſelbſt merken, daß ſeine Stellung eine unhaltbare geworden ſei. In der Stille bewarb er ſich darum, Bürger in Frankfurt zu werden. Er trat mit dem Wiener Hofe in Verbindung, um eine angeſehene Stellung zu erhalten, und bekam die verlangte Entlaſſung vom Kurfürſten trotz ſeiner anerkannten Geſchäftstüchtigkeit um ſo lieber, als durch ſeinen Weggang eine neue Organiſation der Geſchäfte weſentlich erleichtert wurde. Der Kaiſer ernannte ihn am 22. Mai 1793 zu ſeinem Directorialgeſandten in Regensburg mit einem Gehalt von 15,000 Gulden. Auch der Geh. Secretär H. von Bleuel vertauſchte den kurtrieriſchen Dienſt mit dem kaiſerlichen. Der Kurfürſt, erſt ſpät davon benachrichtigt, war anfänglich ſehr empfindlich davon berührt; „es ſcheine, man habe das Princip angenommen, daß er der letzte ſein ſolle, der davon informirt werde, wenn

einer weggehen wolle;“ aber er erkannte nachher aus v. Bleuels Rechtfertigung, daß mehr ein Verſehen als Mangel an gutem Willen die verſpätete Anzeige veranlaßt habe, und hatte im folgenden Jahre, da von Bleuel dem Prinzen von Coburg für die kaiſerlichen Angelegenheiten als Geh. Secretär beigegeben war, oft Gelegenheit, die Anhänglichkeit und Liebe desſelben für ſeinen früheren Landesherrn und das Land ſelbſt anzuerkennen.

Wie in dieſem letzten Falle, ſo hatte auch in vielen anderen Clemens W. ſich nur vorübergehend durch Verſtimmung und Unmuth bewältigen laſſen; er blieb auch in der Ferne der gerecht und mild urtheilende, für ſein Land, ſeine Beamten und Unterthanen eifrig beſorgte, an allen ihren Verhältniſſen herzlichen Antheil nehmende Fürſt. Wenn der „pünktlich und ſelbſtändig arbeitende“ Reg.-Rath Wallmenich fortfuhr, mit dem verdächtig gewordenen v. Hügel, dem er von früher her verpflichtet war, viel zu verkehren, ſagte Clemens W.: „Im Falle er Undankbarkeit gegen Hügel zeigte, würde ich ihn weniger ſchätzen!“ Als Frau v. Laſſaulx übereifrig für ihren Mann auftrat, erklärte er, ſie habe als Frau das Recht dazu. Den im Kriege furchtbar verarmten Ortſchaften ſuchte er in jeder Weiſe aufzuhelfen; als ihm bekannt wurde, daß in dem Coblenz benachbarten Polch ein verheerender Brand ausgebrochen ſei, verlangte er umgehend Bericht, wie er am beſten Erleichterung ſchaffe; alles Korn ſeiner Einkünfte beſtimmte er zu einem möglichſt niederen Preis für ſeine Unterthanen und bewirkte dadurch, daß die Preiſe ſanken; nach dem Tode des Amtmanns der Bergpflege Flieg befahl er, unter den vielen Supplicanten um die Stelle nur den in Vorſchlag zu bringen, von dem er ſich verſprechen könne, daß er ein Vater der Leute im Amte ſei; und da ſein geſchickter alter Diener, Major v. Kirn, am 6. Juni 1793 in Ehrenbreitſtein ſtarb,

war ſein Augenmerk ſogleich auf deſſen Sohn gerichtet, von dem er hoffte, daß er die Stelle ſeines Vaters dereinſt ausfüllen werde. Und welche Freude machte es ihm, wenn er glückliche Ereigniſſe vernahm, erfolgreiche Thätigkeit der Beamten erfuhr und Beweiſe der Verehrung und früheren Anhänglichkeit empfing! Die alte Gräfin von der Leyen entkam wie durch ein Wunder den Bliescaſtel überfallenden Patrioten. Schon begannen dieſelben das Schloß auszuplündern, als es ihr gelang, ſich durch das Fenſter auf einer Leiter zu entfernen; ſieben Tage irrte ſie in den Wäldern, Mühlen und Bauernhäuſern umher, bis ſie den erſten preußiſchen Poſten traf und Hülfe fand, ſo daß ſie zu ihrer Schwiegertochter nach Saffig kommen konnte; erſt hier erfuhr ſie, daß treue Diener einen Theil ihrer Pretioſen und Gelder, ſowie einen Koffer mit Leinwand für ſie gerettet hatten. Clemens W. nahm den innigſten Antheil an dem Geſchick ſeiner alten Freundin; von Kerpen mußte ſogleich zu ihr hinausfahren, um ſie zu begrüßen und die lebhafte Freude des Kurfürſten auszudrücken. Dankbar nahm er ſowohl die Nachricht von der Haltung ſeiner Trierer in den Bedrängniſſen des December 1792 wie von der Thätigkeit des Reviſionsraths Kopp auf, der bei den Ständen endlich wirkſam auf Ruhe drang, und beſonders erkenntlich war er dem preußiſchen Obriſtlieutenant v. Linderer für die guten Dienſte, die dieſer bei der Befeſtigung von Coblenz leiſtete. Ihm, wie manchen Anderen irgend ein koſtbares Geſchenk zum Andenken überreichen zu laſſen, verſagte er ſich trotz ſeiner augenblicklich beſchränkten Mittel nicht. Wohlthuend war ihm die allgemeine Theilnahme der Coblenzer bei der Krankheit ſeiner Schweſter, und herzlich dankte er für die überſendeten Neujahrswünſche, wie für die Feier ſeines fünf und zwanzigjährigen Jubiläums. Denn es hatten bei dieſer Ge-

legenheit am 10. Febr. 1793 nicht blos die ſämmtlichen geiſtlichen und weltlichen Behörden, ſondern auch trotz ihrer oppoſitionellen Stellung die landſtändiſchen Directorien, ferner der Magiſtrat ſammt den zünftigen und unzünftigen Bürgern Glückwunſchſchreiben nach Augsburg überſendet, es waren kirchliche Dankfeſte veranſtaltet, ungeachtet des eben erſt in Folge der Hinrichtung des Königs von Frankreich ergangenen Verbots aller öffentlichen Vergnügungen auf den Hauptplätzen Muſikcorps aufgeſtellt, am Abend die Stadt illuminirt, und zum Schluß ein zahlreich beſuchter Ball gehalten worden. Der Kurfürſt ſchöpfte daraus die Hoffnung einer glücklichen Zukunft; das Dankſchreiben desſelben wurde auf der Harrat verleſen und „in ſeinen geheiligten Ausdrücken“ vom Magiſtrate verwahrt.

Nachdem wir die Lage des Kurfürſten in Augsburg, wie ſeine Beziehungen zu Beamten und Bürgern in Coblenz betrachtet haben, müſſen wir noch einen Blick auf andere, von den großen Zeitbegebenheiten beeinflußte Verhältniſſe der Stadt werfen. Die Situation blieb auch, nachdem die augenblickliche Gefahr beſeitigt war, bedenklich genug. Dumouriez hatte vom Convent Befehl erhalten, bis zum Rhein vorzudringen, ſiegte bei Jemappes (6. Novbr. 1792) und warf die Oeſtreicher über die Roer zurück. Man erhielt in Coblenz am 20. Decbr. Nachricht, Clerfait (ſo ſchreibt er ſelbſt ſeinen Namen) wolle über Bonn nach Coblenz ziehen, um hier den Rhein zu paſſiren. Dann war die Stadt aufs neue bedroht, und der Kurfürſt rieth für dieſen Fall, alles Werthvolle aus Kärlich und Schönbornsluſt zu entfernen, damit dieſe Schlöſſer nicht ausgeplündert würden, wie die ſeiner Schweſter in Thorn; die Gemälde in der Reſidenz ſollten von einem Maler in der Stille eingepackt und zu den übrigen Effecten gebracht werden; dieſe lagen auf den zurückgekehrten Jachten unter der ſchützenden

Feſtung. Die franzöſiſche Moſelarmee wurde im November zum Vorgehen gegen Trier und Coblenz angewieſen, um die Verbindung zwiſchen Dumouriez und Cuſtine zu erhalten. Kaum vermochte der Fürſt von Hohenlohe-Kirchberg und General Brentano Trier zu retten, und ſchon ſtreiften franzöſiſche Abtheilungen über den Hunsrücken und nahmen bei Bernkaſtel ein Schiff mit Reconvalescenten ſammt der preußiſchen Schutzmannſchaft weg, während Cuſtine's Schaaren an der Nahe, in Schmidtburg, Oberſtein und Kirn ihren Raubkrieg nicht blos gegen die Paläſte, ſondern auch gegen die Hütten führten. Die Communication zwiſchen Trier und Coblenz war gefährdet, das von Rombergſche Corps mußte von Coblenz in das Gallſcheider Gericht verlegt und Köhlers Huſaren zur Sicherung des Hunsrückens entſendet werden. Dieſe Gefahren traten erſt mit dem Ende des J. 1792 in den Hintergrund.

Der neue Operationsplan der Verbündeten begann. Coblenz behielt auch im neuen Jahr eine ſtarke Beſatzung von Preußen. Dieſelben waren wegen pünktlicher Bezahlung der reichen Verdienſt gewährenden Arbeiten und Lieferungen wohl beliebt; die Commiſſäre aber ſorgten mehr für ſich, als für die armen Soldaten, die aus Noth Kartoffeln ausgruben, das Holz auf der Wache verkauften und dafür ausgeriſſene Paliſſaden verbrannten, bis von Romberg vom Magiſtrat Anzeige erhielt und einſchritt. Für den Verkehr führte außerdem die wechſelnde Werthbeſtimmung des preußiſchen Geldes, mit dem um die Mitte Januar „Alles überſchwemmt“ war, große Schwierigkeiten herbei; der preuß. Thaler hatte 30 Böhm; der Böhm ſollte erſt 2, dann $1\frac{1}{2}$, dann wieder 2 Albus gelten. Beſondere Vereinbarungen mußten darüber getroffen werden. Dann folgten von Ende Januar bis Anfang März 1793 die Durchmärſche der zahlreichen öſt-

reichiſchen Truppen zu der Armee, welche die Niederlande wieder erobern ſollte, und wiederum hatten der Magiſtrat und die Regierung weitwendige Geſchäfte mit Vertheilung und Verpflegung der Mannſchaften und der Fürſorge für die Lazarethe. Die Einquartierungscommiſſionen mußten von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr in Thätigkeit bleiben, während andere Herrn vom Rathe in beſtimmtem Wechſel die mit Kranken und Todten gefüllten Caſernen und Lazarethe ſammt dem des Lebens nicht entbehrenden Lagerſtroh beſichtigten und ihre zwei Gulden Tagesdiäten ſauer genug verdienten. Den Oeſtreichern wurde das Dominikanerkloſter für ihre Kranken eingeräumt; es reichte nicht aus; der Prinz von Coburg verlangte mehrere andere Gebäude; Oberlahnſtein, Engers, Ems, Schönbornsluſt zu belegen, ſchlug er aus; er hatte nicht ſo viele Aerzte und Chirurgen, daß er ſie hätte an verſchiedenen Orten zerſtreuen dürfen. Als im April auch noch die öſtreichiſchen Lazarethe von Trier nach Coblenz verlegt wurden, und die Offiziere drohten, die Kranken ohne Weiteres in Bürgerhäuſer zu legen, wußte von Kerpen keine andere Auskunft, als das Collegium zu einem Lazareth herzugeben. Hierhin brachten die Oeſtreicher ihre Bleſſirten und Reconvalescenten, in das deutſche Haus ihre Offiziere, nach Engers die epidemiſch Kranken. Die Preußen hatten dagegen die alte Reſidenz und den Dicaſterialbau im Thal inne und nahmen außerdem Vallendar und Niederwerth in Ausſicht. Die Gymnaſiaſten mochten mit den unerwarteten Ferien zufrieden ſein und leiſteten hülfreiche Hand, als Bänke, Bibliothek, Kirchengeräthe ꝛc. am 8. April 1793 zur Aufbewahrung in die Reſidenz geſchafft wurden; ſchlimmer erging es den armen Profeſſoren, die ſich bei bekannten Familien ein Unterkommen ſuchen mußten. Zwei Claſſen wurden nachher im Goergen- und Barbarakloſter, ein Theil

der anderen im Leyenſchen Hofe untergebracht. Hier fanden auch im September die öffentlichen Prüfungen ſtatt, die goldenen Bücher aber vertheilte man in der Collegiumskirche. Da im Spätherbſte die Räumung des Collegs noch nicht bewirkt werden konnte, im Hohenfelder Hauſe die Feldapotheke etablirt, im Krämerbau Früchte aufgeſchüttet waren, im Schifferhauſe franz. Gefangene ſaßen, bei den Carmelitern und Franziskanern ſich Mehlniederlagen befanden, mußten die oberen Räume des Leyenſchen Hofes mit Zuſtimmung des Grafen Philipp heizbar gemacht werden, und ſechs Claſſen auch für den Winter und länger hier bleiben.

Theuer genug war es in dieſer Zeit. Indeſſen machte Herr Mühlens mit den Ankäufen für die K. K. Magazine treffliche Geſchäfte, und die Schiffer verdienten bei den Transporten von Getreide und von Mannſchaften, die man zur Erleichterung der Einwohner möglichſt ſchnell weiter fuhr, viel Geld; der gemeine Mann aber litt oft Mangel, theilte jedoch, was er hatte, mit dem Soldaten und erhielt dagegen von dieſem Commisbrod. Auch große Holznoth entſtand aufs neue. Nicht blos die Karthäuſer, deren Kloſter und Berghof (jetzt Trapp'ſche Beſitzung) oft 100 bis 150 Mann Einquartierung tragen mußte, klagten, daß ihr Wald zuſammengehauen wurde, auch die armen Karmeliter ſahen ſich genöthigt, ihre alten Holzſtatuen und Heiligenbilder zur Heizung zu benutzen, und der Stadtrente wurde die Verſorgung der franzöſiſchen Kriegsgefangenen mit Brennmaterial und Utenſilien gradezu unerträglich. Manches gewohnte Volksvergnügen mußte deshalb unterbleiben; das Vogelſchießen konnte, wie dem Schützenbrudermeiſter Collig bedeutet wurde, nicht ſtatt haben. Dagegen fehlte es nicht an kirchlichen Feſten, im Frühjahr, um den Segen des Himmels für die deutſchen Waffen zu erflehen, im Sommer, um frommen

Dank für die errungenen Erfolge darzubringen. In der That, dafür war Veranlaſſung genug. Der Siegeslauf der K. K. Armee, die Schlachten von Aldenhoven und Neerwinden, die Befreiung Maſtrichts, Lüttichs, die Beſetzung Brüſſels und Antwerpens, ſpäter die Bewältigung von Condé und Valenciennes, und dazwiſchen die Nachrichten von den Preußen, der Fall von Königſtein, die Rheinübergänge, der Heldentod Gauvains bei Stromberg, die kühnen Handſtreiche des Oberſten Szekuly, beſonders die endliche Cernirung von Mainz erregten die Gemüther der Bewohner von Coblenz im höchſten Grade. Eine ganze Reihe der anziehendſten Perſonen bot ſich den Augen derſelben dar und ſteigerte das Intereſſe für die von ihnen vollführten Thaten: Erſt im Januar der Retter Triers, General von Brentano, den Todeskeim in der Bruſt tragend, und doch voll Eifer für die neuen Schutzwerke der Stadt, dann der Prinz von Coburg (16. bis 28. Febr.), der deſignirte Obergeneral der kaiſerl. Truppen und heitere Gaſt des Coblenzer Magiſtrats, die Regimenter ſelbſt, vorzüglich die ſchwarzen Küraſſiere von Naſſau-Uſingen, die tapfern Kämpfer bei Neerwinden, der junge Erzherzog Carl, den erſten Lorbeeren entgegeneilend, und mit ihm der Feldmarſchall-Lieutenant Prinz von Würtemberg; im April wieder Dumouriez, der früher ſo gefürchtete Gegner, nun geflüchtet, ein beſonderer Gegenſtand der Neugier nicht blos für die vornehme Welt, den Herrn von Knebel, die Mainzer Domcapitularen von Keſſelſtadt und von Frankenſtein, die Gräfin Sophie Reneſſe, die ſich Morgens um 7 Uhr ſchon bei ihm einfand, ſondern auch für das größere Publikum, das ihn auf der Straße und der fliegenden Brücke anſtaunte; einen Monat ſpäter diejenigen, welche Dumouriez vor ſeinem Uebergange den Oeſtreichern überliefert hatte, der frühere Kriegsminiſter Bournonville, dem von Laſſaulx auf der

Feſtung ſein bisheriges Gefängniß einräumen mußte, die vier Conventscommiſſäre, ihre Secretäre und Adjutanten. Die franzöſiſchen Kriegsgefangenen, welche auf beſonderes Verlangen des Prinzen v. Coburg der Major v. Trapp und vier trieriſche Compagnien von Cöln aus escortirten, waren eigentliche Sansculotten, ohne Schuhe und Strümpfe, und mußten, da ihnen ein Raſttag hier bewilligt war, in den Kellern des alten Schloſſes im Thal vorlieb nehmen (1. Auguſt 1793). Alle anderen Locale waren zu klein oder bereits beſetzt. Am meiſten war die Aufmerkſamkeit auf Mainz gerichtet. Außerdem daß das Kurfürſtenthum 30 Römermonate (20,000 Gulden) für den Krieg zu entrichten hatte, zahlte der Kurfürſt aus eigner Caſſe monatlich 1000 Gulden, er lieferte Spiegelgranaten und andere Munition an die Preußen vor Mainz: man ſah Kanonen ſchweren und leichten Calibers von der Feſtung dorthin abführen, und die 16 holländiſchen Kanonierſchaluppen vorbeifahren, die bei der Beſchießung von Mainz verwendet werden ſollten; man hörte von der Erſtürmung der Redouten, der Verwundung des Prinzen Louis Ferdinand, dem begonnenen Bombardement, dem ausgebrochenen Brand und dem dadurch angerichteten Schaden an Kirchen und Häuſern, und endlich kam die erſehnte Botſchaft der Capitulation. Die Freude war allgemein. Der Landſtatthalter, welcher eben von Schwalbach und Schlangenbad zurückgekehrt war, wo er von den Waldhöhen aus das Bombardement geſehen hatte, ordnete ein Dankfeſt zu Liebfrauen mit Te Deum und einer Predigt „über die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Souverän mit Hinweis auf die Uebel, welche durch Verräther herbeigeführt würden," an, und der Hofpfarrer Siebenbeutel entledigte ſich dieſer Aufgabe zu ſo allgemeinem Beifall, daß der Kurfürſt ſich eine Abſchrift nach Augsburg ſenden ließ. Viele Coblenzer fuhren

und ritten, wie Herr Faßbender, nach Mainz, um die Belagerungswerke zu ſehen und ſich von den ausgeſtandenen Schreckniſſen und der Mißhandlung der Clubiſten erzählen zu laſſen. Am 29. Juli langte, wie von Kerpen berichtet, „die liebſame Geſellſchaft der Clubiſten hier an, um auf dem Ehrenbreitſtein untergebracht zu werden, 41 an der Zahl, escortirt von ſächſiſchen Huſaren und Dragonern vom Regiment Curland unter einem ſächſiſchen Huſarenoffizier; ſie wurden auf dem Plan geordnet, um in die verſchiedenen Emplacements auf der Feſtung vertheilt zu werden. Der Zulauf des Volks war ungeheuer; ſie wurden bis zu ihrem Beſtimmungsorte mit beſtändigem Geſchrei „Clubiſten, Clubiſten!“ begleitet, und auf der Brücke, die ganz voll war, beeiferte ſich jeder, ihnen alles Liebe zu ſagen. Der König von Preußen hat jedem für den Monat drei Thaler d. i. täglich drei Böhm oder 6 Albus beſtimmt. Die ſächſiſchen Truppen wurden mit Brod und Wein erfriſcht. Was mir am meiſten Vergnügen machte, war die allgemeine Billigung des verdienten Schickſals zu ſehen.“ Unter den Clubiſten waren auch einige Geiſtliche, die den Eid geleiſtet hatten; einer, Namens Rumpel von Bilmar, und der beſonders berüchtigte Metternich aus dem Amt Montabaur gehörten zu von Kerpens Bedauern von Geburt dem Kurfürſtenthum Trier an. —

Der Rhein war wieder offen, Schiffe bedeckten den Strom, bald kam das erſte Floß vorbei. Jede äußere Gefahr ſchien in die Ferne gerückt, die innere Ruhe war hergeſtellt, die Landſtände ſchlugen einen beſcheideneren Ton an. Clemens W. hatte keinen Grund mehr, in der Fremde zu weilen, zumal er und ſeine Schweſter im ſchönen Allgau ihre Geſundheit geſtärkt und ſich erholt hatten. Schon wiederholt war er um Rückkehr gebeten worden. Jetzt (29. Juli) luden Magiſtrat und Bür-

ger ihn aufs neue ein, ihnen den Segen ſeiner Gegenwart in der Nähe zu ſchenken, und ſchrieben in gleichem Sinne an den Miniſter. Faſt in jeder Nummer des Intelligenzblattes erſchienen Chronogramme, welche die Sehnſucht der Unterthanen ausdrückten. Die Antwort, welche auf der Harrat verleſen wurde, lautete zuſtimmend, der Kurfürſt habe ſelbſt das Verlangen zurückzukommen, doch könne er den Termin noch nicht beſtimmen, hoffe aber vor Ende Oktober dazuſein. Der Regierung und Finanzkammer wurden jedoch acht gegen die Rückkehr gemachte Einwürfe (ſie rührten von dem nicht genannten Miniſter her) zur Begutachtung vorgelegt, aber einſtimmig verworfen; nur den ſchlechten Stand der Finanzen mußte man anerkennen; der Kurfürſt war aber zu eingezogenem Leben in Coblenz entſchloſſen. Die nöthigen Reparaturen im Schloſſe wurden vollführt, und die Equipagen, Effecten und Kirchengeräthe von Münſter und Eſſen herbeigeholt. Clemens W. reiſte über Mannheim zu Lande nach Montabaur, indem er die größeren Koſten der Waſſerfahrt und den ſchmerzlichen Anblick von Mainz vermeiden wollte, und wurde am 31. Oktober 1793, da er ſich jeden ſolennen Empfang verbeten hatte, an der Liebfrauenkirche zwar einfach, ohne Glockengeläute und Kanonendonner, aber auf das Herzlichſte von der ganzen Bürgerſchaft begrüßt. Als er nach dem Dankgebet wieder aus der Kirche trat, fand er die Pferde ſeines Wagens ausgeſpannt, dagegen die ganze Zunft der Fuhrleute in ihren Feierkleidern und mit Bändern geziert bereit ſtehen, den ſcheinbar von dem Söhnchen des Poſtſtallmeiſters Barth mit einem ſeidenen Bande gelenkten Wagen ſelbſt zu ziehen; gerührt dankte er, „er wolle in ihren Herzen getragen, nicht von ihren Händen gezogen ſein.“ Zu Fuß, ſeine Schweſter am Arm, Blumen ſtreuende Mädchen voraus, von der jubelnden Menge umgeben, ging er durch die

Hauptſtraßen der Stadt in das Schloß. „Noch fufzig Johr!“ rief der Leichenbitter Knobloch, und jauchzend wiederholten die Bürger den Zuruf. Den Landſtatthalter, der ihn ſchon in Montabaur bewillkommnet hatte, ehrte er mit werthvollen Geſchenken und wendete ihm die Probſtei Limburg zu, die durch den Rücktritt des Domherrn Franz Phil. von Walderdorf in den Laienſtand erledigt war. Einen Tag ſpäter als der Kurfürſt langte auch der Miniſter an, und Alles ſchien allmählich wieder in die frühere Ordnung einzutreten.

Gemäß der neuen Geſchäftsorganiſation hielten die vier Referendarien Geh. Rath von Pidoll in geiſtlichen, Reg. Director Eſchermann in landſchaftlichen, Geh. Rath Weckbecker in Regierungs- und Hofkammerrath Kalt in Kameral-Angelegenheiten bei dem Kurfürſten und dem Miniſter jeden Freitag ihre Vorträge. Von Pidoll wurde an Stelle des tödtlich erkrankten Biſchofs von Ascalon, von Herbain, bald zum Weihbiſchof beſtimmt. Auch andere Aemter wurden neu beſetzt, und manche Ehrentitel ertheilt, wie z. B. der Oberſt-Lieutenant Freiherr von Kolb die Ehrenſtelle eines „adligen Lehnhofsthürwärters“ erhielt. Dem Kurfürſten ſuchte man jede Ehre und Freude zu erweiſen. Das Intelligenzblatt berichtet,[1]) daß 44 Deputirte aus den Aemtern Boppard und Oberweſel und aus dem Gallſcheider und Welmicher Gerichte ihm ein Faß ihres beſten neuen Weins zur Bezeigung ihrer Freude über ſeine Rückkehr und ſein Namensfeſt überbrachten, daß die Magiſtrate von Boppard und Oberweſel einige Wochen ſpäter mit einem Faſſe des beſten rothen Oberweſelers dieſes Beiſpiel nachahmten, der Kurfürſt ſodann aber, um nicht einen etwaigen Verdacht einer neuen Weinſteuer aufkommen zu laſſen, ſich weitere ſolche

[1]) Vgl. von Boos im Rh. Antiq. I, 1, 792.

Gaben zu verbitten veranlaßt ſah. Der Stadtmagiſtrat vollzog ſeine Geſchäfte, wie früher; er wurde mit 100 Thlr. Strafe bedroht, wenn er ſich ſäumig zeige, die wieder ſich anhäufenden Emigranten bis zum 28. November auszuweiſen, erneute die lange nicht erhobene Bier- und Aepfeltrankacciſe, führte eine Hundeſteuer ein und ließ durch Trommelſchlag bekannt machen, daß keine Martinsfeuer dürften „angeſtochen“ werden, ſo wie das Publikum auch vorſichtig bedeutet wurde, die drei üblichen Schüſſe in der Chriſtnacht zeigten keinen Brand oder ſonſt etwas an. Die Stadt ſchien ſo ſicher, daß der General von Wenz die ihm zukommende Graſerei auf den Wällen und Gräben nebſt großen Gemüſegärten mit 120 Obſtbäumen der beſten Gattungen und einer „ausgezeichneten Gelegenheit zu einer Federvieh-Anlage“ parzellenweiſe auf drei Jahre verpachtete.

---

13. Das letzte Jahr der kurtrieriſchen Herrſchaft in Coblenz.

Die Stimmung des Kurfürſten, wie die der Beamten und Bürger war trotz aller dieſer Erſcheinungen eine gedrückte; auf Allen laſtete eine unbeſtimmte Furcht vor der Zukunft. Clemens W. war von der Hinrichtung der Königin von Frankreich, ſeiner Nichte, auf das ſchmerzlichſte ergriffen. Die Hoftrauer durfte ſelbſt an ſeinem Namensfeſte nicht abgelegt werden. Bald beunruhigten ihn und die Stadt-Nachrichten über das neue Vordringen der Franzoſen in die Nahegegenden. Zwar hatte Coblenz und die Feſtung für die verbündeten Mächte ſchon deshalb noch größere Bedeutung, als früher, weil die bedeutendſten Magazine und Lazarethe ſich jetzt hier befanden, die Hauptvorräthe von Trier und Trarbach hier untergebracht wurden, und ein groß-

artiger Mehl- und Früchtetransport aus Holland unter der Leitung des jetzt preußiſchen Lieferanten und Rheinſchifffahrts-Entrepreneurs Mühlens hierhin gerichtet war; man durfte alſo ſicher ſein, daß für den Schutz der Stadt Alles geſchehen würde. Aber das Gefühl der eigenen Schwäche und der gänzlichen Abhängigkeit von den größeren Mächten konnte nicht unterdrückt werden. Der größte Theil der trieriſchen Truppen war wieder außerhalb in Anſpruch genommen; ein Bataillon escortirte franz. Kriegsgefangene, eine Jägercompagnie that bei den Preußen gute Dienſte und legte Ehre ein, die andere ſtand in Trier; die Redouten auf der Karthauſe waren gar nicht, die Feſtung nicht ausreichend beſetzt; ſelbſt die dort ſitzenden Clubiſten und Staatsgefangenen ſchienen der ſchwachen Garniſon Gefahr bringen zu können. Sowohl der Herzog von Braunſchweig wie der Prinz von Coburg gaben dem Kurfürſten die beruhigende Erklärung, die Lage von Coblenz ſei geſichert, aber ſie erkannten doch die Nothwendigkeit einer Hülfe dadurch an, daß jeder den Kurfürſten an den anderen verwies. Der Mangel an Harmonie zwiſchen den beiden Hauptmächten, ſchon lange auch in Coblenz beſprochen, trat immer greller zu Tage. So begann das Jahr 1794. Es war das letzte der kurtrieriſchen Herrſchaft in Coblenz und auf dem linken Rheinufer.

Ueberblickt man die ſich drängenden Ereigniſſe und Stimmungen, das beſtändige Hin- und Herwogen zwiſchen Zaghaftigkeit und Ermuthigung, Flucht-Bereitſchaft und Anſtrengung für Widerſtands- und Rettungsverſuche, bis zum October dieſes Jahrs, ſo ergibt ſich im Allgemeinen Folgendes: Der Kurfürſt bleibt opferwillig, ſcheut keine Anſtrengung und Mühe für den Schutz ſeines Landes, zeigt ſich muthiger, als Viele in ſeiner Umgebung, gibt aber doch zu, daß Alles, auf deſſen Erhaltung man damals vorzugsweiſe Werth legte, das Archiv, die Kunſt-

gegenſtände, Pretioſen ꝛc., ein- und ausgepackt und ſchließlich geflüchtet werde; der Miniſter, die Staatsräthe und anderen Beamten arbeiten treu und raſtlos nach ſeinen Abſichten ſowohl in der Stadt, wie ausgeſendet in den verſchiedenen Hauptquartieren; die Bürger der Stadt und das Volk auf dem Lande iſt gut geſinnt, es fehlt nicht an ſchönen Beweiſen eines hingebenden Patriotismus; Alle aber ſind gegenüber den traurigen Verhältniſſen des Reichs, dem Zwieſpalt der Oberbefehlshaber und der politiſchen Intereſſen der großen Mächte, gegenüber der Angriffskraft und der Einheit der revolutionären Kriegsgewalt ohnmächtig und hülflos, und deshalb iſt ſchließlich das Kurfürſtenthum dem Untergang geweiht. Von den Einzelnheiten wähle ich nur einige bedeutendere aus.

Bei der erſten Schreckensnachricht im Anfang Januar, Obriſt von Szekuly ſei auf dem Rupertsberg bei Bingen von den Neufranken bedrängt, wurden trotz aller Fluchtanſtalten die Karthäuſer Schanzen unter Leitung des Obriſtlieutenant v. Linderer von der zurückgekehrten Jägercompagnie des Hauptmanns Faber und einem Theil der Garniſon beſetzt und durch Artillerie von der Feſtung widerſtandsfähig gemacht; die Bürger übernahmen die Bewachung der Stadt; wer Waffen hatte, wurde zur Hülfe aufgeboten; das Landvolk, zum Beiſtand aus freien Stücken bereit, eilte aus den benachbarten Aemtern mit ſeinen Hacken, Heugabeln, Säbeln und Piſtolen in die Stadt; die Leute wurden im Krämerbau und andern öffentlichen Gebäuden untergebracht und von den Bürgern gut verſorgt; die Jungfern Barbel Heislitz und „Krittchen“ Mohr gingen von Haus zu Haus, riefen „zehn Petermännchen iſt die Tax!“ und brachten einen anſehnlichen Ertrag zuſammen; vom Kurfürſten wurden die Bauern ermuntert, in den Schanzen geordnet, dann aber, als jeder ſeinen Platz kannte, wieder entlaſſen, bis ein Kanonenſchuß

das Zeichen einer Gefahr gebe; Bürgerſöhne traten vorläufig an ihre Stelle. Die Erſcheinung verdiente Beachtung. Die Regierung hielt ſich bei der allgemein an den Tag gelegten Vaterlandsliebe für überzeugt, daß bei einer feindlichen Invaſion 50,000 wehrhafte Unterthanen bereitwillig an der Landesvertheidigung ſich betheiligen würden. Doch ſchien es vorläufig genügend, eine Zahl von 6000 Mann Milizen in vier Hauptabtheilungen zu organiſiren und in den Waffen zu üben. Die Städte Coblenz und Trier ſtellten ihre beſonderen Corps. Der Miniſter beſtimmte außer zehn Carolin ein Gewehr neuer Erfindung demjenigen als Geſchenk, der ſich zuerſt durch Tapferkeit auszeichne. Am 15. Februar konnte er melden, die Sache ſei trotz vieler Anſtände fertig. — Das Stift S. Florin und bald auch S. Caſtor gaben das patriotiſche Beiſpiel, alles entbehrliche Kirchenſilber ohne Zinſen für die Dauer des Kriegs in die Münze zu ſchicken. Andere geiſtliche Körperſchaften und reiche Privatleute zeigten ſich ebenſo opferbereit. Es wurde dies Veranlaſſung, einen allgemeinen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen zu erlaſſen; dieſelben betrugen in Coblenz bis zum Mai ſchon über 12,000 Thaler. Auch hierbei war der Kurfürſt mit einer Gabe von 1000 Thlr an die Spitze getreten. Er konnte, als er den Reg.-Director Eſchermann zum Prinzen von Coburg ſandte und um Schutz bat, in dem mitgegebenen Schreiben mit voller Wahrheit ſagen, wie er ſeine reichsſtändiſchen Obliegenheiten trotz des ungeheuren Aufwandes für die eigene Landesvertheidigung und ungeachtet aller erlittenen Schäden und Brandſchatzungen mit den äußerſten Kräften zu erfüllen bereit ſei, und wie er in dieſen entſcheidenden Zeiten keineswegs einer Laſt ausweichen und das Geringſte ſparen, ſondern eine die gegenwärtigen Kräfte ganz ſicher weit überſteigende Laſt mit patriotiſchem Eifer übernehmen wolle (19. Januar 1794). Bei den 100,000 Gulden, welche der Kurfürſt

nach von Boos (Rh. Antiq. I, 2, 15) in dieſen Kriegsläuften binnen einem Jahre aus eigenen Mitteln zahlte, iſt gar Manches nicht in Anſchlag gebracht, z. B. der Zuſchuß von 1000 Thlr. für die Verſchanzungen auf Montroyal, welche der Nachfolger des Herzogs von Braunſchweig, Feldmarſchall von Möllendorf, und v. Linderer als Zwiſchenpunct zwiſchen Trier und Coblenz für nöthig hielten, die reichen Belohnungen und Geſchenke, welche er Allen verlieh, die ſich um die Sicherung des Landes verdient machten u. a. m.

Im Februar beſſerte ſich die Lage. Dem General von Blankenſtein in Trier konnte freilich kein Hülfscorps geſendet werden, weil, wie der K. K. Geſandte Graf von Weſtphalen meldete, „der pfälziſche Hof ſich auch diesmal ſeiner würdig zeigte und jede Beiwirkung zur Formirung dieſes Corps verſagte," aber zur Beſatzung von Coblenz hatte der Prinz von Coburg außer dem kurtrieriſchen auch ein Kaiſerlich-Königliches Bataillon abgeordnet, und von Möllendorf ſchickte den General von Köhler, um Coblenz und Trier zu decken, auf den Hunsrücken und drängte den Feind über S. Wendel und die Saar hinaus. Eine Zahl Artilleriſten, an denen Mangel war, hatten die Preußen ſchon früher auf die Feſtung beordert. Mit den verſchiedenen Oberbefehlshabern der drei Hauptarmeen, der K. K. Armee in den Niederlanden unter Coburg, der Reichsarmee unter dem Herzog Albrecht, dem Bruder des Kurfürſten, und der preußiſchen Armee am Mittelrhein ſuchten der Kurfürſt und Miniſter ſich gleichmäßig in gutem Verhältniß zu erhalten. Doch wendeten ſie bis tief in den Sommer „dem verehrungswürdigen, wohldenkenden" von Möllendorf ihr beſonderes Vertrauen zu. Dies hatte ſeinen Grund nicht blos in der ſchon erhaltenen Hülfe und in der Bereitwilligkeit desſelben, bei Auswechslung der Kriegsgefangenen mit General Hoche auch für

die gefangenen Trierer — es waren außer dem Hauptmann C. Babo von Coblenz ein Tambour, zwei Gefreite und acht Gemeine — zu ſorgen, ſondern auch in der freundlichen Stellung, die der Kurfürſt zu dem Könige von Preußen einnahm. Als dieſer nämlich bei dem Reichstag in Regensburg beantragt hatte, daß die Verpflegung des preußiſchen Heeres vom 1. Februar an von Seiten des Reiches übernommen werde, ließ Clemens W. durch ſeinen Comitialgeſandten von Linker zuerſt und allein ſeine Zuſtimmung erklären, und in Folge davon bekam von Möllendorf die Weiſung vom Berliner Hofe, auf den beſonderen Schutz des trieriſchen Landes bedacht zu ſein. Ein perſönlicher Beſuch, den der Kurfürſt auf einer Reiſe nach Heidelberg zu ſeinem Bruder Albrecht (3. Mai) dem Feldmarſchall in Mainz machte, konnte das freundliche Verhältniß nur ſtärken. Der Kurfürſt bewirkte, daß das trieriſche Reichscontingent nicht nach Heidelberg zur Reichsarme, ſondern nach Trier zu dem Blankenſteinſchen Corps beordert wurde. Die Truppen zogen unter dem Major von Trapp, nachdem ſie im Schloßhof paradirt hatten, für wenige Tage in ein Lager bei Metternich (17. bis 20. Mai). Die Coblenzer genoſſen noch einmal ein militäriſches Schauſpiel im Kleinen, als die reichlich beſchenkten, fröhlich geſtimmten Soldaten hier vom Kurfürſten, den Prinzeſſinnen Kunigunde und Chriſtine und dem Miniſter beſucht wurden. Dann wurde es für kurze Zeit ſtill in der Stadt. Sowohl die fremde Beſatzung, die Anſpacher, die preuß. Artilleriſten ꝛc., wie die einheimiſchen Truppen bis auf vier Compagnien waren abmarſchirt. Deſto mehr Thätigkeit herrſchte in der Münze, in den zur Aufhäufung der Mehl- und Fruchtvorräthe benutzten Kreuzgängen der Klöſter und Stifter und in den Lazarethen, dem deutſchen Haus, dem Collegium und dem Dominikanerkloſter, welches das preuß. Proviantscommiſſariat

nicht ohne Widerſtreit dem K. K. Major Fiſchbach für ſeine Kranken räumen mußte. Die erſten Erfolge der endlich in Thätigkeit getretenen Armeen brachten im Mai und Juni neue Durchzüge franzöſiſcher Gefangenen, für welche Keller und Speicher der alten Reſidenz das gewöhnliche Nachtquartier blieben, aber auch immer wachſende Transporte von Bleſſirten; und nach den unglücklichen Ereigniſſen in den Niederlanden mußten die Schlöſſer in Schönbornsluſt und Engers auf kurf. Befehl durch den Geh. Rath Kalt der K. K. Spitaldirection übergeben werden. Kärlich blieb als zeitweiliger Aufenthalt des Kurfürſten allein verſchont. Während Prinz Coburg ſich nach der Schlacht bei Fleurus (26. Juni) an die Maas und bald noch weiter zurückzog, neue Gefahr für Trier und Coblenz dadurch entſtand, und der Kurfürſt das Archiv, Kirchen- und Hofſilber, den beſten Wein ꝛc. über Werthheim nach Schwaben ſchickte, hatte von Möllendorf gemeldet, er habe den General von Kalkreuth zur Sicherſtellung des Poſtens von Trier angewieſen; „aber, ſetzte er hinzu, ich muß über das zweckwidrige Betragen unſeres Alliirten klagen, welches mir leider bald außer Stand ſetzen wird, irgend etwas Gutes bewirken zu können; ich werde in die Niederlande ziehen (d. h. an den Niederrhein zum Schutze der preuß. Lande); alle Vorſtellungen ſowohl bei dem Prinzen von Coburg, wie bei dem Herzog Albrecht über Erhaltung einer anſehnlichen Armee in hieſigen Gegenden, beſonders in Rückſicht auf Trier fruchten nichts . . .; man beharrt auf einem einſeitigen Plan, und geht der durch, ſo muß ich mit der Armee wegmaſchiren und werde mir durch öffentliche Bekanntmachung zu rechtfertigen ſuchen.“ Umgekehrt klagte von Blankenſtein (29. Juni) über die Preußen, die nicht näher an Trier zur Deckung des rechten Saarufers heranzögen, und es leuchtet aus der ganzen Correſpondenz der Generale und des

kurf. Miniſter ſchließlich nur nach des letztern Worten hervor, „daß unter den Alliirten kein Einverſtändniß herrſcht, daß, was man heute zuſichert, morgen abgeändert wird, daß kein gemeinſamer Plan vorliegt, und die hohen Chefs widerſprechende Ordres erlaſſen.“ Und außerdem fehlte es an Geld. Es geſchah bis Ende Juli nichts. Geh. Rath Weckbecker wurde am 18. Juli nach Mainz geſchickt. Der kurmainziſche Miniſter von Albini ſchlug eine Neutralitäts-Erklärung gegen Frankreich vor; der Kurfürſt verwarf ſie, weil ſie ohne Vorwiſſen des Kaiſers erfolgen ſollte; von Möllendorf ſchrieb gleichzeitig (20. Juli) an den Kurfürſten, die beträchtliche feindliche Stärke gegenüber der preuß. Armee allein ſetze dieſe außer Stand, an der Vertheidigung von Trier Theil zu nehmen, doch ſolle der Hunsrücken wo möglich beſetzt bleiben, und von Kreuznach aus alles Thunliche zur Sicherung von Coblenz geſchehen. Trier ſchien aufgegeben. Der Feldmarſchall wünſchte (25. Juli), daß, wenn Blankenſtein von Trier weg nach Luxemburg abziehe, die trier. Contingenstruppen und Jäger zu Köhlers Corps auf dem Hunsrücken ſtoßen ſollten, Blankenſtein aber erhielt vom Herzog Albrecht Befehl, mit ſeinen Truppen nicht nach Luxemburg, ſondern nach Coblenz zu ziehen. In Coblenz freute man ſich darüber um ſo mehr, weil die trier. Mannſchaften eine zuverläſſige Beſatzung für die Feſtung waren, während die von Herzog Albrecht früher dahin beſtimmten 5000 Sachſen unter General-Lieutenant von Linde Schwierigkeiten machten, dem Befehl zu gehorchen. Unermüdlich wendete ſich der Kurfürſt nach allen Seiten, um Hülfe für Trier zu erhalten. Weckbecker hatte ſich mit den Briefen desſelben nach Schwetzingen in das Hauptquartier Albrechts begeben; hier wurde in einer Conferenz der beiden Feldmarſchälle (26. Juli) beſtimmt, die Moſel und Trier ſollten gedeckt werden; der Prinz von Coburg ſollte

mit äußerſter Anſtrengung die Maaslinie und das Land bis zum Rheine halten, Möllendorf an die Moſel, im äußerſten Falle nach Trier gehen, und Fürſt von Hohenlohe inzwiſchen Mainz ſchützen. Der Kurfürſt erhielt von ſeinem Bruder die Verſicherung, Trier ſolle hartnäckig vertheidigt werden. Er forderte von den obererzſtiftiſchen Ständen Mittel, das Land zu retten, ſie ſollten lieber jetzt 50,000 Thlr. freiwillig für das Vaterland, als nachher Millionen gezwungen an den Feind opfern. Kalkreuth wurde mit ſeinem Corps am 6. Auguſt nach Oberſtein, Köhler nach Wadern vorgeſchickt. Clemens W. ſtellte die geſammte Landmiliz mit Ausnahme der erſten Abtheilung, welche zur Aushülfe der Garniſon in Coblenz und Ehrenbreitſtein diente, unter Blankenſteins Befehle und ordnete die Einrichtung eines Freiwilligen-Corps an. Die Hoffnung währte nicht lange; die Hülfe kam zu ſpät. Das Blankenſteinſche Corps, obwohl unter dem Commando der Reichsarmee ſtehend, war durch Befehle des Prinzen von Coburg immer mehr geſchwächt worden; es konnte der anrückenden Uebermacht der Franzoſen trotz aller Tapferkeit nicht widerſtehen; v. Blankenſtein zog ſich aus der von den angeſehenſten Einwohnern verlaſſenen Stadt in der Nacht vom 8. zum 9. Auguſt nach Hetzerath und dann weiter nach Wittlich zurück. Trier wurde am 9. Auguſt von den Franzoſen unter Moreaux beſetzt. Blankenſtein ſchob die Schuld den Preußen zu, ſie hätten keinen Succurs geleiſtet, er habe, um nicht abgeſchnitten zu werden, weichen müſſen. Die Preußen klagten, Blankenſtein habe ſich nicht lange genug gehalten. Noch unangenehmer wurden die Debatten zwiſchen Coburg und Möllendorf.

Die Lage in Coblenz war nun eine ſehr ſchlimme. Die Verbindung mit der Coburgſchen Armee war unſicher, die Beſatzung zu ſchwach, an Kanonieren Mangel, die Befeſtigungsanſtalten der Stadt noch nicht ausreichend, vor Allem, das

Vertrauen auf Preußen geſunken. Und welche Hülfe wurde nun geſchaffen, als das ſchwache Blankenſteinſche Corps, von Wittlich nach Lutzerath, von Lutzerath nach Kaiſersesch zurückwich und erſt hier an den Höhen von Dünchenheim Poſition nahm (14. Auguſt)! Der Reichsfeldmarſchall hatte zwei oberrheiniſche Regimenter Zweibrücken und Solms-Braunfels abgeſchickt, aber was waren das für Leute! An ſich ſchon der Zahl nach ſchwach, deſertirten ſie zu Hunderten und weigerten ſich, über den Rhein zu gehen; die in Coblenz garniſonirenden Truppen mußten mit aufgepflanztem Bajonett eine Compagnie Solms auf der Flucht aufſuchen und gefangen hier einbringen. Erſt am 23 Auguſt marſchirten vier Bataillons gediente K. K. Soldaten, welche über den Hundsrücken nach Coblenz gekommen waren, zu Blankenſtein ab, und bald folgten noch andere Verſtärkungen. Den Hunger leidenden Mannſchaften hatten der Kurfürſt und die Coblenzer reichlich Wein und Victualien aller Art zugeſendet. Die Befeſtigungswerke zu unterſuchen und anzugeben, was nöthig ſei, war der K K. Ingenieur-Hauptmann du Chatel ſchon Ende Juli vom Herzog Albrecht beauftragt worden. Die Oberaufſicht übernahm der K. K. Obriſtwachtmeiſter von Sechteren. Von Linderer, früher ſo dienſtfertig, hielt ſich ſchon längere Zeit, den preußiſchen Groll gegen Oeſtreich repräſentirend, vom Hof und von der Theilnahme an den Arbeiten fern und trat erſt in den Octobertagen wieder hervor. Es wurden neue Verſchanzungen und Batterien vor der Moſelbrücke für nöthig befunden; 4000 Paliſſaden mußten von den Eigenthümern der Waldungen binnen 5 Tagen dorthin geliefert werden; der Hochgerichtsſcheffe Scholl wurde als überflüſſig von der Aufſicht dabei ausgeſchloſſen. Tag und Nacht wurde an den Schanzen gearbeitet. Verſchiedene Schiffbrücken wurden geſchlagen, vor der alten Reſidenz

über den Rhein und oberhalb des deutſchen Ecks über die Moſel. Der Rathsherr Zimmermann erhielt im Accord 27,000 Gulden für Bretter, Eichenbalken ꝛc.; Commercienrath Faßbender ging mit militäriſcher Begleitung ab, um alle großen und kleinen Schiffe, Nachen, Tielen, Seile, Ketten u. ſ. w. von der Moſel, dem Rhein, der Lahn zu dem Brückenbau herbeizuholen. Aber was das größte Uebel war, in den Caſſen herrſchte Ebbe; zwei Drittel des Landes ſtanden ſchon in franz. Gewalt, Steuern gingen von da nicht ein, Niemand wollte Geld leihen, man konnte die Milizen und Freiwilligen nicht bezahlen; von den Römermonaten war gar keine Rede; die Capitaliſten, welche Geld auf der Landſchaft ſtehen hatten, verlangten daſſelbe mit freiwilliger Einbuße zurück, und da die Rückzahlung nicht erfolgen konnte, ſank der landſchaftliche Credit unglaublich.

Der Kurfürſt wußte keine Hülfe mehr. Er war Willens, die Feſtung und ſein ganzes Contingent, welches brave Leute ſeien, die bei den Preußen goldene und ſilberne Ehrenmedaillen erhalten und ſich nachher unter Blankenſtein gleich rühmlich bewährt hätten, „dem Kaiſer abzutreten.“ Aber ſein Bruder Albrecht tadelte den Schritt, man dürfe den Muth nicht verlieren, auch der Kaiſer habe Vieles verloren und entbehre der Mittel. Da traten, wie früher, die Brüder Heinr. und Theod. Mülhens ein; ſie halfen als „Geh. Finanzräthe“ aus der Noth, indem ſie aus dem in den letzten Jahren gewonnenen anſehnlichen Reichthum in Vaterlandsliebe der Landſchaft und dem Kurfürſten die nöthigen Darlehen gaben.[1]) Clemens W. war wieder im Stande, die Koſten der Vertheidigung zu übernehmen.

[1]) Noch am 21. October, als die Rettung von Coblenz ſchon aufgegeben war, zahlten ſie an v. Kerpen die letzten 66,000 Gulden aus.

Inzwiſchen waren Verhandlungen über neue Unternehmungen gepflogen worden. Der Kurfürſt hatte durch den Herzog Albrecht an Möllendorf die Bitte gelangen laſſen, Montroyal zu beſetzen, die Franzoſen von weiterem Vordringen gegen Blankenſtein abzuhalten und gemäß dem Wunſche Coburgs zur Wiedereroberung Triers beizutragen. Die Beſetzung von Montroyal erklärte jedoch der preuß. Feldmarſchall für unmöglich und wiederholte nur, daß er die Nahe, den Hunsrücken und dadurch Coblenz ſchützen werde. Indeſſen konnte er die Gefahr nicht verkennen, die darin lag, daß er mit Blankenſtein ſchwerlich in Verbindung bleibe, daß die Franzoſen das Moſelthal beſetzen und ihn von daher bedrohen, wie Coblenz angreifen könnten. Deshalb dauerten die Verhandlungen über einen Verſuch auf Trier fort und ſchienen endlich einen Abſchluß erhalten zu haben. Der Kurfürſt beſuchte das Blankenſteinſche Corps, ermunterte und beſchenkte die Truppen und erhielt wenige Tage darauf die erfreuliche Nachricht, daß der Vormarſch beginne. Am 5. September rückte Blankenſtein in Wittlich ein; die Preußen auf dem Hunsrücken zogen entſprechend vorwärts. In Coblenz herrſchte die größte Spannung. Nun gab es wieder Aufenthalt. Blankenſtein wurde zur Hauptarmee verſetzt. General Melas übernahm am 14. Septbr. das Corpscommando. Schon berechnete man, daß der Angriff auf Trier am 23. ſtattfinden könne; da kam entgegengeſetzte Botſchaft. Clerfait, der Nachfolger des Prinzen von Coburg, war aus ſeiner Stellung an der Ourte durch Jourdan blutig herausgeſchlagen worden (17. Septbr.) und mußte, heftig verfolgt, an die Roer, bald nach dem Rhein zurückweichen; das linke Rheinufer wurde Anfangs Oktober von den Oeſtreichern aufgegeben. Melas mußte unter dieſen Verhältniſſen ſein Corps zurückgehen laſſen; am 5. Oktober ſtand es in Polch. In Coblenz dachte man ſchon

lange nur auf Gebet, dann auf Rettung des Eigenthums nach der rechten Rheinſeite. Der Kurfürſt ſelbſt, früher der entſchloſſenſte, hatte die Hoffnung, in Coblenz bleiben zu können, verloren. Längſt ſchon erſchien der Hof nur in Reiſekleidern. Am 4. Oktober wurde Jedermann zum traurigen Abſchied vorgelaſſen. Mit Bleiſtift entwarf der Kurfürſt den letzten Brief von Coblenz aus, um dem öſtreichiſchen General die Reſidenzſtadt, die Feſtung und ſeine guten Unterthanen zu empfehlen.

Am Tage darauf fuhr er, nachdem er ſeinen Dienern den Gehalt für ein Jahr hatte vorauszahlen laſſen, mit ſeiner Schweſter und dem Miniſter nach Montabaur. Schmerzlich bewegt ſah er von der Höhe noch einmal zurück auf die Stadt, die er geliebt, wo er ſo lange ſich glücklich gefühlt und für das Glück Anderer geſorgt hatte. Er blieb in Montabaur nur zwei Tage und begab ſich dann über Schwetzingen nach Augsburg. Noch ſuchte er ſich mit der Hoffnung, „daß die wichtige Stellung bei Coblenz doch vielleicht behauptet werde," zu tröſten; er hat aber Coblenz nicht wiedergeſehen.

---

14. Die Kataſtrophe.

Als Landſtatthalter hatte er wieder den abweſenden Domdechanten von Kerpen ernannt, der Regierungskanzler Eſchermann, die Geh. Räthe Kalt und Weckbecker waren ihm als Räthe, ſo wie der Hofr. Liel als Secretär beigegeben. Am 6. October langte Melas in Coblenz an, und nahm ſein Quartier im Elziſchen Hofe, ſein Corps bezog ein Lager bei Mariahülf; General von Nauendorff, ein Bruder der öfter genannten Hofdame, ſtand bei Rübenach, General Oczkay bei dem Brohlbach. Die Landmilizen löſten ſich auf. Noch einmal leuchtete eine

Hoffnung; v. Möllendorf hatte ſich in großer Aufregung über „den unvernünftigen und übereilten Rückzug“ des Melas'ſchen Corps geäußert, „der Plan einer großen Diverſion auf den rechten Flügel der Feinde mit preußiſcher Hülfe ſei dadurch geſcheitert.“ Herzog Albrecht gab Ordre, Melas ſolle wieder nach Kaiſersesch vorrücken, Clerfait das linke Rheinufer behaupten; von Linderer ließ den Kurfürſten bitten, noch einige Tage in Montabaur zu bleiben.[1]) Schon hoffte man in Coblenz auf die Ankunft der Preußen; v. Sechteren und v. Linderer hatten vereinbart, daß die rechte Seite der hieſigen Hauptſtraßen vom Rheinthore an zur Einquartierung der K. K. Truppen, die linke für die Preußen beſtimmt bleibe. Aber abgeſehen davon, daß Marceau bereits Cöln und am 8. Octbr. Bonn beſetzt hatte, und franz. Vorpoſten vom Hauptm. von Trautenberg bei Remagen geſehen wurden, meldete gleichzeitig von Kalkreuth, daß drei Colonnen der Feinde zu je 15,000 Mann gegen ihn anrückten. Am 10. folgte die Nachricht, daß die Preußen über Stromberg zurückgingen, zwölf Tage ſpäter, daß v. Möllendorf die ſchleſiſchen Regimenter und ein Corps von 5000 Mann „ſo, als wenn er ihnen Flügel anheften könne,“ nach Polen zu ſchicken Befehl hätte. Die ſchon lange einwirkenden polniſchen Verhältniſſe traten für Preußen in den Vordergrund. Die Hoffnung auf preußiſche Hülfe war für immer geſchwunden. Die preuß. Magazine wurden ſchon am 10. nach S. Goarshauſen gebracht. Eine Kriegsrathsſitzung in Coblenz, der auch von Linderer noch beiwohnte, führte zu dem Beſchluſſe, die Poſition bei Mariahülf zu vertheidigen, wenn Hoffnung da ſei, ſich gegen den Feind zu halten, dagegen zurückzuziehen, wenn

[1]) So ſchreibt Weckbecker, im Ganzen übereinſtimmend mit von Boos, am 6. Oktober an den Kurfürſten. Auch für das Folgende iſt Weckbeckers Correſpondenz eine Hauptquelle.

der Feind zu ſtark ſei. Die Karthauſe, die Batterien im Weißer Felde, die Bollwerke in der Stadt, am Ochſenthurm und auf dem Paradies wollte man ſo lange als möglich halten; die Bäume um die Batterien wurden zu einem Verhau gefällt, die Schönbornsluſter Allee 200 Schritte von der Stadtſeite an umgehauen. Im Thal bot man alle Fremden aus, um Raum für 4000 Mann zu gewinnen, die auf die Feſtung beſtimmt waren. Die Kanonen aus den Batterien diesſeits der Moſel wurden wieder auf die Feſtung gebracht und durch K. K. Geſchütz erſetzt. Clerfait ſchickte das Huſarenregiment Berchini und andere 6000 Mann zu dem Melas'ſchen Corps.

In ſolchen Zeiten der Aufregung finden bei der Menge auch die unſinnigſten Gerüchte Verbreitung und Glauben. So hieß es am 10. Oktbr., die Kaiſerlichen wollten abziehen und vorher vier Stunden in Coblenz plündern. Melas verlangte Genugthuung, und die Statthaltereiräthe trugen dem Magiſtrate auf, gegen die Urheber dieſes abſcheulichen Gerüchts ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, ſolches durch Trommelſchlag als boshaft erſonnen zu erklären, und dem, der den Urheber kundig mache, 1000 Thlr. zuzuſichern. Und doch erneuerte ſich am folgenden Tage der Allarm; alle Häuſer und Läden wurden geſchloſſen; mit Schreien und Lamentiren ſchleppten Weiber und Männer Gepäck aller Art an den Rhein; Geh. R. Weckbecker und ſeine Freunde mußten ſelbſt durch alle Straßen laufen, um die Ruhe herzuſtellen. Melas ergriff ſtrenge Maßregeln; er ließ auf den größeren Plätzen für Aufwiegler und Verbreiter gefährliche Nachrichten Galgen aufrichten. Da gab es Ruhe. Wer von emigrirten Franzoſen etwa noch da war, ſollte bis Mittags 12 Uhr abgezogen ſein. Man ſah nun „nicht einmal mehr etwas, was einem Franzoſen glich.“ Das Volk lebte in ſcheinbarer Ruhe und harrte, des zwangvollen Zuſtandes müde, mit einer Art

von Indolenz der kommenden Dinge. Die Franzoſen rückten näher und näher über Mayen, das linke Moſelufer, den Hunsrücken und von Bonn aus den Rhein entlang. Und bald wurde es deutlich, daß die K. K. Generale keine ernſte Vertheidigung verſuchen wollten. Nauendorff erklärte die Poſition vor Coblenz für unhaltbar. Die Brücke ſollte aber nicht geſprengt, die Bogen, wo Aufziehbrücken waren, durchgeſchlagen und mit Balken und Brettern zugedeckt werden; der kurtrier. Artillerie-Lieutenant C. Seitz gab den Gedanken an und führte ihn aus; die Erhaltung der 450 Jahre alten Brücke war geſichert. Am 18. und 19. Oktober zogen Kaiſerliche in großer Zahl über den Rhein; die meiſten Kanonen wurden aus den Verſchanzungen fortgeführt, dicht vor denſelben auf der Karthauſe blieben einige Piquets und Vedetten ſtehen, die offenbar nur beobachten und das etwaige Anrücken der Feinde melden ſollten. Die Brücke über die Moſel am deutſchen Ecke ſchlug man ab. Alle Bäckerknechte mußten nach Ehrenbreitſtein. In der Stadt herrſchte die furchtbarſte Stille. Der Landſtatthalter war am 17. im Thal angekommen, kehrte aber bald wieder nach Montabaur zurück; er ſah es als fruchtlos an, ſich um die hieſigen Dinge zu kümmern. Eſchermann, Kalt, Liel folgten ihm, Weckbecker blieb bis zuletzt, um dem Kurfürſten treu zu berichten. Doch hatte am 19. noch eine große Magiſtrats- und Directorial-Deputation Berathung mit der Landſtatthalterei; es wurden die zu einer Capitulation erforderlichen Puncte feſtgeſtellt. Melas konnte bei dem Entſchluſſe, Coblenz zu verlaſſen, ſich ſelbſt in eine Verhandlung mit dem Feinde nicht einlaſſen; der Magiſtrat ſollte das übernehmen; als Forderung an den Feind beſtimmte man, daß er die Reſidenz, das kurfürſtliche und das Privateigenthum ſchone und gute Behandlung der Perſonen und der Stadt zuſage; der

Magiſtrat könne angeben, daß er unter dieſen Bedingungen durch ſein Flehen die K. K. Armee zum gütlichen Rückzuge bewegen würde.

„Mit Behauptung der hieſigen Poſition," ſchreibt Weckbecker, „war es offenbar von Anfang an kein Ernſt, da man weder die wahre Stellung des Feindes noch ſeine Stärke zu erfahren zweckmäßige Mittel ergriff; man defilirte dann ruhig über den Rhein, ließ alle mit ſo vieler Mühe und ſo großen Koſten errichtete Batterien im Stiche und nahm dem armen Landmanne noch Alles, was er hatte, weg; das iſt in Kurzem der Operationsplan des Melas'ſchen Corps und, wie man allgemein ſagt, das Reſultat der Anſchläge des Capitain Hoyer." Auch General Beaulieu, von Clerfait geſchickt, um zu ſehen, ob man den Feind zurückwerfen könne, traf nach kurzer Recognoscirung keine Aenderung und reiſte an demſelben Tage (21. Octbr.), wieder ab. Jede Hoffnung war nun vorbei. Von Bonn kam die Nachricht, daß die franz. Armee mit 7 Bataillonen Infanterie, zahlreicher Cavallerie, Haubitzen und Kanonen verſtärkt worden ſei. Am 22. rückte der Feind über die Nette, überraſchte ein Piquet von Barko Huſaren, drang über Kärlich und hatte am Bubenheimer Berg ein Vorpoſtengefecht. Der letzte Tag der trieriſchen Herrſchaft brach an. In der Nacht vom 22. auf den 23. war die Hauptmaſſe des öſtreichiſchen Corps vollends über den Rhein gegangen und hatte in den Batterien bei Mariahülf und bei Schönbornsluſt eine ſchwache Beſatzung, meiſt Walachen, und einige Kanonen gelaſſen. Gegen Mittag begann die Attaque auf die Batterie bei Schönbornsluſt, die nach einigen Kanonenſchüſſen in die Hände der Franzoſen fiel. „Die Kaiſerlichen liefen wie die Haſen und ließen eine Kanone im Stich." Es würde ihnen und der trier. Jägercompagnie Luxem, die nicht weit davon operirte, ſchlimm

ergangen ſei, wenn ſie nicht durch eine Batterie auf dem Niederwerth und durch das Feuer von der Feſtung geſchützt worden wären. Dann entfalteten ſich plötzlich die Franzoſen in langer Reihe vor der großen Verſchanzung hinter Mariahülf und von dem erſten Waſſerthurm an auf der Landſtraße von Metternich her. General Marceau hielt unbeweglich an der Spitze ſeiner Truppen auf einem weißen Pferde. Auch hier erfolgten einige Dechargen aus den Batteriegeſchützen, und dann lief Alles, was laufen konnte, zur Moſelbrücke und in die Stadt; die erſte bretterne Brücke in der Nähe des Zollhäuschens wurde abgeworfen. Inmittelſt feuerte man von der Feſtung, von der Batterie auf dem Weißer Felde, von dem Walle neben dem Ochſenthurm und von den Schanzen aus dem Paradieſe auf die Franzoſen, die dagegen mit Mörſern und Kanonen verſchiedenen Calibers die Stadt beſchoſſen und die gegen ſie gerichteten Geſchütze zu demontiren ſuchten. Der Ochſenthurm bewährte ſich nicht, wie im J. 1688 bei Boufflers' Angriff; nach wenigen Schüſſen lagen zwei Kanonen auf dem Walle neben dem Thurm danieder „und ein todter und ein bleſſirter Kanonier dazu." Von der Feſtung her wollte es Anfangs auch nicht recht gehen. Die Schüſſe fielen zu kurz, und eine Kugel von daher flog ſogar durch das Hintergebäude des Gaſthofs zum wilden Mann. Nachher aber trafen einige 24 Pfünder ſo gut, daß ſie die Franzoſen hinter dem Waſſerthurm auf dem Metternicher Wege erreichten und mitten durch Reihen und Glieder durchfuhren. Am meiſten Beläſtigung verurſachten den Feinden die Batterien auf dem Weißer Felde und auf dem Paradieſe. Das ganze Scheingefecht dauerte etwa eine und eine halbe Stunde. Da ſchickte Marceau eine Aufforderung an Melas und an den Magiſtrat, und ſogleich hörte alles Kanoniren auf. Die weiße Fahne wurde aufgeſteckt; Marceau verlangte binnen einer halben

Stunde unter Androhung gänzlicher Zerſtörung die Uebergabe. Man verfuhr gemäß den am 19. getroffenen Verabredungen. Marceau verhieß gute Behandlung der Stadt, beſtand aber darauf, daß die Brücke ſogleich hergeſtellt würde, und daß er noch an demſelben Abend in Coblenz einziehe. Dies wurde zugeſtanden. Die wenigen Kaiſerlichen flohen in Eile über den Rhein. „Unordentlicher ſoll man noch keine Retraite geſehen haben, als dieſe war; hingegen gibt auch die Geſchichte kein Beiſpiel, daß eine deutſche Armee von 24 bis 30,000 Mann, bis an die Zähne verſchanzt, vor einem armſeligen Häufchen elender Krieger, die man auf 5 bis 6000 Mann rechnete, davon lief.“ [1]) Abends 8 Uhr zogen gegen 2000 Franzoſen unter den Klängen der Marſeillaiſe ein. Es waren erſt zur Schonung der Bürger Quartiere in den Kaſernen und öffentlichen Gebäuden verlangt worden; die Kaiſerlichen hatten aber die Oefen aus den Caſernen mitgenommen; deßhalb mußten die Franzoſen bei den Bürgern einquartiert werden. Die feindlichen Generale wurden vom Magiſtrat mit einem Souper im wilden Mann bewirthet. Melas verließ erſt Nachts die Stadt. Morgens 4 Uhr war die Brücke über den Rhein abgeführt.

Der Schaden des Bombardements war von keinem Belang; es waren etwa 30 Kugeln in die Stadt geflogen. Die Hauptrichtung der feindlichen Geſchoſſe ging auf den hohen Waſſerthurm, den die Franzoſen für ein Pulvermagazin angeſehen haben ſollen. Eine Bombe fiel zwiſchen dem Haus des Grafen Boos und des Banquiers Mülhens nieder, eine andere platzte auf der Firmung vor einer beſpannten Kanone, ohne Schaden anzurichten; andere Geſchoſſe trafen die Häuſer von

[1]) Nach anderen Berechnungen betrug die Zahl der Kaiſerlichen höchſtens 20,000, die der Franzoſen 7 bis 8000 Mann.

Mäckler, Nauenheim, Lucas, Tremper, Kannengießer, die Hirſchapotheke, den goldenen Apfel. Von einigen anderen kleinen Vorfällen gibt ein Brief an den Poſtſtallmeiſter Barth von ſeiner „getreuen Barthin“ Kunde; ſie habe in den Keller ſchleifen laſſen, was ſie gekonnt, und Waſſer auf allen Seiten aufgeſtellt; Herr Pottgeißer und die zwei Knippinnen hätten ſich zu ihr in den Keller retirirt; die drei Reichskronen hätten „eine Bom“ bekommen, dem Herrn Mertitſch ſei „eine Bom“ zwiſchen den Beinen durchgeflogen und habe ihm nichts gethan u. ſ. w. Am Morgen des 24. Oktober zogen die übrigen Franzoſen ein, Leute ohne Schuhe und Strümpfe, mit zerriſſenen Hoſen und Röcken, den Pfeifenſtummel im Munde, den Trinkkrug zur Seite, ein rundes Schwarzbrod auf dem Bajonett. Ueber die Feſtung war in der Convention nichts beſtimmt. Weckbecker konnte durch ſein Perſpectiv vom Thale aus nur ſehen, wie die Carmagnolen mit den Fäuſten gegen die Feſtung droheten und die unanſtändigſten Pantomimen und Grimaſſen machten. Alsbald wurde der Freiheitsbaum vor dem Schloſſe aufgepflanzt. Coblenz war in franzöſiſchen Beſitz übergegangen; der Magiſtrat verwandelte ſich in eine Municipalität; es begann die Zeit der Brandſchatzungen und Requiſitionen. Die Stadtrathsprotokolle des J. 1794 bis zum November verſchwanden, das Intelligenzblatt hörte auf zu erſcheinen. — Clemens Wenzeslaus hörte „beklemmten Herzens das harte Schickſal der ihm theuren Stadt“ Auch in der Ferne fuhr er fort, ſo lange ihm der rechtsrheiniſche Theil von Kurtrier verblieb, für diejenigen ſeiner Diener und Beamten, die in Coblenz geblieben waren, trotz ſeiner beſchränkten Einkünfte zu ſorgen; er empfahl dem Landſtatthalter (20. Juni 1795) Fürſorge, daß dieſelben die Vorſchüſſe in baarem Geld empfingen, und daß dieſes ihnen nicht gegen Aſſignate weggenommen würde; Arme

und Unglückliche bedachte er mit ſeinen Wohlthaten bis zu ſeinem Ende. Und umgekehrt dachten die Bürger von Coblenz ſeiner immer mit Dankbarkeit. So lange ſein Namensfeſt in Ehrenbreitſtein begangen wurde, fuhr eine Zahl der Coblenzer hinüber, um ſich an der Feier zu betheiligen, noch 1801 b richtete ihm Eſchermann zu ſeiner innigen Rührung darüber. Als er am 27. Juli 1812 zu Oberndorf geſtorben und nach ſeinem Wunſche ohne Gepränge und Leichenrede auf dem gewöhnlichen Kirchhof mitten unter ſeinen Pfarrgenoſſen beſtattet worden war, wurde auch in Coblenz manches Auge naß, und man erinnerte ſich mit Wehmuth der glücklichen Zeit, die man unter ſeiner Herrſchaft verlebt hatte.

Clemens W. unterſchied ſich in vielen Beziehungen von den meiſten ſeiner Vorgänger. Die Regierung hatte er, nicht als ein Mann vorgerückter Jahre, der Ruhe liebt und keine anregende Kraft mehr beſitzt, angetreten, ſondern jung, trefflich gebildet, voll Thätigkeitstrieb. Einem mächtigen Fürſtenhauſe entſtammend, brauchte er ſeine Stellung nicht zu benutzen, um das Anſehen oder den Beſitz ſeiner Familie zu erhöhen, vielmehr verwendete er, was er mitbrachte, zu ſeines Landes und ſeiner Unterthanen Vortheil. Die Liebe zu dieſen war ihm nicht angeboren, er kam aus weiter Ferne; wohl aber war er von angebornem Wohlwollen gegen alle ſeiner Leitung Anvertrauten und von einem Pflichtgefühl erfüllt, welches ſein Verlangen, das Glück ſeiner Untergebenen zu fördern, bis in die letzten Tage erhielt und ihn ſelbſt in die Verbannung begleitete. Den Glanz weltlichen Lebens verſchmähte er nicht, wenn die Gelegenheit, ſeine Stellung und Würde es verlangten; für ſich liebte er einfache, edle Genüſſe; für Kunſt und Wiſſenſchaft hatte er nicht nur ſelbſt Neigung, ſondern er erweckte dieſe auch in Andern. Dem, was die Zeit Aufklärung nannte, war er nur innerhalb

beſtimmter Gränzen ergeben; er ging neuen geiſtigen Bewegungen nicht aus dem Wege, weil ſie etwa dem Beſtehenden Gefahr bringen könnten, ſondern nahm ſie in die Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit auf und benutzte ſie, ſo lange ſie höhere Zwecke nicht ſtörten, verwarf ſie aber, ſobald er bedenkliche, vorher nicht vermuthete Folgen erkannte, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſchwankend und ſich widerſprechend zu erſcheinen. Dies konnte um ſo eher geſchehen, da er von Natur aus weich und ohne ſtarke Willenskraft, Andere nach ſich beurtheilte, nicht immer Herr ſeiner Umgebung blieb, leicht getäuſcht und ſelbſt zu Mißgriffen verleitet werden konnte, die er nachher bereute. Als Reichsfürſt war er allen deutſchen Intereſſen warm zugethan; er hing den Kaiſern treu an, war aber unabhängig genug, ſich ſelbſt mit Joſeph II. zu überwerfen, wenn er deſſen kirchliche und politiſche Schritte nicht billigen konnte. In den Zeiten der Gefahr trug er willig ſehr bedeutende Opfer und ſcheute keine Anſtrengung, dieſelbe abwenden zu helfen, ſo lange er einen Erfolg hoffen konnte. Sein Kurfürſtenthum unterlag dem äußeren Feind, nicht etwa blos, weil es ein kleiner und ein geiſtlicher Staat des weſtlichen Deutſchlands war, — auch die großen und rein weltlichen Staaten in der Nähe und in der Ferne haben gleichzeitig oder kurz darauf dasſelbe Schickſal gehabt, — ſondern weil das ganze Reich mit ſeiner morſch gewordenen Verfaſſung, ſeiner Zerriſſenheit, ſeinen in ihren politiſchen Beſtrebungen uneinigen Mächten alle Widerſtandskraft verloren hatte. — Auf kirchlichem Gebiete hatte er nicht etwa, wie viele Kirchenfürſten der Zeit, blos Sinn für äußere Pracht des Gottesdienſtes; er entfaltete dieſelbe, wenn die Kirche nach Außen hin ihre Herrlichkeit zeigen wollte; aber er arbeitete auch für Verbreitung und Feſtigung eines einfach frommen und religiöſen Lebens, erfüllte ſeine erzbiſchöflichen

Pflichten, ſpendete die h. Sacramente, ſuchte kirchliche Juſtitute zu beſſern und zu reinigen, wo er das Bedürfniß dazu erkannte, und war ſelbſt, ſo weit Menſchenaugen ſehen können, innerlich wahrhaft fromm und Gott ergeben; eine Menge von ſchriftlichen, in Privat- und öffentlichen Verhältniſſen gegebenen Aeußerungen bezeugen dies, noch mehr die Tugenden, die ihn ſchmückten, ſittliche Reinheit und chriſtliche Charitas. Unermüdlich war er in Wohlthaten, mochten Einzelne ſeiner Hülfe bedürfen, oder mochten Unglücksfälle, Brand, Eisgänge, Waſſerfluthen, wie 1784 und 1789, in ganzen Orten und Gegenden ſeines Landes Schaden angerichtet haben. In perſönlichem Verkehr war er überaus liebenswürdig, ſein Wohldenken war natürlich, ſeine Herzensgüte unerſchöpflich.

Für Coblenz hat Clemens Wenzeslaus ſehr Vieles gethan, Vieles hat er auch unvollendet hinterlaſſen, was erſt unter ganz anderen Verhältniſſen nach harten und ſchmachvollen Zeiten der Ausführung entgegengehen ſollte. Die Stadt fiel nach Deutſchlands Befreiung der Krone Preußen zu; ſie wurde ausgebaut faſt ganz nach den Entwürfen, die dereinſt der Kurfürſt gemacht hatte. Das Schloß, welches er kaum acht Jahre bewohnte, welches nachher alle Gräuel der Verwüſtung erfuhr, machte, von König Friedrich Wilhelm IV. hergeſtellt, es möglich, daß der Prinz und die Prinzeſſin von Preußen zeitweilig hier ihre Reſidenz nahmen, daß die Stadt Zeugin ihres hohen Familienglücks wurde, daß noch jetzt faſt jedes Jahr die Einwohner Gelegenheit haben, dem König und der Königin ihre Verehrung und Dankbarkeit für Alles das Schöne und Gute zu bezeigen, was Allerhöchſtdieſelben der Stadt zuzuwenden nicht aufhören.

Coblenz, Buchdruckerei von H. Hildenbrandt.

Außer einigen kleinen, leicht erkennbaren Verſehen wird gebeten Folgendes zu verbeſſern:

S. 107, Z. 24 Holz- ſtatt Hof-;
„ 115, „ 26 und 27 Tertia ſtatt Quarta;
„ 118, „ 24 kein ſtatt keinen;
„ 144, „ 8 technolog. ſtatt techni.;
„ 171, „ 21 Faction ſtatt Fraction;
„ 179, „ 11 iſt ſofort zu ſtreichen;
„ 191, „ 21 hinlängl. ſtatt hingl.;
„ 224, „ 27 wegmarſch. ſtatt wegmaſch.;
„ 235, „ 1 ſein ſtatt ſei.